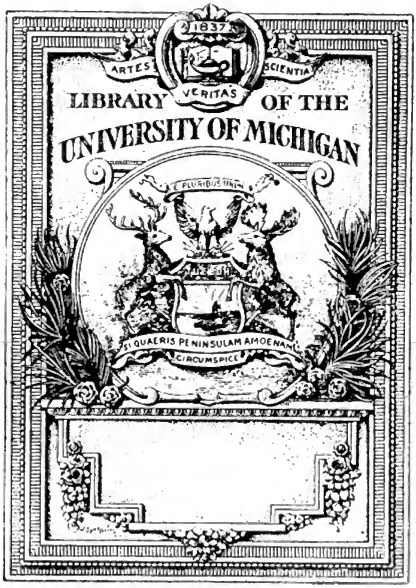
A 794,431

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

8306
B58

Jahrgang
1892.
Band II.



1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Ketz

830.6 B58

Im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin und Leipzig erscheinen gegenwärtig:

Ottilie Wildermuths
Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illustriert von **Fritz Bergen.**

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pf., 10 Bänden broschiert à 3 Mark, elegant gebunden à 4 Mark.

Die Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von ca. 14 Tagen.

Diese neue Ausgabe wird enthalten:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Erster u. zweiter Teil. — **Aus dem Frauenleben.** Erster u. zweiter Teil. — **Lebensrätsel.** — **Die Heimat der Frau.** — **Im Tageslicht.** — **Zur Dämmerstunde.** — **Auguste. Beim Lampenlicht.** — **Perlen aus dem Sande.**

Eine illustrierte Ausgabe von Ottilie Widermuths Gesammelten Werken bedarf zur Empfehlung keiner weiteren Worte. Die von einem Hauche poetischer, lebenswarmer Empfindung durchwehten Erzählungen der gefeierten Frau erfahren durch den Stift eines unsrer bedeutendsten Künstler eine lebhafte Interpretation, und wir können somit in Ottilie Wildermuths Gesammelten Schriften ein Werk bieten, das auf die Sympathien der weitesten Kreise rechnen darf.

Subskriptionen auf das Werk nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Der Todtenkopf. Roman von Friedrich Meister (Fortsetzung und Schluß)	5
Verschmäht. Roman von L. Haidheim	29
Die Pflegeschwester. Eine Geschichte aus dem modernen Leben. Von Eugen Schmitt	92
Der Student von Helmstädt. Historische Erzählung. Von B. Emil König	138
Wie man ein Stück probt. Ein Blick hinter die Kulissen. Von Robert Misch	155
Die Eisenbahntruppen der Gegenwart. Eine militärisch-technische Studie. Von Ulr. Myers	169
Beiträge zur Schönheitspflege. Von Theo Seelmann. V. Die Pflege des Haares	180
Kompaß und Log. Nautische Skizze von A. Berthold	193
Die Haube. Ein Beitrag zur Geschichte der Kopfbedeckungen. Von Richard March	205
Mannigfaltiges:	
Professor und Schustergeselle	213
Ueber das Unsichtbare	216
Wißmann und sein Esel	219
Allerlei Kritiker	221
Wie man Sultanin wird	226
Unterirdische Städte	227
Eine Aushebung in Masse	230
Dampfkanonen	231
Moderne Magie	232
Schiller und die Graubündner	237
Aerzteeinkommen im 16. Jahrhundert	237
Der Bart im Heere	238
Wohl begründet	238
Kostbare Milch	239
Lotterie bei den Römern	239
Erwünschte Strafe	240
Schnell erbaute Festung	240

Der Todtenkopf.

Roman

von

Friedrich Meiſter.

(Fortſ. u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Invalide legte die Stirn auf ſeine Hände, als müſſe er über etwas nachdenken. Nach einigen Minuten fuhr er zu Elſe Krüſſow fort:

„Da war beſonders ein Punkt, um deſſen Klarlegung es ihm zu thun war. Ein Mann, der allen Grund hat, ihn zu haſſen, verſuchte ihm das Leben zu nehmen; der Zufall aber führte zur rechten Zeit einen Retter herbei. Vor der Kataſtrophe hatte der Baron ſich in folgender Lage befunden: Er hatte den Entſchluß gefaßt, Euch aufzugeben und dann für einige Zeit zu verſchwinden. Seine Schulden drückten ihn unerträglich; viele ſeiner Gläubiger nahmen von ſeiner Verhaftung nur noch Abſtand, weil ſie erwarteten, aus Eurem Heirathsgute befriedigt zu werden. Er wußte ganz genau, daß er in's Schuldgefängniß gebracht werden würde, ſobald man die Auflöſung des Verlöbniſſes erfuhr, und aus dieſem Grunde wollte er ſich verborgen halten, bis er im Stande ſein würde, mit ſeinen Feinden zu unterhandeln — denn als ſolche betrachtete er die Leute, die ihm ihr Vertrauen geſchenkt hatten. Auch wollte er Euch aus dem Wege gehen, Euch und ſeinen Freunden; er fühlte ſich der Aufgabe

nicht gewachsen, die Vorwürfe und den Hohn der Letzteren ruhig anzuhören, da er ihnen die Beweggründe seiner Handlungsweise doch nicht erklären konnte. Er war sich bewußt, der am schwersten Betroffene zu sein, und eher Mitgefühl, als Vorwürfe und Hohn zu verdienen.

Dann aber geschah jener Mordanfall auf ihn, und in seinem hilflosen Zustande konnte er nun weiter nichts thun, als Diejenigen, die ihn gerettet und sich seiner angenommen hatten, durch Versprechungen und Drohungen zum Stillschweigen zu bewegen. Einer derselben schwieg mehr aus Rücksicht für den Angreifer des Barons, als für diesen selber; denn der war anfänglich entschlossen, alle Rache zu nehmen, sobald er wieder auf den Beinen sein würde. Später besann er sich allerdings eines Besseren. Aber während der langen Nächte, wenn der Mond sein geisterhaftes Licht in's Zimmer und auf sein Lager warf, wenn die Schmerzen ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, dann dachte er nur an Euch, und er ertrug seine Qualen leichter bei dem Gedanken, daß Ihr ihn sicherlich bemitleiden würdet, wenn Ihr ihn so hilflos und gebrochen liegen sehen könntet. Je mehr er aber an Euch denken mußte, desto grimmiger wurde auch sein Haß gegen Höhn — ja, so hieß der Andere — und in seinem Herzen brütete er Vergeltungspläne. Dann aber stieg Euer Antlitz wieder vor ihm auf, und die schwarzen Gedanken wichen zurück. Es verlangte ihn, den Mann zu vernichten; er wußte aber, daß er zugleich mit ihm auch Euch treffen mußte, und so kämpfte er schwer mit dem Drange, der ihn zur Rache trieb, zur Rache, mehr weil Jener von Euch geliebt ward, als weil er ihn zum Krüppel gemacht.

Ich weiß, was es heißt, Pein zu leiden; sie wird zur Wohlthat, wenn sie überstanden ist und hinter Einem liegt, aber sie brütet mehr Teufel aus, als Engel, wenn man

ſich unter ihren Krallen windet. . . . So liebte der Baron Euch, und ſo haßte er jenen Anderen. Eines Tages vernahm er auf ſeinem Schmerzenslager Eure Stimme; da ließ es ihn, trotz ſeiner Hinfälligkeit, nicht ruhen. Er kroch zur Thür und lauſchte und hörte nur noch, wie Ihr fortgingt. Er wollte Euch rufen, Euch bitten, zu ihm zu kommen, aber die Sinne ſchwanden ihm. Als er wieder zu ſich kam, befand er ſich im Bett und unter den Händen ſeiner Pflegerin, die ihn trotz aller Bitten nicht wieder aufſtehen laſſen wollte. Später aber gelang ihm dies in ihrer Abweſenheit dennoch. Er hing ſich einen alten Mantel um und wartete auf Eure Rückkunft. Und Ihr kamt, und mit Euch Guſtav Höhn — dann bliebt Ihr allein im Hauſe. Da kroch der Baron hinaus in's Freie und erblickte Euch durch's Fenſter. Ihr gewahrtet ihn und ſtandet auf, er aber ſchlich ſich davon und verbarg ſich in der Scheune, weil er ſich plötzlich vor Euch fürchtete, wie vor Einem, den man liebt und dem man doch nicht begegnen mag. . . .

So, nun habe ich Euch Alles geſagt; jetzt liegt mir nichts mehr an einem Nachtlager auf dem Gutshofe."

Der Invalide ſchöpfte tief Athem, dann erhob er ſich ſo eilfertig, als er dies vermochte, und ſchickte ſich zum Weitermarſche an.

„Halt, nicht von der Stelle!" rief Elſe, ihn beim Arm ergreifend. „Ich habe Sie erkannt, Sie ſind der Baron v. Zaruba!"

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Der Baron machte eine Geberde, als ob er entweichen wolle, aber das Bewußtſein ſeiner körperlichen Schwäche und ein Blick auf den in Rufweite liegenden Gutshof hielten ihn zurück.

Anfänglich hatte er ſeine Rolle nicht ohne Erfolg ge-

ſpielt, gar bald aber hatten die heraufbeſchworenen Erinnerungen ihn dermaßen ergriffen, daß er die Maske eines unbetheiligten Boten faſt gänzlich vergaß.

„Still, Elſe, um Gottes willen!“ ſagte er erſchrocken. „Man darf mich noch nicht erkennen. Verrathen Sie mich nicht — ich will mich auch nicht vom Flecke rühren, ich verſprech's Ihnen!“

„Warum ſollten Sie auch fliehen wollen? Was haben Sie denn zu fürchten?“

Er zuckte die Achſeln. „Ja, ſehen Sie,“ erwiederte er mit einem Anflug ſeines alten ſarkaſtiſchen Weſens, „ich habe eine gewiſſe Abneigung gegen ein Freiquartier im Schuldgefängniß; Ihr Herr Vater aber ſoll ja ganz darauf verſeſſen ſein, mir mit einem ſolchen unter die Arme zu greifen, wie die Leute ſagen.“

„Die Leute ſagen Manches, was nicht wahr iſt,“ entgegnete Elſe ſtolz. „Was aber meinen Vater anlangt, ſo hat er noch niemals einen Mann bedrängt, der ſich bereits im Unglück befand, und mit Ihnen wird er ſicherlich nicht den Anfang machen.“

„Er iſt aber nur Einer von Zwanzigen —“

„Und wenn er auch nur Einer von Tauſenden wäre, was weiter? Sind Sie ſolch' ein Feigling, der deswegen zu Kreuze kriecht? Wollen Sie denn einen Mann, der Ihretwegen ſchon viel zu viel gelitten hat, durch Ihr Schweigen und Verſtecken ganz und gar in's Verderben bringen?“

„Sie meinen den Guſtav Höhn,“ ſagte der Baron heiſer.

„Ja, den meine ich. Wiſſen Sie, wo der jetzt iſt?“

Er ſchwieg und lehnte ſich ſchwer auf ſeine Krücke, während das junge Mädchen ihn mit Blicken betrachtete, die trotz der Dunkelheit zu funkeln ſchienen.

„Ja,“ murmelte er endlich, „ich weiß, wo er iſt, und auch, warum er da iſt; ich weiß es aber erſt ſeit geſtern.“

„Sie wissen's also, und doch haben Sie noch nichts gethan, ihm beizuspringen?“ rief sie, einen Schritt zurücktretend.

Er winkte ihr schwach zu, wieder näher zu kommen. „Verabscheuen Sie mich nicht,“ sagte er dumpf. „Hören Sie mich zuvor wenigstens an. Ich bin kein Heiliger — wenn mich Jemand auf die eine Backe schlägt, dann kann ich ihm die andere nicht auch noch ruhig hinhalten — im Gegentheil, dann schlage ich wieder, so hart ich kann.“

„Nun?“

„Schauen Sie mich an. Sie wissen, was für ein Mann ich vor Kurzem noch gewesen bin. Was bin ich jetzt? Ein hilfloser Klumpen Unglück, ein elender Krüppel, der von jetzt an wie ein Reptil durch die Welt kriechen muß. — Ich kann nicht mehr reiten, nicht mehr jagen, ich muß auf jedes Vergnügen verzichten und von ferne zusehen, wenn Andere sich ergötzen — warum? Weil ich an diese Krücke geschmiedet bin, an diese Krücke, die ich über'm Knie zerbrechen kann und die mich dennoch in den grausamsten Banden hält!“

„Ihnen bleibt noch viel nützliche Arbeit, die Ihnen eines Tages auch sicher volle Befriedigung gewähren wird,“ versetzte Else theilnahmsvoll.

„Kommen Sie mir nicht mit Predigten, die kann ich mir selber halten, wenn ich welche brauche!“ rief er heftig. „Sehen Sie mich an, von oben bis unten, und dann sagen Sie mir, wer mich zu dem gemacht hat, was ich jetzt bin!“

„Das war seine Absicht nicht, Herr Baron!“ betheuerte sie mit gefaltenen Händen. „Das war ein unglücklicher Zufall, glauben Sie mir! Er würde sein Leben hingeben, könnte er's dadurch ungeschehen machen!“

„Das sagt er jetzt, wo nichts mehr zu ändern ist. Aber auch ich habe dabei mitzureden. Ich weiß, daß Ihr Herz an ihm hängt, versuchen Sie aber trotzdem, mich zu verstehen, versuchen Sie, mir nachzufühlen, warum ich

ſchweige und mich verborgen halte und ihn ſeinem Geſchick überlaſſe. Ich geſtehe ganz offen, daß es mich wenig kümmern ſollte, wenn ihm etwas zuſtieße — laſſen Sie mich Ihnen ſagen, warum."

„Soviel Bosheit hätte ich Ihnen niemals, niemals zugetraut!"

„Bosheit — ja ja, das wird's ſein. Aber ich habe eine Entſchuldigung dafür. Als ich vernahm, daß die Stadtpächtersleute wegen des Geldes, das ich ihnen ſchuldete, in Noth gerathen waren, da war ich entſchloſſen, Alles aufzubieten, um ihnen zu helfen. Sie können ſich daher denken, wie gern ich ſogleich auf Ihres Vaters Vorſchlag, Sie zu heirathen, einging, denn das war ja das einfachſte und beſte Mittel für mich, Höhn meine Schulden zu bezahlen. Ich theilte ihm das auch in aller Harmloſigkeit mit; anſtatt aber die Sache mit mir ruhig zu beſprechen, gerieth er ohne Weiteres in Wuth und kam mir mit Drohungen. Nun ſehen Sie, ein Kind könnte mich an einem Fädchen leiten, aber zwanzig Männer können mich nicht treiben."

„Sie hätten Nachſicht mit ihm haben ſollen, er litt ja am meiſten."

„Sie haben nur Gedanken für ihn — für mich keine. Mag ſein, daß Sie ihn beſſer kennen; wenn ich aber zurückblicke auf das Elend, das über uns Alle gekommen iſt, dann muß ich mir ſagen, daß mir nicht mehr zur Laſt gelegt werden darf, als ihm. Als er mir zum erſten Male drohte, da achtete ich nicht darauf und wünſchte ihn dennoch zu retten, ihm ſelber zum Trotz. Bei ſeiner zweiten Drohung hatte das Verlangen, Sie zu meinem Weibe zu machen, alles Andere in den Hintergrund gedrängt. Ich lernte etwas von ſeinen Empfindungen verſtehen, zugleich aber erwachte auch meine ganze Selbſtſucht. Sein Betragen gegen mich rechtfertigte mich vor mir ſelber, und wir

ſchieden als Feinde. Ich erwartete, daß er ſeine Drohung ausführen werde — ich an ſeiner Stelle hätt's gethan — und ich will auch nicht leugnen, daß ich vielleicht in Verſuchung gekommen wäre, ihn auf gewaltſame Weiſe daran zu hindern. Da aber ging er plötzlich nach Preußen, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, welchen Plan er eigentlich verfolge. Furcht hatte ich nicht vor ihm, dafür haßte ich ihn zu ſehr, aber ich war auf das Aergſte gefaßt und mehr als je entſchloſſen, Sie für mich zu erlangen. Dann kam ich dahinter, wie ſehr Ihre ganze Seele an ihm hing. Ich bedauerte Sie, Elſe, weil ich Sie liebte — ja, weil ich Sie liebte! — und faſt bedauerte ich auch ihn, um Ihretwillen. Sie wiſſen, daß ich mit mir kämpfte, als Sie mich baten, Ihnen fern zu bleiben; wie hart der Kampf aber war, das können Sie nicht ermeſſen. Nachdem Sie dann eingewilligt hatten, die Meine zu werden, bot ich Ihnen wieder die Freiheit — Sie aber ſchlugen's aus — wiſſen Sie noch?"

„Ich weiß," ſagte ſie leiſe, indem ſie ihr Geſicht verhüllte.

„Sie wiſſen's alſo doch," fuhr er bitter fort. „Ja, aber ſogar dieſe Weigerung geſchah um ſeinetwillen — Alles für ihn, nur für ihn, nichts, gar nichts für mich! ... Wie geſagt, ihn fürchtete ich nicht, aber ich fürchtete Sie, Elſe; Tag und Nacht peinigte mich der Gedanke, daß ich im Begriff wäre, Ihnen ein Unrecht zuzufügen, das ich nie wieder gut machen könnte. Ich hatte durch Sie etwas gelernt ... ich mußte oft an meine ſelige Mutter denken."

Er fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und Elſe betrachtete ihn mit Erſtaunen, Rührung und ſtiller Achtung.

„Dann erzählte mir mein alter Freund Winterfeld, wie mein Großvater einſt ebenſo verſucht worden war, wie ich verſucht wurde, und das brachte mich zu mir ſelber. Ich ſchrieb jenen Brief an Sie und übergab ihn meinem Feldhüter zur Beſtellung. Auf dem Rückwege begegnete mir

Höhn. Er kam, um mir anzukündigen, daß er am nächsten Morgen vor allen Hochzeitsgästen seine Drohung ausführen werde, und als ich ihm sagen wollte, wie ich ihm zuvorgekommen sei, da stürzte er mich von der Brücke. Als ich wieder zu mir kam, da war mein erster Gedanke, mich vor ihm verborgen zu halten, bis ich ihm unter gleichen Bedingungen würde gegenübertreten können; denn ich war überzeugt, daß er alle Mittel, die er gegen mich in Händen hielt, nun aufwenden werde, um sich gegen eine Anklage meinerseits zu schützen. Er hatte die Macht, mich in's Gefängniß zu bringen — und jetzt, da Sie nicht länger im Spiel waren, war ich gegen die Schmach empfindlicher, als vorher."

„Das hätte er nimmermehr gethan," rief Else. „Ein solcher Gedanke hatte gar nicht Raum in seinem Herzen, das ganz von Verzweiflung und Reue über die rasche That angefüllt war, die ihn zu Ihrem Mörder gemacht hatte, wie er fest glaubte."

„Mag sein, ich wußt's aber nicht, glaub's auch heute noch nicht, wenn ich keinen gewichtigeren Beweis dafür erhalte, als Ihren Glauben an seine guten Absichten. Mein Brief an Sie war hinreichend, den paar Freunden, die sich für mich interessirten, mein Verschwinden vorläufig zu erklären. Im Uebrigen aber waren Ruhe und Zurückgezogenheit jetzt für mich dringend geboten, wenn ich wieder einigermaßen auf die Beine kommen wollte. Ich erfuhr kein Wort von dem, was draußen vorging, mir lag auch nichts daran — nur an Sie dachte ich noch. Jetzt wissen Sie Alles — verabscheuen Sie mich auch jetzt noch? Wundern Sie sich noch immer darüber, daß mir's gleich ist, ob sie ihm hart mitspielen oder nicht? Ist's Ihnen nun nicht erklärlich, weswegen ich noch zögere, ihm die Freiheit und damit zugleich Sie, die er liebt, wiederzugeben?"

Else blickte eine Weile vor sich nieder, dann streckte sie ihm mit herzlicher Bewegung die Hand entgegen.

„Ich habe keine Vorwürfe mehr für Sie!“ sagte sie.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Dank, Else, Dank! Das thut mir wohler, als alle die Salben und Tränklein des Feldscherers. Ich wollte ihm ja nichts Böses anthun, aber als ich hilflos wie ein Klotz dort draußen beim Wallur lag und keinen Finger zu meiner Vertheidigung rühren konnte, da graute mir vor der Schande, der er mich preisgeben konnte — nicht um meinetwillen, aber um meiner Mutter willen und Anderer, deren Namen ich führe. Am meisten aber fürchtete ich das Wiedersehen mit Ihnen, wenn er mich ehrlos gemacht haben würde. Jetzt denken Sie nichts Schlimmes mehr von mir, darf ich dies hoffen?“

„Das dürfen Sie — aber ich kann auch den Gustav nicht tadeln. Sie haben einander mißverstanden; da ich aber alle Schatten hinwegräumen möchte, so müssen Sie mir nun auch mittheilen, mit welcher Schmach er Ihnen gedroht hat.“

„Hat er Ihnen denn das nicht erzählt?“

„Nein, nicht einmal angedeutet.“

„Er sollte nie mit Ihnen von einem Briefe, den ich einmal an den alten Höhn geschrieben, und von einem mich betreffenden Reskript meines ehemaligen Regiments gesprochen haben?“

„Nie.“

„Das ist seltsam,“ murmelte der Baron nachdenklich. „Es ist mir auch aufgefallen, daß bei all' dem Geschwätz über unsere Affaire niemals davon die Rede gewesen ist. Er kann unmöglich darüber gänzlich geschwiegen haben, denn er ist nicht der Mann, der sich einer solchen Waffe nicht bedienen sollte.“

„Er ist nicht der Mann, der auf unedle Weise einen

Vortheil ausnützte, sei es gegen Sie oder gegen einen Anderen," versetzte sie mit Nachdruck.

„Das mag unerörtert bleiben; jedenfalls aber ist's seltsam," murmelte er kopfschüttelnd.

„Es war freundlich und gut von Ihnen, daß Sie mich aufgesucht haben, Herr Baron; vollenden Sie nun, was Sie so edel begonnen, und verhelfen Sie Gustav wieder zur Freiheit."

„Das verlangen Sie von mir, nachdem ich Ihnen das Alles erzählt habe?" sagte er zähneknirschend.

„Ich bitte Sie darum, um meinetwillen. Denken Sie auch an seine arme alte Mutter. Sie haben bereits bewiesen, daß Sie edelmüthig sein können — seien Sie's noch einmal."

Sie hielt seine Hand, und das Flehen ihrer süßen Stimme drang ihm in's innerste Herz. Er beugte den Kopf.

„Ich will thun, was Sie wünschen," sagte er, „und öffnete ich auch damit das Gefängniß für mich selber."

„Das wird und darf nicht geschehen; die Papiere, die Ihnen Sorge bereiten, sollen Ihnen zugestellt werden, ehe Sie noch ein Wort zu Gustav's Gunsten gesprochen haben. Kommen Sie, Herr Baron, ich will mit Ihnen zurückgehen zu seiner Mutter, die uns sicherlich jede nöthige Aufklärung geben kann."

Sie schlugen wieder den Weg zur Hütte des alten Husaren ein; man kam nur langsam vorwärts, weil der Baron sich mit seiner Krücke noch nicht recht abzufinden wußte. Else aber war ein resolutes Mädchen; sie nahm seinen Arm unter den ihren und half ihm tüchtig vorwärts. Dieser Beweis von Zutraulichkeit ließ ihn alle erlittenen Schmerzen vergessen.

Sie erreichten die Hütte und traten ein.

Der Kranke schlief.

Die Wittwe Höhn, die wie immer an seinem Bette

saß, erhob sich; sie erkannte den Baron auf den ersten Blick und musterte ihn in seiner sonderbaren Verkleidung von oben bis unten.

„Sie haben sich sehr verändert," sagte sie langsam und traurig. „Aber ich freue mich, Sie zu sehen, das werden Sie mir wohl glauben."

Er fragte kurz und ohne Umschweife nach dem Verbleib der Schriftstücke.

Die Wittwe nickte. „Gustav war in starker Versuchung, von den Papieren gegen Sie Gebrauch zu machen, als er glaubte, daß Sie Else heirathen würden; seine bessere Natur aber gewann die Oberhand. ‚Else darf keinen Mann kriegen, der jeden Augenblick in's Gefängniß geschleppt werden kann,' sagte er und dann verbrannte er die Papiere."

„Er hat sie verbrannt!" rief Else in heller Freude.

„Wann?" fragte der Baron.

„Am Abend seiner Rückkehr aus Preußen, am Abend vor dem Tage, der Ihr Hochzeitstag sein sollte."

Der Baron stand sprachlos.

Else blickte ihn triumphirend an.

Der Beweis, daß ihre Zuversicht gerechtfertigt gewesen war, lag vor ihnen; Gustav hatte eine Hochherzigkeit gezeigt, welche der des Barons zum Mindesten gleich kam.

„Jetzt soll's an mir nicht mehr fehlen," sagte Zaruba dumpf, aber entschlossen. Damit verabschiedete er sich eilig und hinkte hinaus.

Er schlug den geraden Weg nach dem Karziger Herrenhause ein. Die alte Haushälterin daselbst gerieth vor Schreck fast von Sinnen, als sie den Todtgeglaubten plötzlich vor sich stehen sah, und noch dazu in solch' einem Aufzuge, und nicht ohne Schwierigkeiten gelang es ihm endlich, sich Einlaß in sein eigenes Heim zu verschaffen.

Dreißigstes Kapitel.

Der Baron hielt Wort. Ohne Zögern that er die nöthigen Schritte, um Höhn von dem Verdacht des Mordes zu entlasten, und dabei nahm er auch die Hilfe seines alten Freundes, des Majors v. Winterfeld, in Anspruch, der mit freudigem Erstaunen die Botschaft von der Auferstehung des Karzigers vernommen hatte.

Sodann mußte vor Allem Sorge getragen werden, daß der Baron nicht auf Antrag des ersten besten ungeduldigen Gläubigers verhaftet und in den Schuldthurm geworfen werden konnte. Das war keine leichte Aufgabe, denn die Schulden Zaruba's beliefen sich auf sehr ansehnliche Summen, und dazu war sein Ruf derart, daß Niemand mehr auf seine Versprechungen oder schriftlichen Verpflichtungen etwas gab. Wohl war Karzig ein werthvoller Besitz, der, nachdem die schwere Kriegsnoth nicht mehr auf dem Lande lastete, nach einigen Jahren ruhiger Bewirthschaftung wohl soviel Ertrag bieten konnte, um damit den größten Theil der Schulden zu decken; allein wer bürgte den Gläubigern dafür, daß der Baron in seinem Leichtsinn nicht neue Verpflichtungen einging, ehe die alten gedeckt waren? Er hatte dies so oft gethan, daß die Wenigen, die ihm noch wohlgesinnt waren, mit ihrer Hilfe jetzt zurückhielten, weil sie sich sagten, daß sie sich nur selber wieder belasten würden, ohne ihm dabei dauernd zu nützen.

Der Major ließ sich die Dokumente und Verschreibungen über alle Verpflichtungen vorlegen. Als er Alles genau durchgesehen hatte, wendete er sich zu dem stumm neben ihm sitzenden Baron.

„Nun sag' 'mal aufrichtig, Fritz, meinst Du, daß ich Dir noch einmal trauen kann?"

„Wieso?"

„Daß Du ruhig und vernünftig leben und Jedem sein Recht zukommen lassen willst?"

„Ob Du mir trauen darfst, will ich ungesagt lassen," versetzte Zaruba mit einem grimmigen Lächeln, „aber dem Dinge hier kannst Du trauen!"

Damit wies er dem Major seine Krücke.

„Gut, gib mir die Hand darauf. Ich will Dir noch einmal helfen; wahrscheinlich wird's das letzte Mal sein."

Zaruba's Antlitz wurde düster, gleich darauf aber erhellte es sich wieder.

„Ich wollte Deine Güte ablehnen, Winterfeld," sagte er. „Verzeih' mir. Ich nehm's an; und mein Wort d'rauf, Du sollst Dich in mir nicht wieder getäuscht haben." —

Der Major traf nunmehr unter dem geschäftlichen Beistande des Rathsherrn Halenbeck eine Vereinbarung mit den drängendsten der Gläubiger, und schon wenige Tage später konnte der Baron sich überall öffentlich sehen lassen, ohne fürchten zu müssen, von den Häschern des Gerichts aufgehoben zu werden.

Eine Eilfahrt mit Relais nach Kolberg war der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte. Hier gab er dem Richter eine Schilderung seines Zusammentreffens mit Höhn auf der Karziger Brücke, wodurch der Gefangene vollständig entlastet wurde, um so mehr, da dessen frühere Aussagen mit denen des Barons genau übereinstimmten.

Die Anklage wurde zurückgezogen, und der Musketier Höhn wieder der Militärbehörde übergeben, die nunmehr das unterbrochen gewesene Verfahren wegen Fahnenflucht auf's Neue gegen ihn eröffnete.

Jetzt aber nahm der alte Major v. Winterfeld sich des Delinquenten an. Er wendete sich direkt an König Friedrich den Großen, und seiner Befürwortung gelang es, einen vollen Pardon und obendrein die Entlassung aus dem Regimentsverbande für den so schwer geprüften Mann zu erwirken. Die unvergleichlichen Kriegserfolge und der

kürzlich geſchloſſene glorreiche Friede hatten den Monarchen gnädig geſtimmt.

— — — — — — — — — — — —

Der Todtenkopf warf ſich unruhig auf ſeinem Lager herum.

„Kommt er denn noch nicht?“ murmelte er mißmuthig vor ſich hin. „Baſſa Maſenga! Wo bleibt er denn?“

„Meint Ihr den Baron?“ fragte Frau Höhn, ſeine treue Pflegerin, ſanft.

Zaruba war bisher täglich in der Hütte erſchienen, um nach dem Befinden des wackeren Mannes zu ſehen, der ihn in jener Winternacht aus der Schlucht getragen und ihm ſo das Leben gerettet hatte.

„Nein, nicht den Baron — ich meine Euren Guſtav — Da iſt er! Ich kenne ſeinen Tritt!“

Die Thür öffnete ſich langſam, und ein Mann kam herein. Sein Geſicht war bleich und abgehärmt, er ging gebeugt, als drücke ihn die Laſt vieler Jahre. Zögernd blieb er am Eingang ſtehen, als ſei er ungewiß, wie man ihn empfangen würde.

„Mutter!“ kam es leiſe über ſeine von einem wilden Bart umwucherten Lippen.

Die Freude hatte die Frau ſtumm gemacht; ſie eilte auf ihn zu und ſchloß ihn innig und lange an ihr Herz. Sie hatte ihn ja wieder, er war ja wieder ihr Kind!

Der Todtenkopf hatte ſich aufgerichtet; die Bandagen ſaßen ihm ſchiefer als jemals auf dem Schädel, und die Augen funkelten ihm vor Vergnügen und Rührung.

„Da iſt er ja,“ murmelte er vor ſich hin, indem er die zitternde Rechte ausſtreckte. „Da iſt er ja ... Und da iſt auch der Andere!“

Die Thür hatte ſich noch einmal geöffnet.

Guſtav wendete ſich um und ſah den Baron auf der Schwelle ſtehen. Ein Beben überlief ſeinen Körper.

Der Baron runzelte die Brauen und machte eine haſtige Bewegung, als wolle er wieder davongehen.

„Dageblieben!“ krächzte der alte Huſar, in ſeiner Erregung alle Subordination vergeſſend. „Dageblieben, Herr Rittmeiſter, und kein Geſicht geſchnitten, wie ein Junge, dem der Apfel zu ſauer iſt! Dageblieben, zugebiſſen und runtergeſchluckt — halten zu Gnaden, Herr Rittmeiſter! Vergeben und vergeſſen — reichen Sie dem Stadtpächter die Hand — auf gute neue Freundſchaft!“

„Niemals!“ ſtieß Zaruba hervor. „Das kann ich nicht!“

Damit wollte er ſich entfernen.

Höhn aber eilte ihm nach und ergriff ihn am Arm. „Wir haben uns Beide über einander zu beklagen; Sie vielleicht am meiſten, Herr Baron,“ ſagte er. „Ich aber hatte nichts Unrechtes gegen Sie im Sinn. Wir ſind blind geweſen — ich aber war der Blindeſte; Gott im Himmel weiß, wie ſchwer ich das Unglück gebüßt habe, das Sie durch mich befallen hat!“

„Ich weiß, daß Sie gerecht zu handeln meinten — auf Ihre Weiſe. Ich that daſſelbe — auf meine Weiſe. Laſſen Sie's damit abgethan ſein. Je weniger wir fortan einander in den Weg kommen, deſto beſſer wird's ſein.“

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben?“

„Das hätte keinen Zweck, da es nimmermehr ein Zeichen der Freundſchaft ſein kann.“

„Warum haben Sie ſich dann ſo eifrig um meine Freilaſſung bemüht?“

Der Baron erhob ſeinen Stock und deutete mit demſelben auf Elſe, die in dieſem Augenblick auf dem Feldwege herankam.

„Um der Jungfer willen,“ ſagte er heiſer. „Sie verlangte es, und deswegen that ich's. Sie haben die Papiere verbrannt und das war mein Dank dafür. Wir ſind quitt — weiter nichts.“

Er hinkte davon, dem jungen Mädchen entgegen.

„Er iſt da," ſagte er haſtig. „Dort drinnen — er wartet auf Sie. Verlangen Sie von mir keine Freundſchaft für ihn — erwähnen Sie ihn nie mehr gegen mich — hören Sie — nie mehr!"

Damit ſetzte er ſeinen Weg fort.

Elſe ſchritt langſam der Hütte zu. Ein bitterer Tropfen war in ihren Freudenkelch gefallen. Der arme Krüppel, der vor dem Glück, an welchem er keinen Antheil haben durfte, die Flucht ergreifen mußte, beſaß in dieſem Augenblick ihre Sympathie in reicherem Maße, als er ahnen konnte.

Das Wiederſehen der Liebenden verlief ſehr ruhig; ſie umarmten ſich nicht, ſie drückten ſich nur die Hände und ſchauten einander ernſt in's Auge. Wohl waren ihre Herzen voll Freude, noch aber war der düſtere Schatten, den das Unglück ſo lange über ſie gebreitet hatte, nicht ganz gewichen.

Sie wußten ja, daß ſie heute einander nur wenig näher waren, als an jenem Tage des Zwangsverkaufs in Höhn's Bau. Sie ſagte ihm, daß ſie ihn nicht eher wiederſehen dürfe, bis ſie mit ihrem Vater geſprochen und deſſen Willen gehört habe. Und dann fragte ſie, was er nun zu thun gedächte.

„Halenbeck hat mir mitgetheilt, daß ich die Stadtpachtung wieder übernehmen könnte," antwortete Höhn. „Er will mir die Mittel dazu vorſtrecken. Ich hätte gewünſcht, Gariß den Rücken zu kehren, um den Erinnerungen, die mir hier allenthalben entgegentreten, aus dem Wege zu gehen, aber ich meine, daß ich dem menſchenfreundlichen Manne nicht zuwider ſein darf. Auch um der Mutter willen muß ich es annehmen; ſie wird ſich freuen, wieder in's alte Heim zu kommen."

„Und um meinetwillen," fügte Elſe leiſe hinzu, ihm innig die Hand drückend. „O, wie freue ich mich!"

Thränen des Glücks perlten über ihre Wangen hernieder.

„Ich komme dadurch am eheſten in die Lage, ihm abzuzahlen, was ich ihm ſchulde," fuhr er fort. „Außerdem muß ich arbeiten, arbeiten, um wieder zu Kräften, zu Muth und Zuverſicht zu gelangen. Hoffen und froh ſein aber kann ich nicht eher, bis —"

„Nun, bis —?" lächelte ſie.

„Bis Du mir ſagſt, daß trotz Allem, was hinter mir liegt, die Zeit kommen mag, wo Du das Verſprechen halten wirſt, das Du mir am letzten Abend in Höhn's Bau gegeben haſt."

„Die Zeit wird kommen, Guſtav, wenn wir ſo lange leben," entgegnete ſie, lachend und weinend zugleich.

„Gott ſei Dank!" rief er. „Nun ſoll mir die Arbeit leicht werden!"

Und hell brach die Sonne durch die finſteren Wolken, die ſo lange und ſo ſchwer die Seele des jungen Mannes beſchattet hatten.

Der Todtenkopf, der die Beiden von ſeinem Lager aus beobachtet hatte, begann plötzlich und zum Erſtaunen aller Anweſenden ſchrill und durchdringend einen munteren Attackirmarſch zu pfeifen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Zwei Wochen nach der Rückkehr von Kolberg nahm Guſtav auf's Neue Beſitz von Höhn's Bau. Die öffentliche Meinung hatte ihm ihre volle Gunſt wieder zugewendet, da man ſich erinnerte, daß alles Unglück eigentlich nur dadurch entſtanden war, daß der Baron v. Zaruba das Geld nicht zurückgezahlt hatte, welches Guſtav's Vater ihm ſo bereitwillig dargeliehen. Man bedauerte aufrichtig, den jungen Mann jemals eines ſo ſchnöden Meuchelmordes fähig gehalten zu haben, und Viele faßten den Entſchluß, Alles nach Kräften wieder gut zu machen.

Diese Stimmungsänderung fand ihren Ausdruck zunächst in praktischer Weise. Am Morgen nach Gustav's Einzug in das von Herrn Halenbeck zunächst nothdürftig wieder eingerichtete Wohnhaus zu Höhn's Bau erschienen ganz in der Frühe zwölf Gespanne auf dem Lande des neuen Stadtpächters, um ihm einen Tag lang unentgeltlich die Felder umzupflügen. Die Schweife und Mähnen der Pferde — die dicken Braunen Krüssow's befanden sich auch dabei — waren mit lustig flatternden bunten Bändern geschmückt.

Die Garitzer Ackerbürger und die Bauern aus der Umgegend, die ihre vom Kriege verschont gebliebenen Rosse und Knechte zu dieser Liebesarbeit abgesandt hatten, fanden sich persönlich in Höhn's Bau ein, um dem überraschten Gustav ihre Glückwünsche darzubringen.

Der gutherzige Rathsherr, der alles dies vorausgesehen und auch wohl ein wenig angeregt hatte, sorgte dafür, daß es den Gästen an nichts gebrach, und so gestaltete sich dieser erste Tag zu einem wahren Feste.

Er war zuerst in Höhn's Bau eingetroffen und hatte sich dann mit Gustav in den Eingang des Hofes gestellt, um die Nachbarn heranziehen zu sehen.

„Soviel steht fest," rief er fröhlich und dem jungen Mann herzhaft auf die Schulter schlagend, „Ihrer guten Freunde sind eher mehr geworden, als weniger. Da, schauen Sie nur hin!"

„Das ist Ihr Werk, Herr Rathsherr," versetzte Höhn dankbar und ganz überwältigt. „Sie sollen Ihre Güte nicht zu bereuen haben."

Die Gespanne waren bald auf den Feldern vertheilt, das herrlichste Wetter begünstigte die Arbeit, die Pflüger bewiesen, daß es ihnen Ernst war mit ihrer Aufgabe, und als nach dem frohen, geschäftigen Tage die Sonne zur Rüste ging, da war die vorbereitende Feldarbeit zur Hälfte gethan.

* * *

Die erſte Ernte war in die Scheunen von Höhn's Bau eingefahren worden. Der Stadtpächter hatte alle Urſache, mit derſelben zufrieden zu ſein.

Eines Nachmittags machte er ſich auf den Weg zur Krüſſow'ſchen Beſitzung. Der Zufall fügte es, daß der Alte gerade die Thür öffnete, als er eintreten wollte. Die Männer ſchauten einander in die Augen. Dann trat der Gutsbeſitzer einen Schritt zurück.

„Ich freue mich, Sie zu ſehen, Stadtpächter," ſagte er. „Kommen Sie herein."

Guſtav ſchritt über die Schwelle und blieb dann ſtehen.

„Wiſſen Sie, weswegen ich komme?" fragte er. „Sie haben mir damals ein Jahr Friſt geſtellt, wie Sie ſich erinnern werden. Meine Verhältniſſe haben ſich nun zum Beſſern gewendet und ich glaube, Ihren Anforderungen jetzt genügen zu können."

„Das höre ich gerne, Stadtpächter. Ich habe Sie beobachtet; Sie ſind ein tüchtiger Mann. Offen geſtanden, ich hätt's Ihnen nicht zugetraut. Sie können mir's aber nicht verargen, ich wollte meine Tochter in ſicheren Händen wiſſen."

„Ich verarge Ihnen nichts. Sind Sie denn aber nun der Meinung, daß Ihre Tochter bei mir gut aufgehoben ſein würde?"

„Ja, Stadtpächter, das iſt ſo 'ne Sache. Sie haben ſich ja brav herausgemuſtert, das muß man ſagen. Vor 'nem Jahr waren Sie noch ein armer Pracher. Na, ich denke, es wird ſich machen; das Mädel, die Elſe, hat ihren Kopf darauf geſetzt, keinen Anderen zu nehmen, als Sie, und am letzten Ende will ich dem Glück meines Kindes nicht im Wege ſein. Das aber kann ich Ihnen ſagen, Stadtpächter, wären Sie heute noch der arme Schlucker, wie damals, Sie kriegten ſie nicht, und wenn ihr Beide euch auf den Kopf ſtelltet. Ich bin der Vater und kenne meine Pflicht."

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie nur das Wohl Ihres Kindes im Auge hatten.“

„Sehr richtig. Wenn Sie selber einmal erwachsene Kinder haben, dann werden Sie das noch mehr einsehen. Da ist aber noch ein Punkt, über den wir im Klaren sein müssen. Ich habe in diesem Jahre schwere Verluste gehabt“ — hier verzog sich sein Gesicht zu einem weinerlichen Ausdruck — „schwerere Verluste, als während der ganzen Kriegszeit; ich kann dem Mädel daher nichts mitgeben, wenigstens so gut wie nichts.“

„Ich brauche Ihr Geld nicht; ich habe niemals darauf gerechnet.“

„Gut. Dann machen Sie's mit der Else ab. Ich bin einverstanden.“ —

Der Hochzeitstag war festgesetzt, ehe noch Gustav das Gut wieder verlassen hatte.

Der Tag kam; ein heller, freudiger Sonntag. Keine Wolke zeigte sich am Firmament, alle Schatten waren verschwunden, klar und gerade lag der Lebensweg vor ihnen.

Wieder versammelten sich die Hochzeitsgäste; jener erste verunglückte Hochzeitstag war vergessen. —

Der Baron v. Zaruba hatte inzwischen ruhig auf Karzig gesessen und die Geschäfte des Gutes mit solcher Gewissenhaftigkeit und so großem Verständniß wahrgenommen, daß Alle, die schon früher mit ihm in Verbindung gestanden hatten, darüber erstaunt waren. Als aber die Kunde von Höhn's bevorstehender Hochzeit sich verbreitete, da verlor er die Ruhe.

Er beschloß, Karzig auf einige Monate zu verlassen. Der Major v. Winterfeld schüttelte den Kopf, als er dies vernahm, er erhob jedoch keine Einsprache, und Zaruba reiste ab. Vorher aber hatte er die Summe, die er Höhn schuldete, auf Heller und Pfennig und mit den aufgelaufenen

Zinsen dem Bankier Halenbeck zur Aushändigung an den Stadtpächter übergeben.

Er blieb achtzehn Monate lang abwesend, unterhielt jedoch einen regen brieflichen Verkehr sowohl mit dem Major, als auch mit seinem Gutsinspektor, wodurch diesen Beiden die Beruhigung wurde, daß er die bescheidenen Mittel nicht überschritt, mit denen er bis zur Abzahlung sämmtlicher Schulden auszukommen sich verpflichtet hatte.

Nach seiner Rückkehr verging noch eine lange Zeit, ehe er es über sich gewann, der Familie des Stadtpächters auf Höhn's Bau bei zufälligen Begegnungen nicht geradezu auszuweichen. Er glaubte schon genug zu thun, wenn er einen Gruß nicht unerwiedert ließ. Er hegte keinen Groll gegen die Leute, er vermied sie einfach.

Aber auch das sollte sich ändern.

Eines Tages ritt er auf seinem lammfrommen Schimmel, den er trotz seines invaliden Beines regieren konnte, nach der Stadt. An einer schmalen Stelle des Landweges, der auf der einen Seite von einem Graben, auf der anderen von einer Hecke begrenzt war, begegnete ihm Höhn und dessen junge Frau in ihrem schmucken Fuhrwerk. Der Baron war unschlüssig; endlich zog er die Zügel an und brachte den Schimmel zum Stehen. Gustav sah ihm in's Gesicht und hielt dann gleichfalls an.

„Ich hätt's nicht für möglich gehalten," begann der Baron, „daß wir in diesem Leben noch einmal Worte wechseln würden. Gestern habe ich den letzten Posten der auf Karzig ruhenden Schulden abgezahlt. Jetzt bin ich ein freier Mann, Dank Ihnen und — meiner Krücke."

Damit streckte er dem Stadtpächter die Hand entgegen, die dieser herzlich und warm ergriff. Else beugte sich über des Gatten Knie und legte auch ihre Hand auf die des Barons.

„Ich wäre sehr zufrieden, wenn mein Antheil an

dieſem Ihrem Erfolge ein geringerer geweſen wäre," ſagte Guſtav.

„Nicht geſtern, Herr Baron, heute, jetzt eben erſt haben Sie den letzten Poſten abgetragen," fügte die Stadtpächterin bedeutungsvoll lächelnd hinzu.

Die Verſöhnung war eine vollkommene, und als man ſich trennte, da rief Zaruba heiter lachend zurück: „Nächſtens ſpreche ich vor und ſehe mir die Kinder an!" —

Er hielt Wort.

Der alte Krüſſow konnte ſeinen ſchweren Verluſt nie mehr verwinden — wenigſtens behauptete er dies, und der Gegenſtand gewährte ihm endloſen Stoff zu allerlei Disputen und Klageliedern, die alle darauf berechnet waren, das Mitleid und die Bewunderung der Zuhörer zu erregen. Hatte er dieſen Zweck erreicht, dann war er befriedigt, auch deutete er dann wohl leiſe an, daß es im Grunde noch gar nicht ſo ſchlecht mit ihm ſtehe und daß ſeinen Kindern noch ein paar Thaler zufallen würden, wenn er einmal die Augen ſchlöſſe.

Hanne Wallux hatte im Laufe der Zeit allen Grund, den Tag glücklich zu preiſen, an welchem der Baron ihrer Obhut und Pflege anvertraut worden war, denn in demſelben Maße, wie die Verhältniſſe auf Karzig ſich aufbeſſerten, mehrte ſich auch der Wohlſtand in der kleinen Kathe auf der Haide beim Hochmeiſterthurm; Fritz v. Zaruba wußte die ihm erwieſene Treue zu belohnen.

Wallux ſelber wendete ſich nach und nach wieder ſeinem eigentlichen Berufe, dem Viehhandel, zu; die bald nach dem Hubertsburger Frieden eintretenden geordneteren Zeitläufte halfen dem ehrlichen Erwerb in den preußiſchen Landen allenthalben wieder auf die Beine, und der Schmuggel an der Grenze wurde nur noch ab und zu, gleichſam aus alter, lieber Gewohnheit getrieben, bis im Jahre 1772 das untere Weichſelland und Pommerellen bei der erſten

Theilung Polens unter dem Namen Westpreußen Friedrich's Staaten einverleibt wurde.

Der Lebensabend der Wittwe Höhn war von dem ruhigsten Glück verklärt; so lange sie thätig in der Wirthschaft mitwirken konnte, ließ sie sich von keiner Arbeit zurückhalten; mit zunehmendem Alter aber begnügte sie sich, die jüngeren Kinder zu beaufsichtigen, die erfolgreiche Thätigkeit Gustav's zu beobachten und ihm ab und zu mit ihrem erfahrenen und stets willkommenen Rath beizustehen.

Ihr besonderer Freund aber war und blieb der Todtenkopf. Seit sie denselben in seiner Krankheit gepflegt, hatte sie erkannt, daß in dem verwilderten alten Husaren doch noch eine Fülle edler Eigenschaften schlummerte. Früher war er ihr als ein verabscheuungswerther, verkommener Mensch erschienen, und diesen Irrthum glaubte sie jetzt gut machen zu müssen; sie behandelte ihn daher mit so zarter Rücksicht, daß es eine lange Zeit währte, ehe der alte Mensch sich daran gewöhnte, ihr Benehmen gegen ihn ernsthaft und nicht als eine Art von Verspottung aufzufassen.

Der Baron hatte auch für seine alten Tage dankbar und großmüthig gesorgt und ihm ein behaglicheres „Quartier" in einem der Anbauten des Karziger Herrenhauses angewiesen. Von hier aus marschirte er täglich nach Höhn's Bau, um seine alte Freundin zu besuchen und am Abend noch ein Stündchen mit dem Stadtpächter und der Frau Else zu verplaudern.

Ab und zu sprach auch der junge Matthias Krüssow im Vorwerk vor; sein und Else's Vater war vier Jahre nach der Verheirathung seiner jüngsten Tochter auf dem Garitzer Friedhofe zur Ruhe gegangen.

Ein besonders lieber und hochgeschätzter Gast aber war daselbst noch lange Jahre der Rathsherr Halenbeck, der bis zuletzt in gepuderter Perrücke und tadellos umwickeltem Zopf auftrat. Er rauchte manche Thonpfeife mit dem

alten Husaren, an dessen fröhlichem, kräftigem Greisenalter er sich innerlich zu erfrischen schien.

„Ihr müßt irgend einen Teufelstrank haben, Todtenkopf," sagte er eines Abends lachend und sich eine neue Pfeife mit holländischem Kanaster stopfend, „denn mit rechten Dingen kann's nicht zugehen, daß Ihr bei Euren achtzig Jahren noch so stramm auf dem Damme seid, zumal nach jenem Kopfsprung in der alten Hochmeisterruine. Gesteht's nur, altes Haus, und gönnt anderen Leuten auch ein wenig von Eurem probaten Mittel."

„Ein Mittel hab' ich wohl," schmunzelte der Alte, „aber ein Teufelstrank ist's nicht, nur ein alter Husarenspruch: Wer nie den Muth verliert, kann nicht verderben."

„Euer Spruch würde mir noch besser gefallen, Weber," sagte die Wittwe Höhn, die gerade hereingekommen war und nun ruhig die Hand auf die Schulter ihres Sohnes legte, „wenn er hieße: Wer Gott vertraut, kann nicht verderben. Gottvertrauen und Pflichterfüllung geben allein dem Menschen Kraft, Ausdauer und Glück."

„Du hast Recht, Mutter," nahm Gustav ernst das Wort. „Das Gottvertrauen ist's, was allein den Menschen tüchtig erhält und ihm alles Leid und alle Kümmerniß überwinden hilft. Daß ich dies an mir selber erfahren konnte, das danke ich diesen werthen Freunden und Deiner Liebe und der meiner guten Else."

Er drückte dem Rathsherrn und dem alten Husaren herzlich die Hände und zog dann die Mutter und die Gattin innig an seine Brust.

Ende.

Verſchmäht.

Roman

von

L. Haidheim.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war im Herbſt des Jahres 1862. Ueber der ſeitab vom großen Verkehr liegenden Provinzialſtadt waltete ſchon abendliche Ruhe.

Eine verräucherte Laterne auf einem hohen Pfahle am Seitenthor des Großhaber'ſchen Brauhofes warf ihr ungewiſſes Licht auf den rings von allerlei unregelmäßigen Gebäuden umgebenen Raum. Draußen wehte ein ziemlich rauher Oktoberwind, hier innen war es geſchützt und ſo ſtill, wie es eben auf einem ſeit Jahren außer Betrieb geſetzten Fabrikhofe ſein kann, auf dem keine Menſchenſeele etwas zu ſuchen hat.

In einigen der Häuſer, deren Rückwand an den Brauhof ſtieß, waren vielleicht bis zur Feierabendzeit noch hier und da Meiſter und Geſellen bei der Arbeit, oder eine Magd mit allerlei Sonnabendsreinigung beſchäftigt geweſen, jetzt aber längſt dort die Lichter ausgelöſcht.

Nur die Sterne konnten allenfalls das flüſternde Pärchen verrathen, welches ſich den tiefſten Schatten ganz hinten im Hofe ausgeſucht hatte, jene Stelle, wo der Brauhof mit dem eben ſo wüſt und einſam liegenden Hofe des

sogenannten „alten Schlosses" zusammenstieß. Hier hatten die Beiden so leicht keinen Lauscher zu fürchten.

Er war ein großer, schlanker Mann in einem weiten Mantel, und in denselben mit eingehüllt hielt er ein Mädchen, mit dem er so eifrig flüsterte, daß er darüber die Zärtlichkeit vergaß, obgleich dasselbe ihm neulich, als ihm ihre bewundernden Blicke auffielen, jung und hübsch und begehrenswerth erschienen war.

Das Mädchen wurde seines Fragens müde, und er fragte, weil er sich enttäuscht fühlte, sie ließ ihn plötzlich völlig kalt.

„Ich weiß nicht, Herr Lieutenant, was Sie eigentlich wollen," sagte das Mädchen gekränkt. „Sie können ja selbst zu Herrn Großhaber gehen und ihn ausforschen." Damit machte sich die schlanke Gestalt plötzlich aus seinen Armen los.

Ihr Ton klang ärgerlich. Er merkte sofort, sie dachte: „Dazu brauchte er mich nicht herzubestellen!" Ueberdies fiel ihm ein, er hatte der niedlichen Elise bei ihrer letzten Begegnung etwas Schönes versprochen. Ja, wenn das gute Kind nur wüßte, daß er kein Geld hatte; nicht einmal mehr ein paar lumpige Thaler zu einem kleinen Schmuckstück für sie.

„Sei doch nicht so böse, kleiner Schatz!" lachte er leichtsinnig, aber dabei doch vorsichtig die Stimme dämpfend. „Wenn ich an eurem Hause vorübergehend plötzlich eine Andere neben Dir sehe —"

„Na, hübsch ist sie eben nicht, Herr Lieutenant. Die sieht nicht aus, wie des reichen Herrn Großhaber Enkelin," flüsterte Lieschen spöttisch.

„Nein, in der That nicht! Ich dachte —"

„Der Briefbote hat sie für das Küchenmädchen gehalten! Ihr Stiefvater ist ja auch nur ein Klempner und ihr rechter Vater, unseres Herrn Einzigster, hat nie

gut thun wollen, bankerott gemacht und iſt weg nach Amerika gegangen und da verkommen. Sie haben ihn für todt erklärt, weil er nie geſchrieben hat. Der alte Herr Großhaber ſoll es dazumal auch noch nicht ſo dick gehabt haben; meine Mutter ſagt, der hätte damals noch ſelbſt den Bierwagen gefahren, bis ihm Geld über Geld in's Haus kam, ſchier als ob es nicht mit rechten Dingen zuginge. Nun iſt er ſo unmenſchlich reich, der alte Geizhals!"

„Iſt denn das Fräulein Großhaber gut gegen Dich, Lieschen?" fragte der Offizier, um wieder auf das Thema zu kommen, das ihn heute ſo lebhaft intereſſirte.

„Nun, wenn ſie's nicht wäre — von der ließe ich mir noch lange nichts ſagen! Ihre Mutter iſt nichts Beſſeres geweſen, als meine, eine Schuſtertochter, und darum hat der alte Herr Großhaber ſeinen Sohn auch verſtoßen."

„Was will er denn jetzt mit der Enkelin machen?"

„Ihre Mutter iſt geſtorben; wo ſollte ſie hin? Sie hat wohl einen Bruder, aber der hat nicht bei dem Stiefvater Blech klopfen wollen, der iſt auch weg, und kein Menſch weiß, wohin."

„Dein alter Herr ſcheint mir ja ein richtiger Rabenvater zu ſein!"

„Sie können ja heute gar nicht genug hören von —!"

„Aber, Lieschen, es iſt mir doch ſchließlich nicht einerlei, ob der alte Geldſack gut mit Dir iſt, oder nicht!" erwiederte ſcheinbar beleidigt der junge Mann.

„So? Ich dachte ſchon, Ihnen hätte Fräulein Hanna in die Augen geſtochen. Ich kann ihren Pudelkopf freilich nicht ſchön finden!"

„Nein, mein blondes, holdes Lieschen, da haſt Du Recht! Ich finde ſie gar nicht hübſch!"

„Und Augen hat ſie, wie —"

„Nun ſagen wir: wie Aurikeln, dunkle Aurikeln!"

„Ach was, eher wie Schlehen, blauſchwarz faſt!“

„Haſt Recht, wie Schlehen! Ihr kleines Weibervolk habt doch eine verwünſcht ſcharfe Zunge.“

Ein Geräuſch, wie wenn ſachte Eiſen auf Eiſen klinkte, ließ ihn verſtummen. Erſchrocken ſchmiegte das Mädchen ſich an ihn. Jetzt ertönten auch vorſichtige, leiſe Schritte.

„Er!“ hauchte Lieschen. „Um Gottes willen, er ſchlägt Sie todt!“

Sie lag wie gelähmt in den Armen des Lieutenants, deſſen Herz ſie ruhig ſchlagen fühlte, während ihres zum Zerſpringen klopfte.

Er legte ihr die Hand auf den Mund. Seine Lage war keineswegs angenehm, wenn der Kerl, der Johann, ihn hier traf!

Es blieb Alles todtenſtill. Sie rührten ſich nicht in ihrer dunklen Ecke. Eben athmeten ſie etwas erleichtert auf, da packte der Schrecken ſie von Neuem. Eine herkuliſche Geſtalt kam mit ſchwerfälligen Bewegungen lautlos, offenbar ohne Schuhe, in einiger Entfernung an ihnen vorüber. Ihre an das Dunkel gewöhnten Augen erkannten, wie der Schleicher geſpannt nach dem Schloßhof horchte; dorthin wandte er ſich auch und verſchwand hinter etwas ſchwarz Aufragendem; ſie wußten, es war das ein Haufen Bohlen, die an einen Baum gelehnt ſtanden.

„Er lauert Ihnen auf,“ hauchte Lieschen an des Offiziers Ohr. Dieſer ſtand, abermals ihr mit der Hand die Lippen ſchließend, regungslos wie die Mauer, die ſie Beide in ihrem Schatten verbarg.

Da faßte ihn das Mädchen mit beiden Armen um den Hals und wiſperte ihm in's Ohr: „Bleiben Sie hier ſtehen, ich will im Hauſe ſingen!“

Er drückte ihr dankbar die Hand. Sie aber küßte ihn leidenſchaftlich. Dann glitt ſie aus dem Mantel, ſtreifte die Schuhe ab, wie ſie eben den Eindringling ohne Schuhe

ſo lautlos hatte ſchleichen ſehen, und drückte ſich im Schatten an den Hauswänden hin. Schon war ſie ſeinen Blicken entſchwunden.

In wahrer Angſt um ſie horchte er. Hätte nur ein Laut ſie verrathen, ſo wäre der Schmiedegeſelle aus ſeinem Verſteck hervorgeſprungen. Wie ſie es anfing, einer Katze gleich, ſo raſch dahin zu huſchen, begriff er nicht, denn ehe er es zu hoffen wagte, befand ſie ſich ſchon in Sicherheit. Aus dem Hauſe klang etwas heiſer, wahrſcheinlich vor Herzklopfen, ihr hoher Sopran:

„Ach, wie iſt's möglich dann —"

Und in demſelben Augenblick ſah der Lieutenant Berthold v. Markott des Mädchens Bräutigam wieder aus dem Schatten auftauchen und ihn, jetzt ohne irgend welche Vorſicht, raſch dem hohen Hauſe zuſchreiten, aus deſſen offenem Küchenfenſter Lieschens Stimme weiter klang.

In dieſem Moment fiel eine zweite Frauenſtimme, ein ſehr ſchöner, voller Alt, in des Mädchens Geſang ein.

„Die Klempnerstochter," dachte der erleichtert aufathmende Horcher.

Dieſe kleine Schlange! Sein ſchlaues Lieschen! Sie hatte jetzt die Lampe von der Wand genommen und trat damit ſingend an das offene Fenſter, als wolle ſie dasſelbe ſchließen.

Hinter der blonden, zierlichen Geſtalt im vollen Licht ſtand eine andere, größere, mit ſehr krauſem dunklen Haar und ſehr weißem Teint, kaum anders oder beſſer gekleidet, als Eliſe, das Hausmädchen.

„O Jerum, Johann! Du kannſt Einen aber erſchrecken!" rief Lieschen — ſich unterbrechend — lauter als gerade nöthig.

Der Schmiedegeſelle murmelte etwas von „lange auf Dich gewartet", und Lieutenant Berthold v. Markott zog ſich, vor ſich hin ein lachendes: „Schlänglein! Schläng-

lein!" flüsternd, nach dem Schloßhofe zurück. Es war dies ein ebenfalls sehr großer, wüster Platz, durch eine baufällige Mauer, in welcher ein seit Jahren kaum noch verschlossenes Thürchen sich befand, vom Großhaber'schen Brauhofe getrennt. Aber die Thür hing nur noch lose in einer der Angeln und hatte sich nach vorn in den Boden gesenkt; sie zu öffnen hätte Geräusch gemacht. Am Fuß der Mauer ganz seitwärts lag ein alter Schutthaufen; dieser bot einen sehr geeigneten Punkt für den gewandten Turner, dieselbe zu überspringen.

Dann wandte er sich, trotz der Dunkelheit ganz genau seinen Weg findend, stark nach rechts und gelangte, an manchen in seinem Wege liegenden Hindernissen, wie Bausteine, Bretterhaufen und Kalkgruben, die neulich zu einer Reparatur dort gelagert und eingerichtet waren, vorüber, in den letzten noch vorhandenen Theil des einstigen Schloßparks, der den „Pavillon", einen Anbau des rechten Seitenflügels des alten Schlosses, umgab.

In diesem Pavillon — einst für eine der Prinzessinnen mit vielem Geschmack erbaut, jetzt aber sehr vernachlässigt und beinahe verfallen, wohnte für geringe, dem Fiskus zu entrichtende Miethe, die verwittwete Majorin v. Markott mit ihrer dreiundzwanzigjährigen Tochter Hilda; und seit Lieutenant Berthold nach Hagenberg versetzt war, hatte auch er im Oberstock eine bescheidene Wohnung gefunden, die, so geringschätzig er sie auch zuerst musterte, doch den Vorzug besaß, ihn keinen Pfennig zu kosten.

Den neuen Kameraden gegenüber zuckte er als ältester Sekondelieutenant damals vornehm die Achseln und sagte: „Es kann nicht Jeder reich sein, und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich meiner lieben Mutter noch mehr zu Gefallen thäte!" eine Aeußerung, die ihm sofort Sympathie erwarb. Er hatte überhaupt die kluge Art, die mancherlei Einschränkungen, zu denen ihn seine geringe

Zulage zwang, als einen Liebeszoll für seine Mutter den Kameraden gegenüber auszugeben und nie ahnen zu lassen, wie schwer sie ihn oft ankamen. Daß er arm war, konnte er eben nicht verhehlen, aber sein Hochmuth ließ nicht zu, daß er glühende Sehnsucht nach Luxus und Reichthum verrieth, die ihn oft bis zu körperlichem Schmerz ergriff.

Mit ruhiger Sicherheit war Berthold in den kleinen hübschen Flur getreten, dessen eingelegter Marmorboden, farbenreiche Deckengemälde und reichvergoldete, obwohl jetzt schadhafte drei Flügelthüren ihm als längst bekannt keinen Blick mehr entlockten.

Zwischen zwei dieser, mit kaum noch erkennbaren Malereien geschmückten Thüren stand ein altes vergoldetes Tischchen mit einem Spiegel darüber und daneben hing an einem Kleiderhaken Mantel und Mütze eines Offiziers.

„Wieder 'mal!" dachte Lieutenant v. Markott und wiegte mißbilligend den Kopf.

Jetzt im Licht der Flurlampe, die in einem altmodischen Glasballon von der Decke herabhing, sah man, daß er ein gut aussehender, etwas zu hagerer Mensch, mit schmalem dunkelgefärbten Gesicht, blitzenden klugen Augen und scharfen Zügen war.

Die Erregung der letzten Stunde hätte kein Mensch ihm jetzt angesehen. Aber er zwang auch noch das gewohnte unbekümmerte Lächeln auf die Lippen. Ha! Wie oft lächelte er so stolz und unbekümmert, ohne auch nur noch ein paar Groschen in der Tasche zu haben!

Er bürstete sein Haar, strich seinen Bart, warf einen flüchtigen Blick auf seinen vortrefflich sitzenden dunkelblauen Civilanzug und trat durch die nächste Thür in einen mäßig großen Salon, dessen altmodische und bürgerlich einfache Möbel einen unerfreulichen Kontrast zu der hier noch prächtiger gemalten Zimmerdecke mit ihrer reichen, wenn auch stark verblichenen Vergoldung und einem sehr

großen Oelgemälde in breitem Goldrahmen über dem Kamin bildeten.

Aber die Olympier da oben, ſo wie die drei überaus feſt geſchnürten, hohe Puderfriſuren tragenden und in affektirteſter Haltung daſtehenden Damen des Kaminbildes mußten ſich wohl längſt an dieſen peinlichen Anachronismus der Einrichtung gewöhnt haben, wie es die Bewohner ebenfalls gethan hatten.

Im altmodiſchen Sopha ſaß die verwittwete Frau Major mit ihrem ſchönen ſilberweißen Haar, das in breiten Scheiteln geordnet und von einer ſchwarzen Spitzenhaube bedeckt war. Sie hatte feine Züge, und war einſt eine Schönheit geweſen; jetzt trug ſie eine Brille auf der etwas zu ſcharf vorſpringenden Naſe und ſtrickte Socken für ihren Berthold — roſa und weiß geringelte, ſehr feine Socken, wie es bei den eleganten Herren Mode war.

Rechts und links von ihr ſaßen in Korbſeſſeln, die zeitweiſe unausſtehlich kniſterten, ihre Tochter Hilda und der Premierlieutenant v. Worbis. Letzterer erzählte ſoeben eine neue Zeitungsnachricht, wobei er für Hilda kleine allerliebſte Garnbricken aus Holz ſchnitzte, während ſie an einem neuen Kleide für ſich ſchneiderte.

Die Drei bildeten eine Familiengruppe, vertraut und anſpruchslos, als ſei es ſo immer geweſen und werde immer ſo bleiben. Mitten in der Stube befand ſich noch ein zweiter runder Tiſch, für den abendlichen Thee gedeckt.

„Da iſt er endlich! Wir hatten ſchon Angſt, daß ſogar Tante Leele's Wurſtſendung kein Magnet mehr für Dich wäre," rief Hilda, raſch aufſtehend, dem Bruder entgegen, der ſeinen Kameraden Worbis begrüßte, wie man einen täglichen Gaſt willkommen heißt. Dann gab er auch der Mutter die Hand, die ebenſo eilig ihre Arbeit weglegte, wie Hilda.

„Verzeihe nur, liebes Mamachen. Ich werde Tante

Leele's Wurst alle Ehre anthun! Kleine, hast Du was Gebratenes dazu? Es duftet so geheimnißvoll, und Ihre Augen leuchten verständnißinnig, Worbis! Wahrhaftig — Bratkartoffeln à la Hilde! Nicht wahr, so macht sie unserer Kleinen Keiner nach, Worbis?"

Das schlanke, hochgewachsene junge Mädchen lächelte glücklich, Lieutenant v. Worbis versicherte händereibend, man sei in der Offiziersmesse ihrem Geheimniß betreffs dieser unübertrefflichen Bratkartoffeln noch immer nicht auf der Spur, und die kleine Gesellschaft setzte sich in behaglichster Stimmung zu dem ungewohnt reichen Abendbrod.

Hilda v. Markott war nicht eben hübsch; ihre Züge entbehrten der Regelmäßigkeit und Feinheit, dennoch hielt man sie dafür, einestheils wegen des angenehmen Ausdrucks, den sie trugen, und der durch blaugraue lebhafte Augen erhöht wurde, anderntheils durch eine unbewußte Vornehmheit, die trotz der Einfachheit ihrer Toilette immer auffiel.

Sie und Worbis saßen sich auch jetzt am Tische gegenüber, aber ein Blinder hätte merken müssen, daß sie sich gut waren und in Blick und Worten immer und immer unbewußt dies geheimnißvolle Einverständniß verriethen, das zwei Menschen zu einander zieht, auch ohne daß sie ihren Gefühlen Worte geben.

Es war in der That nie von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen, im Gegentheil, sie vermieden selbst den Gedanken daran, wie man es vermeidet, einer Flamme zu nahe zu kommen. Zuweilen ereignete es sich allerdings, daß ein Gefühl von heimlicher Wonne, von heißer Sehnsucht sie Beide plötzlich erfüllte, daß sie seufzten und in zitternder Herzenserregung voreinander standen, Hand in Hand, Auge in Auge. Aber dann wurden immer sofort ihre Blicke tief ernst und dunkel, ein bleicher Schein flog

über ihre eben noch freudig bewegten Mienen, ihre Finger lösten ſich voneinander, und ſie traten erſchreckt zurück, um tagelang, wochenlang mit unruhigem Ausdruck ſtill und bedrückt ſich zu meiden, bis dann doch jenes unbezwingbare Etwas ſie wieder vereinte in der äußerlich ruhigen Freundſchaftlichkeit eines täglichen Verkehrs, deſſen ſüßes Gift ſie ſich immer klarer machten und doch nicht entbehren wollten.

Wer die Beiden heute ſah, mußte, wenn er ſelbſt ein Herz hatte, ſich freuen über die zarte, ritterliche Ergebenheit des blonden, breitſchulterigen Worbis für Hilda v. Markott, eine Ergebenheit, die in jedem Blick ſich ausſprach, und die jeder der ihrigen in ſanfter ſtiller Freude annahm und mit rührendem Vertrauen erwiederte.

„Iſt die Mutter denn ganz blind?“ fragte ſich Berthold, dem dies Alles heute wieder einmal mehr als gewöhnlich auffiel.

In der That — war ſie blind? Sah ſie nicht das ſtille Feuer, das unter ihren Augen die beiden jungen Herzen mehr und mehr ergriff?

Ach, die ſchlafloſen Nächte der Mutter in heimlichen, heißen Thränen verbracht, hätten wohl Zeugniß gegeben, daß ſie ſah; aber ihr von Mitleid zuckendes Herz überredete ſie immer wieder aller Vernunft zum Trotz: „Laſſe ihnen das arme, beſcheidene Glück, ſich zu ſehen; laſſe es ihnen, ſie wiſſen ja, daß ſie nie mehr haben, ſich nie mehr ſein dürfen, als Freunde, gute, treue Freunde!“ —

„Es iſt der bare Unſinn!“ dachte Berthold wieder, und ihm wurde ganz heiß vor Mitleid und Zorn. Denn es ging doch nun einmal nicht! Sie hatten Beide nichts! und er als Bruder, als verſtändiger Menſch mußte, wollte noch heute mit Worbis reden! Die Geſchichte ſollte ein Ende haben, ſofort! Und falls Hilda überhaupt noch heirathen ſollte, ſo durfte ſie ſich ihre Ausſichten wahr-

haftig nicht durch ſolche Thorheiten verderben. Sie war bald vierundzwanzig und hatte keinen Pfennig. Der reiche Wantberg war ohnehin, wie es ſchien, ſchon abgeſchwenkt! Das kam von ſolchen Albernheiten.

Und in Berthold's ärgerliche Gedanken hinein lachten und plauderten Hilda, Worbis und die Mutter, und Berthold aß trotz allem Ingrimm, ganz in Gedanken, ein großes Stück Wurſt nach dem anderen, bis er plötzlich verdutzt vor der Schüſſel mit einigen beinahe nicht mehr erkennbaren Reſten ſaß und im höchſten Erſtaunen fühlte, er habe des Guten zu viel gethan.

Ueber ſein betroffenes Geſicht lachten die Anderen laut auf, und er dann mit ihnen.

Hilda ſchenkte darauf den Thee ein und ſie waren ſo vergnügt! Worbis erzählte allerlei Drolliges von ſeiner Erbtante, die ihr ganzes Geld auf Leibrente gegeben und erklärt hätte, ſie wolle lieber bei Lebzeiten flattirt werden, als im Grabe. Und die Erbtante hatte ein Schränkchen, welches in der ganzen Familie „der Magentroſt" genannt wurde, wo eine Flaſche feinen Liqueurs bei der anderen ſtand und vor dem man Tante Emilie zuweilen, wenn ſie „ihre Magenſchmerzen" hatte, ertappte.

„Und das iſt unſere einzige Erbtante!" ſeufzte Worbis tragiſch, und er und Hilda ſahen ſich unwillkürlich an; Beider Lächeln verſchwand, wie wenn eine Wolke vor die Sonne tritt, und ſie wandten die Blicke voneinander weg.

Berthold wurde auch wieder finſter und ſtand auf; er ſagte, er wolle in's Kaſino. „Habe Graf Tucker verſprochen, ihm Nachricht wegen des Braunen zu bringen, den der Thierarzt Mairan zum Verkauf geſtellt hat."

„Ich begleite Sie," ſagte Worbis ein wenig zögernd. Er wäre gern noch ein wenig geblieben.

Aber die Majorin kannte ihres Berthold Mienen. Wie eben eine Mutter in ihres Lieblings Zügen jede

Regung zu leſen verſteht, ſo ſah ſie heute ſofort, er nahm Anſtoß an dem Verkehr der Beiden.

Ach — den Moment, wo Berthold Einſpruch erheben würde, hatte ſie immer ſchon gefürchtet; dieſen Moment hatte ſie ſich zum Termin geſtellt, bis wohin ſie dem lieben Kind, der Hilda, ihr kurzes Herzensglück gönnen durfte.

Hilda und Worbis gaben ſich beim Scheiden ſtets die Hand. Heute trafen ihre Blicke ſich; das war freilich ſchon öfter geſchehen, aber heute lag plötzlich ein angſtvolles Ahnen darin und ein ſchmerzliches Verſtehen. Worbis zog Hilda's Hand an die Lippen und küßte ihre Fingerſpitzen ſehr ernſt — ſehr zärtlich.

Und dann war er draußen, warf den Mantel um, ſtürmte hinaus und ließ ſich von Berthold nicht einholen, der finſter hinter ihm herſchritt und ſich noch einmal vornahm: „Das muß ein Ende haben! Höchſte Zeit! Bis hierher und nicht weiter!“

Plötzlich horchte er auf. Es war ſchon ungewöhnlich ſtill in den Straßen, der rauhe Wind trieb die Leute in die Häuſer.

Wo war der tolle Menſch, der Worbis, denn nur hingekommen? Selbſt ſeine Schritte hörte man nicht mehr.

In dieſem Moment fuhr ein ſehr heller Lichtſtrahl über die Straße, unmittelbar vor Berthold's Füße. Er blickte auf.

Ha! Was war das? Feuer?

„Hilfe! Hilfe!“ ſchrie dumpf eine Stimme, und ein Fenſter flog klirrend gegen die Hauswand.

Ohne Beſinnen war der junge Offizier dem Feuerſchein zugeſtürzt. Durch die Thüre konnte er nicht, ſie war ſchon geſchloſſen; mit einem Satz war er zu dem ebenerdigen offenen Fenſter hinein, durch das er eine Geſtalt mit heftigen Geberden zwiſchen den Flammen ſah, bemüht zu löſchen.

Etwas später ſtand er inmitten des von dichtem Rauch und Brandgeruch erfüllten Zimmers, und hatte die letzten flammenden Fetzen der Vorhänge unter ſeinen Füßen zertreten, die glimmenden Rouleaux herabgeriſſen, die angebrannten Aktenſtöße auf dem Wandbrett gelöſcht, wozu der weißhaarige, ſchreckensblaſſe alte Herr aus der Kammer eine Waſchſchüſſel heranholte, deren Inhalt er unterwegs halb verſchüttet hatte.

Berthold's Hände waren verletzt, aber er fühlte es kaum. „So! Das wäre noch 'mal gut gegangen, Herr Großhaber!“ lachte er, der erſt jetzt mit geheimem Erſtaunen ſah, wem er dieſen Dienſt geleiſtet hatte.

„Ja! ja! Das wäre noch einmal gut gegangen!“ zitterte es von des alten Herrn blaſſen Lippen.

„Sie haben gewiß einen tüchtigen Schrecken gehabt. Setzen Sie ſich nur! Wie ging denn das zu?“ ſagte in liebenswürdigem Tone der Retter und ſchob dem alten Herrn einen Seſſel hin.

Erſt jetzt ſah er, daß derſelbe auf dem Sophatiſche, über dem eine Hängelampe brannte, Geld gezählt hatte; der Tiſch war völlig bedeckt mit allerlei Münzen, Silber und Gold, und daneben lag eine offene Brieftaſche, ganz gefüllt mit Scheinen.

„Ach, bitte, decken Sie irgend etwas darauf — die Zeitungen, bitte!“ ſtöhnte, ſeinem Blicke folgend, der reiche Mann, den die Schwäche nach und nach völlig überwältigte, je mehr er zur Beſinnung kam.

Und in ſeinen Augen, welche Todesangſt, welcher bange Ausdruck!

Berthold hatte ein paar daneben liegende Zeitungen auf das Geld geworfen. Jetzt ſchloß er das Fenſter, durch welches er hereingeſprungen war, und ſah ſich mit raſchem Blick in dem ſehr altmodiſch und einfach ausgeſtatteten Zimmer um. Man hätte nicht denken ſollen,

daß der reichſte Mann der Stadt hier wohnte; nicht einmal die geringſte Behaglichkeit ſchien er für ſich zu verlangen.

„Sie ſitzen im vollen Zuge, Herr Großhaber!“ ſagte Berthold.

„Kennen Sie mich denn? Mit wem habe ich denn die Ehre?“ fragte dieſer und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, noch immer jammervoll zitternd.

„Ich bin ſozuſagen Ihr Nachbar, Lieutenant v. Markott; meine Mutter wohnt im Schloßpavillon.“

„Ah, ſo — ah, ſo! Hatte bisher nicht das Vergnügen, Herr Lieutenant v. Markott. Stehen Sie bei der hieſigen Garniſon?“

„Ja. Sie meinen wegen meines Rockes? Man freut ſich zuweilen auch 'mal des Civils, ich war auf Pferdehandel für einen Freund, wollte ihm in's Kaſino Nachricht bringen, da ſah ich die Geſchichte hier!“

„Ein wahres Glück, Herr Lieutenant, ach — ein wahres Glück! Aber ſehen Sie, ſo geht's immer: braucht man die Polizei, ſo iſt ſie nirgends zu finden!“ begann der alte Mann zu nörgeln.

„Daß Sie aber im Hauſe Niemand hörte! Ihre Leute — die Hausbewohner —?“ Berthold dachte mit einiger Unruhe an Lieschen. So ſchlau das „Schlänglein“ war — wer ſtand ihm für ihre Selbſtbeherrſchung, wenn ſie plötzlich herein kam und ihn traf?

Er horchte faſt ängſtlich auf etwaiges Geräuſch im Hauſe.

„Meine Leute? Die ſchlafen im Hinterhaus,“ ſagte der Alte inzwiſchen. „Die hören nichts!“

„Haben Sie keine Miether? Das Haus ſcheint ſehr groß.“

„Iſt es auch, aber meiſt Böden und Lager für Korn und Malz und Hopfen; ich war früher Bierbrauer, Herr

Lieutenant, simpler Bierbrauer; jetzt bin ich Rentier!" Wie stolz, ja eitel das Wort „Rentier" klang.

„Ich wollte, ich wär's auch!" lachte Berthold, „heutzutage ist das ein besseres Geschäft, als das eines Lieutenants. Aber nun will ich mich Ihnen empfehlen, Herr Großhaber, ich denke ja, Sie haben sich ein wenig erholt. Sollten doch Ihren Diener herbeizitiren! Darf ich die Klingel ziehen?"

„Nein, nein — keinen Diener! Habe gar keinen, nur so einen alten Kerl, der schon mehr als dreißig Jahre bei mir ist — den Küfer; aber den lassen Sie nur draußen."

„Können Sie sich denn auch allein helfen, Herr Großhaber?"

Der alte Mann schien freundlich berührt von der ehrlichen Gutherzigkeit, die ihm aus Berthold's Ton entgegen klang.

„Das schon, Herr Lieutenant, aber kommen Sie, wir wollen doch nicht voneinander gehen, ohne daß wir ein Glas auf den Schreck getrunken haben! Donnerwetter, so ein Schreck! Und da liegt das ganze Geld offen auf'm Tisch! Und ich mit dem Licht an die Vorhänge! So was! Aber sehen Sie, mir fiel auf einmal ein, daß in ein paar Tagen die Ziehung der Braunschweiger Lotterie ist — und ich wußte nicht, wo ich das Loos hatte. Da liegt's! Der Racker! Habe noch nie mehr gewonnen, als den Einsatz."

„Das wundert mich! Leute, wie Sie, die schon Geld genug haben, gewinnen doch meist noch dazu," sagte Berthold lächelnd.

Inzwischen hatte der alte Mann einen Flaschenkorb auf den Tisch gesetzt und aus dem Schranke ein Weinglas genommen. Aus der Kammer holte er ein leeres Wasserglas dazu, schenkte beide voll und reichte das größere

ſeinem Retter, ihm zutrinkend. Es war ſchwerer, vortrefflicher Wein. Sie ſtießen an und tranken.

„Ja, ja," ſagte dabei kichernd der alte Mann. „Mögen wohl Recht haben — das Geld hat einen Zug nach mir. — Aber was haben Sie denn da an der Hand? Laſſen Sie doch ſehen. Verbrannt? Mein Himmel, Sie haben ſich ja ſchrecklich verbrannt!"

„Ei, es macht nichts, das iſt bald wieder heil. — Und nun alſo — gute Nacht, Herr Großhaber! Schlafen Sie wohl. Habe mich gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Ich auch, mein lieber Herr Lieutenant! Vergeß' es Ihnen nie. Wollte nur, daß ich Ihnen 'nen kleinen Gefallen thun könnte. — Wiſſen Sie was? Wenn 'mal wo der Schuh drückt — Sie verſtehen, da kommen Sie nur zu mir!"

„Sehr gütig, Herr Großhaber!" lehnte der Offizier etwas abgekühlt ab.

„Na, übelnehmen müſſen Sie's nicht, Herr Lieutenant. Ich bin kein Wucherer, es war reine Gefälligkeit."

„Danke ſehr! So, nun iſt aber die Hausthür geſchloſſen!"

„O, den Schlüſſel habe ich in der Stube — einen Augenblick!"

Der Alte lief wieder hinein. Es dauerte ein paar Minuten länger, als Berthold gerade nöthig ſchien. Dann kam er mit dem Schlüſſel und öffnete.

„Gute Nacht, Herr Großhaber! Möge Ihnen der Schreck nicht ſchaden!"

„Herr Lieutenant, geben Sie mir noch einmal die Hand! Ich bin ein alter Mann — altmodiſch! Hab' ich Sie beleidigt?"

„Nein, Herr Großhaber!"

„Wollte es auch nicht! Lieber alles Andere. Aber nun hören Sie 'mal, Herr Lieutenant, wollen 'mal 'nen Spaß

machen! Sehen Sie das Loos hier? es iſt wahrſcheinlich 'ne Niete, es kann ja aber auch gewinnen. Nehmen Sie's mir ab! Wenn's ein Treffer wär', ich freute mich!"

Berthold war abermals zurückgetreten. Aber nicht wie vorhin war in ſeinen Zügen eiſige Ablehnung zu ſehen. Wie eine Viſion kam es über Berthold. Er ſah lange Reihen Geldes aufgezählt, Silber, Gold, Scheine — und eine abergläubiſche Regung blitzte ihm durch den Sinn: „Das Loos, das Einer weggibt, gewinnt."

Sie ſtanden in der offenen Hausthür. Der Alte hielt eine flackernde Kerze, die zu erlöſchen drohte. Und nun ſchob er Berthold das Loos in die Hand.

„Verkaufen Sie es mir! Was koſtet es?" ſagte Berthold. Eine ſonderbare Aufregung überkam ihn. Es war ihm, als dürfe er jetzt um keinen Preis dies Loos fahren laſſen. Daß er eine größere Ausgabe gar nicht machen dürfe, fiel in dieſem Moment nicht für ihn in's Gewicht. Er dachte nicht daran.

„Zwei Thaler koſtet's!" ſagte der alte Herr und lachte vergnügt.

Berthold riß mit zitternder Hand ſein Portemonnaie heraus. Es war nicht viel mehr als der geforderte Betrag darin.

Ein Männerſchritt hatte ſich ſchon länger genähert, jetzt war er ganz nahe.

„Nein, ſo was!" rief eine friſche, tiefe Stimme voll Erſtaunen. „Berthold, Du? Und Sie, Herr Großhaber? Wie kommen Sie Beide denn in ſtockdunkler Nacht zuſammen?"

„Guten Abend, Herr Doktor," erwiederte der Rentier, während Berthold ihm die zwei Thaler in die Hand legte und das Loos mit haſtigem Griff nahm.

Jetzt ſagte auch er: „Guten Abend, Robert! Warte, ich gehe mit!"

In der Eile erzählten ſie dem jungen Hausarzt Groß-haber's dann den Gardinenbrand, und wie Berthold glücklich dazu gekommen ſei. Dann ſagten ſich alle Drei, und jetzt endgiltig, gute Nacht.

„Was bezahlteſt Du ihm denn?“ fragte Doktor Arwe, indem er ſeinen Arm in den ſeines Schulfreundes legte.

„Ein Lotterieloos! Er bot es mir an, er hätte noch nie etwas darauf gewonnen. Ich dachte: nimm es! Looſe, die Einer ſo aus der Hand gibt, gewinnen.“

„Na, ich will's wünſchen! Habe auch 'mal ſo ein Loos gekauft, mußte dann alle nächſten Klaſſen nachzahlen, und natürlich war's 'ne Niete,“ ſagte Arwe.

„Dies iſt die letzte Klaſſe,“ beharrte Berthold bei ſeiner ihn förmlich aufregenden Hoffnung.

Dann redeten ſie vertraulich, wie alte Freunde, von allerlei anderen Dingen, zuletzt aber wieder von Groß-haber. Der Arzt erzählte halb ärgerlich, der Alte, der es ſo dick hätte, zahle ihm ein ſehr geringes Honorar. „Ich hoffe, er wird 'mal ordentlich krank; dann ſoll er mich aber ſchätzen lernen!“ ſetzte er lachend hinzu.

„Wie ihr Aerzte materiell ſeid — denkt immer gleich an das Honorar.“

„Ja, merkwürdiger Weiſe lebt der Menſch nicht von der Liebe allein. Ein Räthſel iſt das freilich,“ war des jungen Arztes heitere Antwort.

„Beſonders bei Einem, der ſo verliebt, iſt wie Du! Haſt Du Deine Holde denn kürzlich geſehen?“

„Heute erſt, aber nur im Vorbeigehen. — Immerhin, es iſt doch ſchon ein Sonnenſtrahl! Morgen aber — ihr kommt doch auch zu Ortlers?“

„Ob Hilda kommt, weiß ich nicht! Sie iſt freilich der Liebling der Frau Oberregierungsrath. Ich werde natürlich in die Erſcheinung treten.“

„Weißt Du, wer da iſt?“

„Nun? Thuſt ja ganz geheimnißvoll.“

„Es wird auch eine großartige Ueberraſchung geplant; Deiner Nerven wegen will ich es Dir aber nur verrathen: Rita Ortler! Faſſe Dich, alter Junge!“

„Iſt ſie zurück? Alle Wetter, das iſt freilich eine Nachricht!“ rief ſtillſtehend und ganz aufgeregt Berthold.

„Ich bin nicht weniger froh, da läßt Du mir Felicitas in Ruhe!“

„Ja, ſag' mal, Arwe — iſt es Dir denn Ernſt mit Felicitas? Sei doch kein Narr! Das iſt ja Unſinn. Man muß doch auch an das Reelle dabei denken.“

„Wie ihr Lieutenants doch materiell ſeid!“ lachte Doktor Arwe. „He, begreifſt Du jetzt die Honorarfrage?“ —

Sie waren ſehr gute Kameraden geblieben ſeit der Schulzeit, der lange hagere Markott und der Sohn des Stadtkommandanten Oberſt Arwe, der breitſchulterige Arzt, der zwei ſeltene Eigenſchaften in ſich vereinte: einen ſehr klugen Kopf und ein ſehr warmes Herz.

Arm waren Beide; in den elterlichen Haushaltungen ging es recht knapp zu, aber immer hatte Robert Arwe ein paar Aepfel, ſein Sonntagstaſchengeld, oder ſonſt irgend etwas Gutes mit Berthold v. Markott zu theilen gehabt und nichts Beſonderes darin gefunden, noch je darüber nachgedacht, wenn der Freund gelegentlich erhaltene Näſchereien allein für ſich verzehrte, oder ſein Taſchengeld verausgabte, ehe von Theilen die Rede ſein konnte.

Mit den Jahren war das ſo weiter gegangen, Robert Arwe lachte mit dem ganzen Geſicht, wenn Berthold ſeine Cigarren mit großem Behagen lobte und rauchte, oder hier und da einige Thaler von ihm lieh, ohne mit der Rückzahlung eilig zu ſein. „Der arme Kerl — er hat nun 'mal kein Finanzgenie, er wird hoffentlich eine reiche Frau heirathen!“ das war Alles, was der Doktor ſich bei derartigen Fällen dachte.

Er ſeinerſeits befand ſich ja auch jedenfalls momentan im Vortheil! Seine Einnahme wuchs vorausſichtlich täglich, hatte ſich ſchon zu einem leidlich anſtändigen Jahreseinkommen aufgeſchwungen, und Markott, als Sekondelieutenant, konnte froh ſein, daß ein Familienſtipendium ihm den unerläßlichen Zuſchuß lieferte. Der arme Junge hatte wahrſcheinlich auch noch für Mutter und Schweſter allerlei kleine Opfer zu bringen. Doch nein — nein! Eher mochte das Gegentheil der Fall ſein!

Sie waren vor dem alten Schloſſe angekommen, in welchem Arwe ſeine ganze Kindheit und Jünglingszeit verlebt hatte, bis ſein Vater ſtarb. Die Mutter war letzterem viele Jahre vorausgegangen. Im Schein der flackernden Gaslaternen lag es recht einſam und verfallen da, umſaust von den immer ſchärferen Stößen des Windes.

„Weißt Du noch, Berthold, wie wir da oben auf der Thurmgallerie unſere Seiltänzerkünſte machten?“ ſagte der Doktor, mit den Augen nach derſelben hinaufwinkend. Die Nacht war heller geworden, der Mond aufgegangen.

„Und Dein Alter ſeine Reitpeitſche auf unſeren Rücken tanzen ließ? Natürlich! Aber ich bin müde zum Umfallen! Nimm's nicht übel, daß ich —“

„Nein, mein lieber Junge, ich bin auch müde! Grüße Deine Mutter und Hilde, und träume von Deinem großen Looſe.“

Damit war Doktor Arwe im Begriff, weiter zu gehen, als er hörte, wie Berthold, der ſich nach dem ſeitswärts liegenden Pavillon gewendet hatte, herriſch rief: „Was haben Sie ſich hier herum zu drücken, was wollen Sie?“

Der Arzt trat ſchnell die wenigen Schritte zurück und ſah, wie ein rieſenhafter Menſch in einer Ecke des Schloßbaues gelauert zu haben ſchien und jetzt, von Berthold dort ertappt, mit ſchwankenden Schritten, wie beſchämt, wegſchlich.

„Wer war das? Was wollte der Menſch?“ fragte Arwe.

„Das mag der Kukuk wiſſen! Mir auflauern, glaube ich!“ rief Berthold. Es kam Arwe vor, als ſähe derſelbe betroffen aus.

„Er griff Dich doch nicht an?“

„Nein, ich glaube, der Kerl iſt auch noch feig.“

„Kennſt Du ihn? — Nein? — Was könnte er denn aber gegen Dich im Schilde führen?“

„Weiß nicht. Gute Nacht, Robert! Vielleicht hat er auch auf ſeine Liebſte gelauert.“

Er rief es höhniſch, der Rieſe ſollte es hören. Und der hörte es auch und ballte wüthend die Fauſt.

Jetzt trennten ſich die Freunde, der Doktor ſchritt weiter ſeiner Wohnung zu, und Berthold ſtieg, nachdem er ein bereit ſtehendes Licht angezündet und die noch brennende Flurlampe ausgelöſcht hatte, ſchwer und müde nach ſeinem Zimmer hinauf.

„Ich werde dem Lieschen die Broſche ſchenken müſſen und ihr damit auf ewig Lebewohl ſagen,“ dachte er. „Der Kerl, der Grobſchmied, ſcheint mein kleines Techtelmechtel mit ſeiner Liebſten ernſthaft übel zu nehmen. Und — der alte Herr gehört jetzt zu meinen Bekannten. Alſo lebe wohl, liebes Lieschen!“

Er empfand auch nicht die geringſte ſchmerzliche Regung über ſeinen Entſchluß, war aber zu müde, dieſe Betrachtung weiter zu verfolgen.

2.

„Himmeldonnerwetter! Iſt es denn ſchon Zeit?“ fuhr der am anderen Morgen aus wonnig tiefem Schlafe aufgerüttelte Lieutenant ſeinen Burſchen wüthend an.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, und ich ſoll an den

Ohren genommen werden, wenn ich den Herrn Lieutenant wieder einſchlafen laſſe!"

„Hm — ſo! Ja!"

Das war der Anfang des regneriſchen grauen Tages, der Dienſt über Dienſt bis faſt zum Abend brachte und nur gerade ſo viel freie Zeit ließ, um ſich für den erſten Tanzabend beim Oberregierungsrath Ortler in gehörigen Wichs zu werfen.

Hilda hatte ihr ewiges „Weißes" an; daß ſie darin noch immer beſſer ausſah, wie alle Anderen, war ſchier unbegreiflich.

Die Geſchwiſter gingen jedes für ſich; Frau v. Markott vermied, wenn irgend thunlich, alle Theilnahme an derartigen Feſten, die zu erwiedern ihr die Mittel fehlten.

„Ich werde die Kleine heute in der bewußten Sache in's Gebet nehmen," hatte Berthold ſich vorgeſetzt; da kam ihm im letzten Augenblick ein dienſtlicher Auftrag in die Quere, Hilda mußte ſich vom Burſchen hinbringen laſſen und ihn einſtweilen entſchuldigen.

Als er dann ärgerlich den weiten Weg von der Kaſerne zurückkehrte, den er abkürzte, indem er durch ein enges Gäßchen eilte, fühlte er plötzlich etwas wie die unmittelbare Nähe eines menſchlichen Weſens, und ehe er nur den Kopf dahin wenden konnte, umſchlangen ihn zwei Arme.

„O, Herr Lieutenant, Herr Lieutenant, ich bin ſo in Angſt, ich muß Ihnen 'was ſagen!" flüſterte Lieschens Stimme ihm zu.

War das Mädchen toll? Er hätte ſie von ſich ſtoßen mögen.

„Lieschen, ſchämſt Du Dich nicht?" fuhr er ſie an. „Wo kommſt Du her?"

„Ach, Herr Lieutenant, ich bin nur eben zur Waſchfrau geſchickt worden, ſie wohnt hier," ſagte Lieschen, auf

die nächste Hausthür zeigend. „Und da macht's der Himmel, daß ich sehe, wie Sie daher kommen! Denken Sie sich nur, er ist bei meiner Kommode gewesen, er hat Ihren Zettel gefunden."

„Meinen Zettel? Wer sagt denn, daß ich den geschrieben habe? Es steht doch kein Name —"

„Ach, er sagte es mir auf den Kopf zu."

„Und Du leugnetest nicht? Da schlage doch —"

Es war ein wüthender Fluch über Frauenzimmerdummheit, der Berthold auf die Lippen kam, aber nicht weiter, denn plötzlich war das Mädchen in der bezeichneten Hausthür verschwunden, und zugleich ein riesiger Mensch um die Ecke in das Gäßchen eingebogen.

Es war wieder der Schmied. Berthold erkannte ihn sofort. Der Mensch sah ihn von oben bis unten an und mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß.

Sie mußten aneinander vorbei, Berthold pfiff anscheinend unbekümmert ein Liedchen.

„Möchte wohl wissen, was so feine Jungens hier wieder zu suchen haben," sagte der Mann laut mit aufgeregtem Tone hinter ihm her. „Wenn ich so 'nen Zuckerwerkskerl 'mal auf meinen Strich kriege, so soll er seine Knochen einzeln zusammen suchen!"

Berthold v. Markott ärgerte sich zum Bersten.

Derartige Kollisionen! Aller Hochmuth in ihm bäumte sich auf, daneben auch ein Theil echten Stolzes, der ihn zwang, sich zu schämen und sich in ärgerlicher Reue zu sagen: „Es geschieht mir schon recht! Und wenn das Mädchen mich noch einen Moment wirklich interessirt hätte! Aber nicht 'mal das! Einfach die liebe Eitelkeit, die sich amüsirte, daß das blonde hübsche Ding mir auf Schritt und Tritt in den Weg lief. — Das Mädel ist mir den Aerger wahrlich nicht werth." —

Als er in das festlich erleuchtete Haus des Ober-

regierungsraths Ortler trat, war aber ſofort Alles vergeſſen, denn ein glücklicher Zufall wollte, daß Rita, die älteſte Tochter, die eben aus dem Berliner Erziehungsinſtitut gekommen war und heute ihr erſtes Auftreten in der Geſellſchaft feierte, ihm im Vorſaal entgegen trat.

Sie ſah entzückend aus. Er ſtand im Mantel, die Mütze in der Hand, vor ihr — mit leuchtenden Augen, ganz unverfälſchte Bewunderung.

Als Fähnrich hatte er ſie in der Tanzſtunde angebetet. Sie war damals ſeine ſechſte oder ſiebente glühende Leidenſchaft, ſeitdem hatte er ſchon etwa wieder ebenſoviel erledigt.

„Gnädigſtes Fräulein! Meine Freude hat keine Worte!"

„Ja, ja, ich weiß ſchon! Erholen Sie ſich nur erſt, Herr Lieutenant. Den zweiten Walzer und zu Tiſch! Iſt Ihnen das recht? Auf Wiederſehen. Exellenz v. Gothe hat ſich Nadel und Faden ausgebeten — Spitzenhaubendefekt — Gefahr im Verzug!"

Sie zeigte ihm lachend ein kleines Nähkäſtchen und damit ſchwebte ſie davon. Er ſah ihr, ſofort wieder Feuer und Flamme, nach.

Famoſes Mädchen! Und dieſe reizende Manier! Ganz wie früher — nur noch reizender, noch eigenartiger!

So trat er in den Ballſaal. Rita ſtand in einem Knäuel von jungen Offizieren, Aſſeſſoren und Referendaren — lachend, ſprühend. Ihm warf ſie nur einen raſchen Blick zu, aber was für einen!

Als er mit ſeinen Reverenzen bei den alten Herrſchaften fertig war und ſich nun umſah, tanzte ſie ſchon dahin mit Graf Tucker. So, das fehlte nur noch, daß der ihm hier in den Weg kam! Glücklicherweiſe war der gute dicke Tucker kurzathmig; richtig, da ſtoppte er ſchon. Er ſah förmlich blau aus vor Athemnoth.

„Kann ich die Ehre haben, gnädigſtes Fräulein!" ſagte Berthold ſchnell. Und dann tanzten ſie dahin!

„Ah, Sie ſind der beſte Walzertänzer, den ich je hatte. Auf Sie hab' ich mich ſchon in Berlin gefreut," ſagte ſie mitten im Tanze. Er drückte, als er ſie auf ihren Platz brachte, ſeine Lippen auf ihre Hand.

„Laſſen Sie nur, es iſt Ziegenleder!" lachte ſie übermüthig.

„Unvorbereitet, wie ich mich habe, mein gnädigſtes —"

„Na ja, das nächſte Mal machen Sie's geſchickter!" Dabei warf ſie einen koketten, ſchnellen Blick auf ihren Arm, wo der Handſchuh aufhörte.

„Alle Donner! Famoſes, entzückendes Geſchöpf. Da iſt Raſſe d'rin!" dachte Berthold.

Dann ſah er ſich um. Wo war Hilda nur?

Alle Wetter! Da ſtand ſie, und natürlich Worbis neben ihr. Und dort — auf dem kleinen Eckdivan — ſaß Felicitas. Wahrhaftig, dieſelbe iſt geradezu reizend! Augen wie Diamanten, ſo funkelnd und hell! Und dies gelbweiße Kleidchen, wie es ihren köſtlichen Teint noch hob! Eigentlich war ſie für Arwe zu ſchön. Aber am Ende — Rita Ortler hatte die nöthigen „Moneten" — und das war für Berthold die Hauptſache.

Der Tanz begann wieder. Berthold verfolgte mit ſeinen Augen die Paare. Er hatte keine Luſt, ſich zu betheiligen, wenn nicht mit Rita. Dann endlich kam der zweite Walzer.

„Haben Sie denn in Berlin wirklich einmal an mich gedacht?" fragte er in einer Pauſe.

„Na, ob!" blitzte ſie ihn an, und als er außer ſich vor Glück aufſtrahlte und eitel ſeinen Schnurrbart drehte, fuhr ſie fort: „Bei jedem Konditorladen! Wo ſollen Einem anders Süßigkeiten einfallen?"

Und dann lachte ſie wie ein Kobold über ſeinen Aerger, daß ſie ihn daran erinnerte, wie er von ihr und ihren Gefährtinnen ſpottend „der ſüße Berthy" genannt worden war.

Aber ſie hatte dabei eine ſo allerliebſte Manier. Jede ihrer Bewegungen, ihr Lachen, ihr Augenwerfen bezeichnete den ſprudelnden Uebermuth und entbehrte doch nicht der Grazie.

Er hatte ſchnell ſeinen Vortheil erkannt, ſie amüſirten ſich himmlich zuſammen, auch bei der bald folgenden Abendtafel, und hatten auf nichts außer ihnen Acht.

„Wie iſt Felicitas geworden?“ fragte Rita ihn.

Der jetzige Stadtkommandant hatte als Wittwer die Tochter bei ihren Großeltern erziehen laſſen, ſo kannten die jungen Damen ſich noch kaum.

„Entzückend,“ ſagte er, genau wiſſend, daß ſie das nicht gern hörte. Sie ertrug keine Konkurrenz, das war ſchon früher ſo.

„Entzückend? Für Sie? Meine Freundin wird ſie nie werden. Sie iſt mir antipathiſch.“

„Mir auch!“ verſicherte er ſehr ernſt.

„Scheinheiliger! Eben nannten Sie ſie entzückend!“

„Für Doktor Arwe! Von mir rede ich nicht, ich komme überhaupt in Bezug auf Fräulein Felicitas Hohenkling gar nicht in Frage.“

„Das will ich hoffen!“

„Rita! Holde, himmliſche Rita, können Sie zweifeln!“

„Bah — das lernt ſich! Aber laſſen Sie es ſich geſagt ſein, mein hochgeehrter Herr, bei mir heißt es einfach: ganz oder gar nicht!“

„Rita, machen Sie mich nicht hier zwiſchen all' den Leuten toll!“

„Ihre Sache! Und dann kommen Sie natürlich unter die Brauſe!“

„Herzloſes Mädchen!“

„Wie viel haben Sie denn noch von Ihrem Herzen übrig?“ —

So ging das weiter. Von einem einzigen vernünftigen

Gedanken war nicht die Rede, darauf machten ſie aber auch gar keinen Anſpruch. Seicht, funkelnd, ſprudelnd plätſcherte das Bächlein ihrer Unterhaltung weiter.

Hilda war froh, daß Berthold völlig hingenommen wurde von Rita's blendender Erſcheinung und Plauderei. Sie und Worbis gehörten ſchon lange als Tiſchnachbarn in jeder Geſellſchaft zuſammen.

Heute mehr als je. Eine tiefe Erregung hatte ſich ihrer Beider bemächtigt; ſchon geſtern Abend. Heute zitterte dieſelbe faſt ſtärker noch durch ihre Herzen. Sie wußten, der Moment war da, wo ſie nicht mehr ſchweigen konnten von dem, was in ihnen ſo lange ſchon brannte; ſie wußten, dies Wort würde die Flammen hoch aufſchlagen laſſen und das Unglück unabwendbar machen. Dennoch, dennoch zog es ſie, gleich als ſie ſich heute ſahen, zu einander ohne Widerſtand, und nun ſaßen ſie beiſammen, ohne zu eſſen oder zu trinken, äußerlich ſtill und gehalten, und Alles in ihnen war ein großer, rauſchender Liebesakkord, vor dem ſie nichts, nichts Anderes hörten, am wenigſten die ſo wohlbekannte Stimme der Vernunft.

Und welche Seligkeit lag doch in dieſer gegenſeitigen Nähe! Wie genau wußten ſie, daß ſie Beide wußten, es bedurfte keines erklärenden Wortes mehr.

Sie ſahen ſich tief und zärtlich in die Augen und dann blickten ſie ſcheu weg oder forſchend umher, ob auch Keiner es bemerkte.

Nach dem Eſſen küßte Worbis Hilda die Hand. Ein ſo einfacher Brauch, und doch war ihnen Beiden, als durchrieſele ſie eine Feuersgluth.

Nun mußten ſie ſich für eine Weile trennen. Worbis war im Begriff, zu den Herren zu gehen. Sein Oberſt kam auf Hilda zu, die er lange ſchon kannte.

Sie ſah betreten, wie ernſt ſein Blick ſie traf. Und

nun nahm er plötzlich ihre eiskalte Hand, zeigte mit den Blicken auf den ſich entfernenden Worbis und ſagte mit ſchwerem, aber mitleidigem Ernſt:

„Ich fürchte, die Wellen verſchlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan!“

Wie ſeine Augen in die ihrigen blickten! Alles Blut wich aus ihrem Geſicht. Sie fühlte, er beobachtete ſorgend und in herzlicher Theilnahme den Erfolg ſeiner Worte. Aber der ſchwere Ernſt wich nicht aus ſeinem Blick.

„Ich — verſtehe!“ murmelte ſie mit weißen Lippen.

„Mein armes, liebes Kind!“ ſagte er leiſe. „Ich muß ſprechen, ich darf nicht ſchweigen.“

Und dann ließ er ſie rückſichtsvoll allein. Hinter lang herabwallende Fenſtervorhänge verkroch ſie ſich, wie ein todwunder Vogel. Sie wußte ganz genau, jetzt — jetzt ging der Oberſt auch zu Worbis.

Und ſo war es.

„Lieutenant v. Worbis! Ein Wort!“

„Herr Oberſt befehlen?“

„Ich habe Ihre Verſetzung nach der Reſidenz, lieber Worbis! Als Vorgeſetzter gebe ich Ihnen dreitägigen Urlaub. Als Ihr aufrichtiger Freund und als derjenige einer uns Beiden wohlbekannten jungen Dame, lieber Worbis, bitte ich Sie, noch heute Nacht abzureiſen — ohne Abſchied!“

„Herr Oberſt —“

„Mein braver Worbis, es muß ſein!“

„Hat ſie —?“

„Nichts, lieber Worbis, nichts! Und laſſen Sie mich den Schutzgeiſt für Sie Beide ſpielen — ich habe Erfahrung und kaltes Blut — Sie jetzt nicht, Worbis.“

„Ohne Abſchied!“ ſtöhnte der arme Menſch.

„Ich will Ihnen 'was ſagen, lieber Kamerad. Ein Wort von Ihnen macht eine unheilvolle Möglichkeit zur unſeligen Thatſache. Ein ſolches Unglück aber, das getragen werden muß, wird, ſobald man ihm Worte gibt, zu einer Laſt, die zu Boden zieht. Und nun ſeien Sie ein Mann, Worbis! Geben Sie mir das Verſprechen, daß Sie der kommende Morgen unterwegs findet!"

„Herr Oberſt — Herr Oberſt!"

„Um des armen Kindes willen, Worbis!"

„Ich — ich reiſe, Herr Oberſt."

„Brav, mein Junge! Gott ſei mit Ihnen!"

Sie waren während dieſer Reden zur Garderobe geſchritten. Der Diener warf auf des Oberſten Wink dem faſt Beſinnungsloſen den Mantel über, ſteckte ihm die Mütze in die Hand, und dann ging er, die Zähne aufeinander preſſend, ſtumm davon.

„Der arme Kerl!" dachte der alte Offizier ganz traurig. Dieſe Trennung der Beiden war ihm ſelbſt doch ſchwerer geworden, als er ſich gedacht. Aber es mußte ſein! —

Hilda ſaß, von Verzweiflung geſchüttelt, noch immer in ihrem Verſteck. Wie hart der Schlag auf ſie niedergefallen, ahnte ſie noch nicht einmal. —

„Ohne Abſchied! Ohne Abſchied!" Das war Alles, was Worbis denken konnte. O, hätte Hilda geahnt, daß er jetzt durch das Schneegeſtöber dahin ſchritt, fort — für immer.

Da redet man von dem geiſtigen oder ſeeliſchen Zuſammenhang zweier Menſchen. Und wenn die Seelennoth noch ſo groß iſt — ein kleiner Raum, ein paar Mauern zwiſchen ihnen — und die Verbindung iſt aufgehoben!

— — — — — — — — — — — —

„Was thuſt Du hier ſo allein, Hilda?" ſagte eine weiche, liebevolle Mädchenſtimme.

„O, Felicitas!“

„Hilda, liebe Hilda!“

Und Felicitas' Arme hielten die wie Eſpenlaub zitternde Freundin umfangen, Hilda's Kopf lag an der Bruſt des reizenden Mädchens, deſſen Züge ſich plötzlich ganz veränderten.

„Hilda, ihr habt euch getrennt, für immer?“ rief ſie verſtehend, in tiefſtem Mitleid.

„Wir müſſen es!“

„Ich ſah den Oberſt eben mit Worbis hinausgehen.“

„Siehſt Du! Und jetzt ſagt er es ihm auch! O Felicitas — und wir haben uns ſo lieb!“

Hilda weinte nicht, ſie zitterte nur, in ihrer furchtbaren Aufregung fand ſie keine Thränen. Felicitas dagegen ſtürzten ſie ſtromweiſe über die Wangen.

„Ich ſoll ihn nicht in den Abgrund locken! O, wie ſchrecklich iſt es, arm zu ſein!“ kam es heiſer vor Erregung über Hilda's Lippen.

„Meine Hilda! Sei ſtark! Gib die Hoffnung nicht auf!“

„Hoffnung! Ach, wir wußten es ja längſt gut genug, daß es keine Hoffnung für uns gab. Und der Oberſt iſt in ſeinem Recht; ich ſoll den tüchtigen Offizier nicht in den Abgrund ziehen. Ja, ja, ich erkenne es ganz wohl; ich wehre mich ja auch nicht, ich — muß ihn laſſen. Aber — es — iſt — ſo ſchwer — ſo unmöglich! Und wenn wir uns dann begegnen — und müſſen fremd —“

Hilda ſchluchzte faſſungslos.

„Aber das iſt unmöglich! Das kann ja gar nicht ſein!“ flammte Felicitas auf, und ihr ſchönes Geſicht leuchtete ordentlich vor Liebe und Mitleid. „Glaube es nicht, Liebſte, glaube es nicht, wie drohend es auch ausſieht, ihr kriegt euch zuletzt doch! Hinter den Wolken iſt der Himmel blau, und die Sonne ſcheint, und die Wolken ziehen weiter!“

„Du liebe, herzige Tröſterin! Könnte ich nur daran glauben!“ ſagte Hilda trübe, aber ſie hoffte dennoch ſchon wieder, obwohl ſie es nicht wußte.

Sie überlegten, wie Hilda wohl möglichſt unbeachtet den Saal und das Haus verlaſſen könnte. Berthold ſaß hinter Rita und ſah und hörte nichts.

„Ihn darf ich nicht ſtören, er würde ſehr ſchlechter Laune darüber werden,“ meinte Hilda.

„Ich will Arwe bitten,“ ſagte Felicitas.

„Ach ja, der iſt immer gut, der thut es, auch wenn er damit ein Opfer bringen muß.“

„Er iſt ein edler Menſch, ich habe noch nie einen Fehler an ihm entdeckt,“ betheuerte Felicitas.

Faſt hätte die arme Hilda lächeln können, nicht ſpöttiſch oder ungläubig, nur freudig lächeln über die rückhaltloſe Bewunderung, die ihre Freundin ſo offen kund gab. Aber ach — das ſchmerzliche Entſagen kam ihr wieder zum Bewußtſein.

Sie blickten umher. Wo war er nur? Der Oberſt ſprach eben mit ſeiner Frau, und dieſe nickte Hilda ſehr herzlich zu, erſchrak dann, wie das junge Mädchen ſofort erkannte, über deren Bläſſe und ſchien den Gemahl aufmerkſam zu machen.

Doktor Arwe kam, von Felicitas benachrichtigt, auf Hilda zu.

„Sie geſtatten, daß ich Sie nach Hauſe bringe?“

Ja, ſie mußte es ihm geſtatten, lieber wäre ſie allein geweſen, aber ihre Füße wollten ſie kaum tragen. Ohne ein Wort zu wechſeln, kamen ſie beim alten Schloſſe an. Das war ihr eine Erleichterung. Nur nicht reden! In übergroßen Schmerzen kann man nicht ſprechen.

Beim Abſchiede gab er ihr die Hand und ſagte ihr zwei Worte: „Muth, Hilda!“

Sie drückte ihm herzlich die Hand und eilte in's Haus.

„Wer kann nachfühlen, wie lieb ich ihn habe? Und nur um des elenden Mammons willen müſſen wir uns trennen. O, wär ich doch todt!“ ſchluchzte Hilda, indem ſie ſich in der Mutter Arme warf. Bei ihr konnte ſie ſich ausklagen, da fand ſie Worte.

Die arme Majorin hatte es ja längſt kommen ſehen — längſt.

3.

Im Regiment wußte jeder der Offiziere, was es mit Worbis' Urlaub und Verſetzung auf ſich hatte. Keiner ſprach davon, ernſt blickten ſie einander an. Das war auch ſo eine Klippe, an der mancher tüchtige Kamerad ſcheiterte. Der Oberſt hatte Recht gehabt.

Es fiel peinlich auf, daß Berthold v. Markott die ſchmerzliche Geſchichte ſo auf die leichte Achſel nahm, ja geradezu fühllos darüber wegkam.

„Er iſt ſelbſt verliebt bis über die Ohren in Rita Ortler,“ entſchuldigte man ihn.

„Nun mag er, da iſt wenigſtens Vernunft darin,“ lautete das Endurtheil.

Der Oberſt übertrug es ihm, die Angelegenheiten des Kameraden Worbis zu ordnen, ihm das größere Gepäck nachzuſenden, allerlei Geſchäftliches und Dienſtliches zu erledigen. Hilda erfuhr das Alles nicht einmal. Wozu auch? Sie hatte genug zu tragen an der für ſie ſchier unfaßbaren Neuigkeit, daß er fort ſei — für immer. Ohne Abſchied, ohne ein einziges Wort!

Ein paar Tage gingen Berthold in ſteter Aufregung hin. Er war ſehr verliebt, dachte immer an Rita und mit keinem Gedanken an Lieschen, die ſich nach ihm die Augen ausſchaute; höchſtens ſchämte er ſich vor ſich ſelber dieſer Geſchmacksverirrung und ärgerte ſich, weil ſein Gewiſſen ihm Vorwürfe machte.

Vorwürfe? Unſinn! Er hatte ſich, Gott ſei Dank, nichts vorzuwerfen!

Aber auch ſelbſt dieſe Erwägungen waren ſo flüchtig an ſeinem Geiſte vorüber geglitten, daß er ſich ihrer kaum recht bewußt wurde. —

So kam er mit mehreren Kameraden zu Ende der Woche von der Parade zurück, als ein Händler, bei dem er ſeine Cigarren kaufte, ihnen begegnete und lebhaft grüßend ihm zurief: „Gratulire, Herr Lieutenant, gratulire!“

„Danke!“ gab er zurück, ohne ſich aufzuhalten. „Natürlich ſagt man mich und Rita ſchon verlobt!“ dachte er.

Die anderen Offiziere ſprachen lebhaft durcheinander und hatten den Ruf nicht beachtet. Eine Strecke weiter kam der Kaſinowirth ihnen ebenfalls entgegen.

„Nein, Herr v. Markott, dies Glück! Gratulire, gratulire von Herzen!“

„Wozu?“ fragte diesmal Berthold ärgerlich.

„Sie haben den zweiten Hauptgewinn, Herr Lieutenant!“ ſchrie der Wirth auf den ganz erſtarrten Glücklichen ein.

„Was? Was hat er? Gewonnen?“ fragten die Offiziere. „Markott, Menſch, ſeht doch nicht ſo entgeiſtert aus! Iſt's denn wahr? Habt Ihr denn ein Loos gehabt? Ein ganzes? Na, da hört ja aber die Weltgeſchichte auf! Er ſpielt ein ganzes Loos!“

„Der Herr Lieutenant hat's aus zweiter Hand gekauft, vom alten Herrn Großhaber!“ erklärte der Wirth dagegen. „Der war wie verrückt vor Aufregung, als der Kollekteur ihm die Nachricht brachte, ſein Loos habe gewonnen! Viel zu billig hätte er's verkauft, viel zu billig!“

„Was habt Ihr denn bezahlt, Markott? Wie viel hat er denn gewonnen? Hören Sie 'mal, Mathies, Sie erzählen da doch kein Märchen? Solche Witze würden wir uns doch verbitten.“

„Witze? O, meine Herren, wie ſollt' ich? Ich bin dabei geweſen, als der Kollekteur das Telegramm bekam!"

„So iſt's wahr?" fragte Berthold, endlich wieder Herr über die Erregung, die ihn gepackt hatte, werdend.

„Gehen Sie nur gleich nach Haus, der Kollekteur wird Sie dort erwarten, Herr Lieutenant!"

„Wir gehen mit!" rief die ganze Geſellſchaft. In ſchnellſtem Tempo eilten ſie nach dem alten Schloſſe.

Die Majorin ſtand am offenen Fenſter.

„Berthy — Berthy! Du haſt das große Loos gewonnen!" rief ſie ihm entgegen. Dann erſt beachtete ſie die Kameraden ihres Sohnes und ſchien ſich ihrer Aufregung plötzlich etwas beſchämt bewußt zu werden.

Davon nahm aber Niemand Notiz. Alles ſtürmte in den Pavillon. Es war ſo! Berthold's Loos hatte den zweiten Hauptgewinn; der Kollekteur verſicherte es, ihnen entgegentretend.

„Ich hab's geahnt," lachte Berthold krampfhaft. „Der alte Herr warf es mir ja ſozuſagen an den Kopf; er hätte noch nie 'was gewonnen! ‚Nimm es, Du gewinnſt!' rief mir eine Ahnung zu."

Er zwang ſich aber dann mit aller Gewalt zur Ruhe und imponirte den Kameraden wirklich durch dieſe Selbſtbeherrſchung.

Natürlich mußte er ſie Alle mit Champagner traktiren.

„Natürlich!" rief auch die Majorin mit einem Lachen, das halb Schluchzen war, „und Sie müſſen Alle zu uns kommen. Nicht im Wirthshaus ſoll die Freude gefeiert werden."

Plötzlich fiel Hilda ihr ein, ihre arme Hilda. Aber was arm! Sie waren ja jetzt reich! Ach, wenn nur Hilda es erſt wüßte! Sie war allein ſpazieren gegangen, alle dieſe Tage trug das Kind ſeinen Herzensjammer in die Einſamkeit, und dann kam es zurück, bleich, verweint, aber liebevoll und ganz ſtill.

„Ach, wenn doch Hilda da wäre," ſagte ſie laut.

Die Offiziere ſahen ſich verſtohlen an; ſie waren erſchrocken. Unmöglich konnte man den Champagner in ihrer Gegenwart trinken. Sie ſagten nichts, waren aber entſchloſſen, darüber mit Berthold zu reden. Zunächſt fiel dem Hauptmann ein, daß ſie ja heute Abend beim Oberſtlieutenant eingeladen ſeien. Das war ein anſtändiger Ausweg! Und ſo entfernten ſie ſich unter vielen theilnehmenden Händedrücken.

Unterdeß ſtand Berthold vor der unumſtößlichen Thatſache, daß er plötzlich reich geworden; ſeinem Maßſtabe nach reich! Er konnte bei dem raſenden Hämmern in ſeinen Schläfen zuerſt das Loos gar nicht finden. Nun war es da und trug die richtige Nummer.

„Mir ahnte es, mir ahnte es," rief er immer wieder.

„Dem alten Herrn Großhaber hat's nicht geahnt, der war rein wie vor den Kopf geſchlagen," ſagte der Kollekteur. „Soll ich vielleicht gleich eine Summe da laſſen?"

Das litt Berthold's Stolz aber nicht. Er dankte — das hätte Zeit. Wann das Geld denn etwa ausgezahlt würde, fragte er aber.

Der Kollekteur erklärte, die ſtädtiſche Bank würde dies auf telegraphiſche Anweiſung ſicher ſchon morgen erledigen. Und dabei fiel nicht einmal ein beſonderes Geſchenk für den wüthenden Kollekteur ab. Berthold dachte gar nicht an dergleichen.

In ſeiner Phantaſie drängte ſich Bild auf Bild von märchenhafter Pracht, orientaliſcher Ueppigkeit. Dann wieder ſah er im Geiſte ſeinen Rennſtall. Das nächſte war: „Jetzt kaufe ich mir den Rappen ſelbſt, Tucker weiß ihn nicht zu würdigen. Und eine Villa! — Und ich reiſe, ich mache eine Tour durch Europa!"

Gleich darauf ſtrich er mit der Hand über die Stirn,

als ob er die thörichten Gaukeleien ſeines Hirns wegwiſchen wollte.

„O Berthy, Berthy! Wenn das arme Kind doch noch glücklich würde!“ ſagte die freudeſtrahlende Mutter, zu ihm tretend. Sie hatte das Dienſtmädchen fortgeſchickt, um ihrem Sohne heute ein Feſtmahl zu bereiten.

Er antwortete nicht; ein Schatten flog über ſein Geſicht, ärgerliche Abwehr durch ſein Herz, und wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte es die Mutter.

Sie wußte plötzlich Alles — Alles, was in ihrem Sohne vorging. Die Arme! Sie wußte auch, was in ihm noch vorgehen würde; der Herzensinſtinkt einer Mutter täuſcht nicht.

Während er ſich des unwilligen Gedankens ſchämte und doch zugleich denſelben Proteſt gegen die Zumuthung in der Mutter Worten fühlte, fluthete bei ihr alles erregte Blut zum Herzen zurück, und ſie wurde ſehr blaß. Aber das ſollte Berthold nicht ſehen! Sie ſchämte ſich der eigenen Thorheit lieber, als daß ſie ihm Unrecht gegeben hätte.

Wie unvernünftig von ihr, zu verlangen, daß er — nein, es war zu albern!

„Meine liebe, gute Mama, jetzt kaufe ich Dir neue Möbel, und ihr nehmt eine ſchönere Wohnung!“ rief er, ſie umarmend. Er merkte doch, was in ihr vorging.

Sie wußte, er wollte jetzt eine eigene Wohnung für ſich haben. Das war ja am Ende auch billig und begreiflich.

„Mein lieber Herzensjunge, ich will nichts, denke nicht an mich! O, wie bin ich froh, daß Du nun nicht mehr ſo kümmerlich zu leben brauchſt.“

Sie küßten ſich. Er fühlte die Wonne der Großmuth, als er ſie zum Schweigen brachte mit dem energiſchen Proteſt: „Doch, Mutterchen, doch, die Möbel bekommſt

Du, und Hilda ſoll ein paar neue Toiletten haben, die hat ſie nöthig genug. Und weißt Du was? Löſe ihr Herz von dem unglücklichen Menſchen, dem Worbis; er hat keinen Pfennig, und unſere Kleine muß eine gute Parthie machen. Sie ſollte Wettbergen nehmen, ſie würde eine reizende kleine Gutsherrin abgeben, und Du beſuchſt Deine Kinder dann abwechſelnd, mich und meine Frau, und Hilda mit ihrem Mann."

„Du willſt heirathen?" fragte ſie aufgeregt.

„Natürlich, Mamachen! Und ich denke, ich weiß ſchon, wen."

„Rita Ortler? Wenn ſie nur ein bischen ſolider wäre! Sie iſt ſolch' ein Kind — und ſo gefallſüchtig."

„Will ſie mir ſchon zähmen!" lachte er ſelbſtbewußt.

„Ja, will ſie Dich denn aber, Berthy?"

„Ha, die hab' ich ſicher! Den armen Habenichts hat ſie ja ſchon geliebt, jetzt werde ich in ihren Augen noch begehrenswerther ſein."

Die Klingel der Hausthür ging.

„Das Mädchen! Es kann am Ende aber auch Hilda ſein," rief die alte Dame und eilte hinaus. Gleich darauf kam ſie mit Herrn Großhaber herein.

Der alte Mann ſah ganz eigenthümlich aus; offenbar zwang er ſich zu dieſem breiten Lachen, das neben einer ebenſo ſichtbaren Verlegenheit auf ſeinem Geſichte lag. Er trug einen feinen ſchwarzen Anzug.

„Herr Großhaber, welch' Freundlichkeit!" ſagte Berthold, ihm raſch entgegentretend.

„Hahaha! Mußte doch gratuliren! Hahaha!"

„Ich ſtand im Begriff, Ihnen zu danken, nochmals zu danken!"

„Ja, ja! So ein famoſer Treffer! Wer hätte das gedacht! Spiele ſeit dreißig Jahren und habe nie 'was gewonnen. Na, gnädige Frau, was ſagen Sie denn dazu?"

„Ach, verehrter Herr, ich kann mich in das Glück noch gar nicht finden!“

„Glaub' ich wohl!“ ſagte er und ſah ſich mit unverhehlter Kritik im Blick überall im Zimmer um. Es lag etwas Verletzendes darin. Sie ſchämten ſich Beide, Mutter und Sohn, der Mängel ihrer Häuslichkeit.

„Nun halten Sie's nur feſt, Herr Lieutenant!“ wandte er ſich dann Berthold wieder zu. „Geld iſt rund! Wenn man nicht damit umzugehen verſteht, iſt es weg, man glaubt nicht, wie ſchnell!“

„Das weiß der Himmel!“ lachte dieſer. „Aber Sie ſollen mir das Wort nicht umſonſt geſagt haben.“

„O, ich wette, Sie haben ſchon jetzt ſo viel Wünſche, daß das ganze Kapital drauf gehen würde, ſie zu befriedigen!“

„Stimmt, Herr Großhaber, aber ich will das Kapital feſtlegen, ich fühle ſelbſt —“

„Das gefällt mir! Sie gefallen mir, Herr Lieutenant! Wiſſen Sie was? Legen Sie das Geld ſicher an und dann heirathen Sie eine reiche Frau.“

„Stimmt abermals, Herr Großhaber!“

„Na, nun guck 'mal Einer! So 'nen vernünftigen jungen Menſchen hab' ich in der Uniform noch gar nicht gefunden!“ rief der Alte und ſchlug ſich hochbefriedigt mit der Hand auf's Knie. „Wiſſen Sie, gnädige Frau, heirathen iſt das Beſte für ihn,“ wandte er ſich dann an Frau v. Markott, „aber nur um Gottes willen eine Frau mit Geld. Davon kriegt Einer nicht leicht zu viel.“

„Wollen Sie mir eine Frau ausſuchen?“ fragte Berthold ſcherzend.

„Wenn Sie mir in Aufrichtigkeit den Auftrag geben, ja!“ war die ernſthafte Antwort.

Nun war's aber genug. Berthold hatte nicht Luſt, dieſen Witz weiter zu verfolgen. Die Majorin miſchte

ſich, dies fühlend, in die Unterhaltung, indem ſie in ihrer feinen und freundlichen Weiſe einige Fragen an den alten Mann ſtellte.

Er antwortete ihr, ſah ſie dabei aber immer mit nachdenklicher Miene an. Plötzlich, mit einem Ausdruck von Liſt und Schlauheit, der gleichſam hinten in ſeinen Augen aufblitzte, ſagte er: „Ich hätte wohl eine Bitte, gnädige Frau —"

„Sie können ſicher ſein, Herr Großhaber, daß ich ſie Ihnen mit Vergnügen gewähre."

„Ja, das ſagen Sie wohl, hernach werden Sie vielleicht anders ſprechen."

„So laſſen Sie hören!"

„Sehen Sie," begann er bedächtig, jedes Wort wägend, „ſehen Sie, gnädige Frau, ich habe da eine Enkelin —"

Berthold horchte hoch auf. Der Alte bemerkte es, mißverſtand aber wohl dieſe unverkennbare Ueberraſchung, denn ein Lächeln der Befriedigung flog über ſein Geſicht.

„Und wohnt dieſelbe bei Ihnen, Herr Großhaber?" fragte die Majorin, die beider Männer Mienenſpiel ebenſo bemerkte und ſich nach ihrer Art deutete.

„Gegenwärtig, ja. Sie iſt meines verſtorbenen einzigen Sohnes Tochter, ganz ohne Erziehung aufgewachſen, die Mutter" — er machte eine mißbilligende Handbewegung, welche die Majorin ganz richtig deutete.

„In meinem Hauſe kann das Mädel nicht bleiben; hübſch iſt ſie, gut auch, aber wie geſagt, gar nichts von Erziehung!"

Er hielt inne.

„Sie denken, ich ſoll ſie in ein Penſionat thun, gnädige Frau?" begann er dann wieder, da weder Mutter noch Sohn ſprachen.

„Vielleicht wäre dies das Beſte."

„Nein, das paßt mir nicht. Dann erfährt es dieſe

ganze Schaar, und alle Familien der Penſionärinnen, daß des alten Großhaber Enkelin nicht eine Silbe Franzöſiſch oder Engliſch kann, keine Geographie und was ſo dazu gehört. Wiſſen Sie, gnädige Frau, ich bin ein Bauersſohn, habe keine Bildung gelernt, Alles aus mir ſelbſt, und jetzt habe ich — na, die Leute ſagen, ich ſei der reichſte Mann der Stadt, und die müſſen es ja wiſſen —" er lachte ſelbſtgefällig. „Aber, wie geſagt, das Kind ſoll, wenn es dereinſt 'mal viel, viel Geld hat, ſich nicht zu verkriechen brauchen aus Scham über ſeine Ungebildetheit."

„Das iſt ein vernünftiger Wunſch, Herr Großhaber."

„Nun, es freut mich, daß Sie das finden, gnädige Frau! Mein Gedanke iſt nun der: ich bitte Sie, nehmen Sie das Mädchen in's Haus! Ich habe mir vorgeſtern Ihre Fräulein Tochter zeigen laſſen, mein Hausmädchen wußte ihren Namen, und da dacht' ich mir, ſo müßte die Milli auch werden, ſo einfach in Kleidung und dabei doch vornehm. Und ich zahle natürlich, was recht iſt. Sie ſoll eine Dame werden, die Milli!"

Die Majorin war mit ihrem Entſchluß ſchon fertig. Berthold's Zimmer wurde frei, Hilda bekam Zerſtreuung, das Koſtgeld kam ihnen ſehr gelegen.

„Ich will Ihre Enkelin aufnehmen. Sie ſoll von Hilda unterrichtet werden; das erfährt Niemand. Wir holen ſo das Nöthige ſchnell nach, das heißt, wenn Ihre Enkelin guten Willen hat?" ſagte ſie.

„O, das ſchon! Aber das Mädchen iſt noch ſo zurück, daß es gar nicht einmal begreift, was und wie viel ihr fehlt."

„Herr Gott, eine Klempnerstochter! Und nun — wenn Lieschen ſchwätzt!" dachte Berthold.

Da kam Hilda eben zurück. Aufgeregt trat ſie ein.

„Iſt es wahr —?" Sie ſtockte, da ſie den fremden alten Herrn ſah.

In fliegender Eile, Alle zugleich redend, erzählten sie ihr die Ereigniſſe der letzten Stunden, nur ſo zwiſchendurch erfuhr ſie, wer der alte Herr war, wie er mit Berthold bekannt geworden.

„Mir iſt, als ob Alles ein Traum wäre," ſagte das junge Mädchen langſam.

Unterdeß fühlte ſich Berthold inſtinktiv unter der ſteten Beobachtung des Rentiers. Vielleicht war's auch nur das böſe Gewiſſen, Lieschens wegen, das ihn dies annehmen ließ. Sein Hochmuth empörte ſich gegen die Penſionärin. Er allein wußte, ſie ſah aus wie ein Dienſtmädchen und hatte wahrſcheinlich auch die Manieren eines ſolchen. Aber er konnte das doch nicht ſagen, und die Mutter griff ſo merkwürdig raſch zu.

Großhaber ſtand auf. „Ich werde Ihnen die Milli bringen, gnädige Frau, das Erſte wird wohl ſein, daß ſie ein paar Kleider haben muß und was ſonſt dazu gehört. Vielleicht kauft das gnädige Fräulein ihr Alles, was nöthig iſt, es ſoll mir auf's Geld nicht ankommen, ich hab's ja, und ſie wird 'mal ein ſchwer reiches Mädchen. Sie ſoll auch eine gute Heirath machen, es kommt mir auf Familie an und auf den vornehmen Namen. Und nun Adieu!"

Mit einem beſonders feſten Händedruck verabſchiedete er ſich von Berthold und blickte ihn dabei pfiffig an, als wolle er ſagen: „Du verſtehſt mich doch, mein Junge!"

Dieſer war wüthend, lächelte aber und dachte, er werde dem Alten ſchon zeigen, was er wolle! Solche Unverſchämtheit! Ihm die Klempnerstochter anzubieten.

Als er in das Zimmer zurück kam, berichtete eben die Mutter Hilda, daß ſie durch die Penſionärin einen erheblichen Zuſchuß haben würde.

„Fordert nur ja ſo viel, daß ihr die Laſt bezahlt bekommt," rieth er ärgerlich, faſt höhniſch. Er fand, ſeine

Mutter ſollte zu ſtolz ſein, dies Mädchen in's Haus zu nehmen und Penſionsmutter zu ſpielen. „Wenn der Alte ſieht, daß ſein Exempel nicht ſtimmt, holt er ſie ſicher bald zurück," warf er hin.

„Wie ſo?" fragte Hilda.

„Einfach, Kleine. Der Alte rechnet ſo: eigentlich hätte er ſelbſt den Lotteriegewinn machen müſſen, es war doch ſein Loos. Er ſieht ſozuſagen meinen Gewinn für ſein Geld an. Heirathe ich nun ſeine Enkelin, ſo kommt mein Gewinn wenigſtens wieder an ſein Blut. Ich möchte ſchwören, ſo hat er kalkulirt. Aber das Exempel iſt falſch, ich werde es ihm allernächſtens beweiſen." —

Sie ſetzten ſich erſt ſpät zu Tiſch. Am liebſten wäre Berthold noch heute gegangen, um allerlei einzukaufen, aber Hilda fand auch, das ſei nicht ſchicklich. Man müſſe mit anſtändiger Ruhe den Glückswechſel hinnehmen.

Sie machte keinen Anſpruch an Berthold's Geld; als ſie aber hörte, daß ſie neue Toiletten haben ſollte, flog ein Lächeln über ihr Geſicht.

— — — — — — — — — — — —

Berthold war in der Geſellſchaft beim Oberſtlieutenant der Held des Tages.

Hilda's Rath, möglichſt ſchlicht und ruhig dieſen Glückswechſel aufzunehmen, hatte ihm ſehr imponirt, aber je mehr er ſich dazu zwang, um ſo größer wurde die unterdrückte Erregung. Bei Allem, was er Schönes ſah, bei dem Tafelgeſchirr, dem Smyrnateppich, den werthvollen Gemälden dachte er: „Das kann ich jetzt auch haben," und fühlte ein gieriges Verlangen, es ſich zu kaufen.

Rita Ortler empfing ihn leuchtenden Auges.

„Ich habe Sie den ganzen Tag erwartet," flüſterte ſie ihm zu.

Sie waren ſofort wieder voneinander in Anſpruch genommen, bekümmerten ſich um Niemand; ſie kokettirte

mit allem ihr zu Gebote ſtehenden Uebermuth, er flüſterte ihr eine Liebeserklärung nach der anderen zu, die ſie ſchon als etwas Bekanntes anſah.

„Nehmen Sie ſich aber vor Mama in Acht, ſie iſt der Meinung, ich paßte beſſer für Tucker!“ flüſterte ſie und äffte mit einem einzigen unausſprechlich komiſchen Mienenverziehen den Grafen nach, daß Berthold laut auflachte. Doch ſie konnten nicht den ganzen Abend beiſammen bleiben, ſie mußten ſich trennen.

„Es iſt ſo langweilig ohne Sie!“ klagte Rita und machte ihm ein Mäulchen hinter ihrem Fächer. Er war ſelig. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit im höchſten Grade, daß ſie ihn allen Anderen, beſonders Tucker, vorzog, der eben ſich näherte.

„So!“ lachte der Premierlieutenant ihn nicht ohne ein wenig Bosheit an: „So, jetzt hat Ihr Stündlein geſchlagen, Sie ſind zum Spiel befohlen, Seine Excellenz will mit ‚dem berühmten Manne‘ reden.“

Fünf Minuten ſpäter ſaß Berthold am Spieltiſch des kommandirenden Generals und mußte ſich ſehr geehrt fühlen, dies auch durch befliſſenſte Liebenswürdigkeit beweiſen.

Natürlich mußte er zuerſt die Loosgeſchichte erzählen Später, in den Spielpauſen, klagte Seine Excellenz über abſcheuliche Nervenſchmerzen, die ihm den Schlaf der Nacht raubten. Dann wieder ſagte der General: „Sie gehen jetzt zur Kavallerie, Markott? Ich bitte Sie, das kann doch wohl gar keine Frage ſein!“

„Excellenz, werfen Sie nicht den Feuerfunken in dieſe von Zündſtoff angefüllte Seele,“ ſagte Arwe's Stimme bittend. Der General und ſein Vater waren intime Freunde geweſen.

„Er hat ja jetzt das Geld, mein Junge! — Wie geht's denn mit Deiner Praxis?“ lachte der General.

„Gut, Excellenz," versetzte Arwe, „ich komme schon aus der Armenarztsphäre in vornehme Häuser, heute habe ich einen neuen Patienten, einen Eisenbahnsekretär bekommen, und dazu ist es ein Fall — so interessant, daß mich alle Kollegen beneiden werden!"

„Was fehlt dem Manne denn?"

Arwe erklärte — Berthold bebte vor Ungeduld. Da kam ihm ein rettender Gedanke.

„Excellenz scheinen nicht zu wissen, das Doktor Arwe's Spezialität die Nerven sind. Er hat meine Mutter von unerträglichen Nervenschmerzen geheilt," sagte er lebhaft. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopfe vor Sehnsucht nach Rita.

„Wirklich? Na, dann aber setze Dich 'mal her, mein Sohn! — Markott, geben Sie Arwe die Karten, Sie können gehen. Arwe spielt zehnmal besser als Sie. Nun, nun, entschuldigen Sie sich nur nicht, in Ihrer heutigen Stimmung liegt Erklärung genug dafür!"

Wer war glücklicher als Berthold! Er lachte Arwe heimlich schadenfroh an, der ihm mit ganz ernsthafter Miene für seine Protektion dankte, dann aber sofort die Krankheitsgeschichte des Generals anhören mußte.

Als Berthold in den Saal zurück kam, trat Felicitas zu ihm.

„Wo ist Doktor Arwe, Herr Lieutenant?"

Er gab ihr Auskunft; und als sie dann enttäuscht aussah, forderte er sie gutmüthig zum Tanze auf.

„Wie geht es Hilda?" fragte sie theilnehmend.

Seine Augen suchten Rita, er antwortete so obenhin, es gehe Hilda gut. Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn aus den schönen Augen seiner Tänzerin, ein sehr ernster Blick.

„Sie nehmen Hilda's Schicksal sehr kaltblütig!" hielt sie ihm vor.

„Ja, aber ich bitte Sie, Fräulein. Alles Mitleid in

ſolchen Fällen iſt einfach Sünde, denn es läßt zum Beiſpiel Hilda in ihrer Thorheit verharren. Ihren Verſtand ſoll ſie brauchen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren."

„Aber Sie ſind ja jetzt plötzlich reich, Sie könnten —"

Er hatte, Rita mit den Augen ſuchend, kaum zugehört.

„Wo iſt denn Fräulein Ortler?" fragte er.

Felicitas ſchwieg gekränkt. Ueber Rita wollte ſie nicht ſprechen, wußte auch nicht, wo ſie war.

Als der Tanz zu Ende, ging Berthold ohne Zögern. Sie ſah ihn alle Zimmer nach Rita durchforſchen. Vergebens! Rita war mit ihren Eltern ſchon fort.

4.

Am Morgen des anderen Tages ziemlich früh brachte Großhaber ſeine Enkelin zu der Majorin v. Markott. Berthold traf die Damen, als er vom Exerzieren zurück kam, in einer Berathung über Milli's mehr als dürftige und vor Allem äußerſt gewöhnliche Kleider.

„Fräulein Emilie bewohnt, bis Du ein anderes Quartier haſt, Hilda's Zimmer," erklärte ihm die Mutter ſofort beruhigend, da ſie ſeine Miene bemerkte.

Er ſah ſich das Mädchen, das in der That überraſchend hübſche Züge, große, dunkle Augen und dickes, ſchwarzes Lockenhaar hatte, kritiſch an.

„Ich fürchte, Sie haben den Großvater ungern verlaſſen, gnädiges Fräulein," ſagte er zu ihr mit vornehmer Herablaſſung.

„O nein! Dem Großvater konnte ich doch nichts recht machen," erwiederte ſie, die dunklen Augen in ehrlicher Bewunderung und tiefem Reſpekt auf ihn richtend, ohne jede Befangenheit. „Ich mag hier gewiß lieber ſein!" Dabei lächelte ſie Hilda an. Sie hatte ein reizendes

Lächeln, aber ihre bäuriſche Erſcheinung und Sprache verdarb den guten Eindruck ſofort.

Bei Tiſch ſträubten ſich Berthold's Haare im buchſtäblichen Sinne, als er Fräulein Emilie Großhaber eſſen ſah. Jede Spur von guten Manieren fehlte ihr, ſie nahm das Salz mit den Fingern aus dem Salzfäßchen und fuhr mit ihrer Gabel in die Kartoffelſchüſſel, um ſich eine Kartoffel heraus zu holen.

Er war wüthend. Mit ſtummer Verbeugung verließ er nach dem Eſſen ſofort das Zimmer, folgte ſeiner Mutter in deren Schlafſtube und ſagte ganz entrüſtet: „Ihr werdet es mir nicht zumuthen, Mama, ein zweites Mal mit der Perſon zu eſſen!“

„Wir muthen es uns ſelbſt zu!“ hätte wohl die richtige Antwort gelautet. Die Majorin fand aber ihrem Berthy gegenüber nie den Muth zu einer ſolchen. „Der Großvater hat mir fünfhundert Thaler Koſtgeld zugeſagt und theils ſchon vorausbezahlt, Berthy,“ erwiederte ſie beklommen.

„Ich werde im Kaſino ſpeiſen, Mama, über kurz oder lang thue ich das ja doch. Der General rieth mir, zur Kavallerie überzutreten.“

„Aber, Berthy! In einem billigen Regiment der Reichſte zu ſein, iſt doch gewiß angenehmer, als in ſo einem theuren, wie unſere Dragoner, einer der Aermſten.“

„Na, na, die Kameraden von den Dragonern ſind ſämmtlich aus dem älteſten Adel, aber reich noch lange nicht! Mit denen kann ich es aufnehmen.“

„Wenn es nur wahr iſt, Berthy! Sie brauchen ſo ſchrecklich viel!“

„Aber ich bin doch vernünftig, Mutterchen! Und wenn Dein Junge die ſchöne Dragoneruniform erſt trägt — weißt Du, Rita wünſcht es auch!“

„Natürlich, mein Liebling, Rita's Wunſch liegt Dir am Herzen. Wann bringſt Du mir denn das liebe Kind?“

„Ihre Mutter ist für Tucker und sie beeinflußt ihren Mann nur zu sehr; aber am Ende hat Rita doch die Entscheidung. Wir müssen eben ein Weilchen laviren."

„Gewiß, Berthy."

„Ich gehe hin; darf ich Rita von Dir grüßen?"

„Von Herzen, mein Junge. Und hör', miethe ein Quartier, dann fühle ich mich wegen des — wegen der armen Kleinen nicht so genirt."

Sie war viel zu rücksichtsvoll, zu sagen, daß sein Wesen sie genire.

Ein Depeschenbote trat in's Haus. Es war die Mittheilung, daß die städtische Bank zur sofortigen Auszahlung des Lotteriegewinns ermächtigt sei.

„Da haben wir's, Mama! Nun gehe ich natürlich erst zum Justizrath Klemm und mit ihm zur Bank!"

Sie faltete die Hände und sah ganz ergriffen aus. Es war doch etwas Großes um das Geld.

Er langte nach seiner Mütze.

„Du bist nun so reich, mein Liebling, hüte das Geld, denke daran, daß es rund ist, wie Herr Großhaber sagte." Damit entließ sie ihn. —

Im Laufe des Nachmittags kauften Hilda und ihre neue Hausgenossin eine Menge Dinge ein. Emilie Großhaber suchte mit ihrem ungebildeten Geschmack immer das Unpassendste aus, fügte sich aber ohne Widerstand Hilda's Rathschlägen und war selig, wenn diese ihr wenigstens einen kleinen Goldbesatz oder ein wenig farbigen Sammet als Ausputz zugestand. Milli mußte einfach alles zu der Garderobe einer Dame Nöthige haben; von ihrer bisherigen war nur sehr Weniges brauchbar.

„Dann will ich die ganze Geschichte Lieschen schenken," sagte sie gutmüthig. Lieschen sei Großvater's Hausmädchen und sehr nett, sie hätten so viel miteinander gelacht.

Hilda berührten diese immer neu hervortretenden Beweise von Milli's bisheriger Lebenslage äußerst peinlich. Aber das hohe Kostgeld! Und am Ende — diese Nadelstiche und die stete Fürsorge für das Mädchen waren doch eine Zerstreuung.

Das momentane Vergessen ihres tiefen Leids erschien ihr als eine große Wohlthat. Sie hoffte jetzt sehnsüchtig auf einen Brief von Worbis.

Berthold hatte ihr zugerufen, als er fortging, sie solle auch für sich sorgen; drei neue Toiletten sei das Wenigste, was sie haben müsse. In ihrer bescheidenen Art wählte sie auch diese, und so war schon überall das Gas in den Straßen angezündet, als sie mit Milli heimwanderte.

Felicitas begegnete ihnen. Sie hörte erstaunt, daß das Fräulein Großhaber Pensionärin der Majorin sei.

„Hilda, denke Dir, Arwe hat gehört, Rita Ortler habe sich heute Morgen mit Graf Tucker verlobt," berichtete sie dann lebhaft und setzte ernst hinzu: „Arwe gibt in der Regel nichts auf solches Gerede, dies sei aber begründet, sagt er. Kannst Du Berthold vorbereiten, so thue es; es wird ihn hart treffen, fürchte ich."

„Ich glaube nicht daran! Rita und Berthy sind so gut wie verlobt," war Hilda's ruhige Antwort. —

Dasselbe Gerücht kam auch Berthold zu Ohren. „Unsinn!" lachte er.

Sein Plan, Rita am Abend zu besuchen, schlug aber fehl. Der Postbote begegnete ihm auf der Straße und fragte, ob der Herr Lieutenant etwa einen für ihn bestimmten Brief hier annehmen wolle.

„Gewiß, geben Sie nur!" Berthold war sehr heiter; er hatte eben erst sein Vermögen ausgezahlt erhalten und auf des Justizraths Zureden hin in guten und sicheren Papieren angelegt. In einer solchen Laune konnte er dem Briefboten schon ein Trinkgeld spendiren. Der

Mann lachte mit bewundernden Blicken ihn an. Das war noch ein nobler Herr!

Berthold erröthete, als er die Adresse sah, und schaute erschrocken umher, ob auch Niemand ihn beobachte. Welche Buchstaben! Sein erster Gedanke war: „Lieschen!"

Richtig! Abscheulich geschrieben, unorthographisch, von Thränen halb verlöscht. Sie flehte ihn an, sie doch nicht zu vergessen. Sie sei ihrem Schmied seinetwegen untreu geworden und habe demselben die Brautschaft abgeschrieben, aber nun müsse er auch treu sein. Sie habe wohl gemerkt, daß er Milli heirathen solle, und die werde ja später auch 'mal reich werden, aber ihm komme es gewiß nicht auf's Geld an, da er selbst das große Loos gewonnen habe: Heute Abend wolle sie aufpassen, ob er nicht komme. Er solle nur pfeifen. Da der Schmied ihr erklärt habe, er werde sie todtschlagen, wenn er sie mit dem Lieutenant träfe, so dürften sie auf dem Brauhofe nicht zusammenkommen, sie wolle deshalb unter den drei Linden warten an der Mauer der Schloßweide.

Der Brief wäre zum Lachen gewesen mit seinen sinnentstellenden Schreibfehlern, wenn Berthold sich nicht so sehr über sich selbst geärgert hätte.

„Ich muß die Geschichte zu Ende bringen! Je eher, je lieber!" sagte er sich. Gott sei Dank, daß die kleine Plänkelei kaum erst begonnen war.

Geld hatte er in der Tasche, er wollte ihr ein Andenken schenken, damit gut. Er ging zu einem Juwelier, kaufte eine hübsche Brosche und in einem Manufakturwaarenladen einen schönen Kleiderstoff. Die Leute in den Läden verneigten sich, wie ihm vorkam, ganz besonders tief vor ihm.

So ausgerüstet, kam er zur bestimmten Stunde bei den drei Linden an und fand wahrhaftig Lieschen dort schon seiner wartend.

Es folgte eine unerquickliche Viertelstunde. Das alberne Ding weinte zum Herzbrechen, als er ihr klar machte, daß er es so ernst nicht gemeint habe. Er schalt sie wegen ihrer Einfalt und rieth ihr, zu ihrem Schmied zurück zu kehren.

„Ach, der! Der nimmt mich nicht!" schluchzte sie. „Der hat gesagt, er wolle mich nicht mehr."

Es wurde Berthold sehr heiß. Und als Lieschen dann demüthig versicherte, sie wolle ja auch seine Frau nicht werden, wenn das nicht anginge, er solle sie doch aber nur nicht von sich stoßen — da riß er sich plötzlich los und stürmte ohne Abschied, ohne irgend ein Trostwort davon.

Sie stand, Brosche und Kleiderstoff in den kalten zitternden Händen, und sah ihm schluchzend nach, ganz starr vor Schrecken. Was hatte sie ihm denn gethan? Daß es jetzt aus sei zwischen ihnen, begriff sie. Aber statt des Zorns und der bitteren Verachtung empfand das junge Ding nur unbeschreiblichen Jammer.

— — — — — — — — — — — —

Doktor Arwe kam von einem Kranken in der Vorstadt. Es war ziemlich dunkel, und er ärgerte sich über die weiten Zwischenräume von einer Gaslaterne zur anderen, war aber sonst wohlgemuth.

Die Praxis mehrte sich und wurde wahrhaftig täglich vornehmer; heute hatte ein wohlhabender Kaufmann ihn holen lassen und ihm dabei erzählt, die Frau Regierungsräthin Krabbe habe ihm gesagt, sie wolle den Doktor Arwe auch konsultiren, er solle ein äußerst geschickter Arzt sein.

Plötzlich — in der Nähe der drei Linden blieb Doktor Arwe stehen und horchte. Herzbrechendes Schluchzen drang an sein Ohr. In demselben Augenblick trat auch eine weibliche Gestalt aus dem Dunkel, stutzte und schrie auf.

„Erſchrecken Sie nicht," ſagte der Arzt, „Sie haben von mir nichts zu fürchten. Ich bin der Doktor Arwe!"

„Ach, Sie ſind es, Herr Doktor? Welches Glück — ich dachte ſchon, es wäre —"

„Doch nicht etwa ein Räuber?" lachte er.

Das Mädchen ſchwieg. Es ſchritt, einen ziemlich breiten Raum zwiſchen ihm und ſich laſſend, neben ihm her.

„Ach Gott, wie ich erſchrocken bin!" ſeufzte Lieschen leiſe.

„Sie haben eine mir ſo bekannte Stimme, wer ſind Sie?" fragte Arwe.

„Das glaub' ich wohl, Herr Doktor, ich mache Ihnen oft in unſerem Hauſe die Thür auf, ich diene beim Herrn Großhaber," ſagte ſie.

„Ah, das Lieschen? Aber Kind, wie kommen Sie denn ſo allein in dieſe abgelegene Gegend? Wohl eine Liebſchaft? Das müſſen Sie nicht thun, Lieschen! Ein rechtliches Mädchen —"

Lieschen weinte und ſchluchzte zum Erbarmen.

„Ach, wenn Sie wüßten, Herr Doktor!"

„Hören Sie, Kind, ich will's lieber nicht wiſſen. Aber laſſen Sie ſich ſagen, gehen Sie nicht wieder ſo allein Abends, Ihren Schatz zu treffen."

„O nie, nie wieder! Er — er iſt kein ehrlicher Menſch, er —"

Sie hatten ſich im Laufe dieſes Geſprächs unbewußt einander genähert und gingen dicht nebeneinander. Da raſchelte es plötzlich heftig in den Büſchen zur Seite des Weges. Ein Sprung — ein gellender Aufſchrei Lieschens, ein Fluch und ein Wuthgebrüll, dann ein ſauſender Hieb, der krachend auf des Doktors Kopf niederfiel — das Alles kam zugleich. Und nun riß eine Männerfauſt das vor Schrecken in die Kniee geſunkene Lieschen, das ſich mit beiden Händen in Todesangſt wehrte, empor und ſchleifte es mit ſich.

„Ich will Dich lehren, Du infame Perſon!“ ſchrie ihr eine vor Wuth ganz heiſere Männerſtimme in's Ohr.

„Johann — Johann! Ich habe ja nichts gethan!“ ſtöhnte ſie, da er ſie hin und her ſchüttelte wie ein Bündel Zeug.

„Du, nichts gethan? Auf der friſchen That ertappe ich das Geſchöpf!“

„Herr Gott, es war ja Doktor Arwe! Der Lieutenant war es ja gar nicht.“

„Arwe? Doktor Arwe? Nicht der —“

„Nein, nein! Und Du haſt den Doktor erſchlagen. O Gott, Johann! Du haſt den Doktor Arwe todtgeſchlagen!“

„Sei ſtill! Willſt Du wohl den Mund halten!“ rief der Schmied. Der äußerſte Schrecken klang aus ſeiner Stimme.

„Ja, ja!“ röchelte ſie, da er ſeine Fauſt um ihren Hals legte.

„Ganz ſtill biſt Du! Und nun komm! Wir wollen ſehen.“

Er riß ſie an der Hand mit ſich fort, zurück nach der Stelle, wo die Geſtalt eines Mannes auf der Erde lag.

Der Schmied taſtete an dem Todten oder Bewußtloſen herum, denn bis dorthin reichte der vereinzelte Lichtſchein der kümmerlichen Straßenbeleuchtung nicht. Dann auf einmal fuhr er zurück und rief entſetzt: „Ich habe Blut gefühlt!“

Seine Zähne klapperten aufeinander. Wirr und verſtört ſah er umher, dann fand er, was er ſuchte, den kurzen Knüppel, den er vorhin fortgeworfen hatte. Ha! welches Glück, daß er den hatte! Der konnte nun nicht gegen ihn zeugen.

„Er iſt todt, er iſt todt. Und Du wirſt hingerichtet! O Johann, Johann!“ hauchte unterdeß Lieschen, ſelbſt halbtodt vor Entſetzen.

„Wenn er todt iſt, ſo biſt Du Schuld d'ran! Und wenn ſie mir den Kopf abſchlagen, ſo biſt Du auch Schuld d'ran. Und jetzt ſei ſtill! Komm' mit; es hat Keiner

'was geſehen und Keiner darf es wiſſen. Wenn Du nichts ſagſt, ſo erfährt's Niemand, aber verräthſt Du mich" — er knirſchte mit den Zähnen — „ſo ſchlag' ich Dich todt, wie den Doktor. Das ſchwör' ich Dir!"

Sie waren eine Weile, ſo raſch ſie konnten, gelaufen, um von dem Ort der That weg zu kommen, jetzt ſtanden ſie neben einem Laternenpfahl; das Licht fiel Beiden in's Geſicht; ſie erſchraken gegenſeitig vor der geſpenſtiſchen Bläſſe, welche ſie ſowohl wie ihn entſtellte.

Aber in des Schmieds Geſicht lag eine ſo verzweifelte Entſchloſſenheit und ein ſo wilder Blick in ſeinen Augen, daß ihr eine eiſige Furcht zum Herzen drang.

„Wirſt Du mir auf's Gewiſſen verſprechen, daß Du ſchweigſt?" fragte er ſie finſter.

„Ja, Johann, ich will es! Thu' mir nur nichts!" erwiederte ſie, an allen Gliedern zitternd.

„Was haſt Du da?" herrſchte er ſie rauh an und griff nach dem Packet.

Es fiel ihr aus der Hand und rollte auseinander. Er begriff ſofort.

„Du elendes Weibsbild! Du haſt es wohl doch mit dem Doktor?" flüſterte er ihr, da ſie jetzt dem alten Schloſſe ſchon näher waren, heiſer vor Wuth in die Ohren und packte ihre Schultern wie mit Eiſenzangen.

„Laß mich los! Ich will Dir Alles ſagen, aber thu' mir nichts, Johann!" erwiederte ſie. „Wenn Du nicht immer ſo grob wärſt, hätte ich Dich von allem Anfang lieber leiden mögen! Aber wo Du hinfaſſeſt, da hab' ich hernach blaue Flecke! Und wenn man bange vor Einem iſt, dann —"

Der Schmied ſchwieg. Das Schlänglein wiſperte weiter. Es machte ſich gar nicht klar, daß es ihn plötzlich gern hatte, weil es ihn fürchtete.

Wenn man Lieschen ſo anhörte, hatte er ganz allein

die Schuld! Und sie mochte den Lieutenant ja gar nicht einmal. Der hatte ihr aber heute aufgelauert, als sie für Fräulein Milli zum Schuhmacher mußte, und hatte ihr den Stoff geschenkt und die Brosche. Sie aber hatte dem Lieutenant schön heimgeleuchtet, und als er dann weggegangen war, da setzte sie sich hin und weinte vor Aerger. Und da kam der Doktor Arwe daher und nahm sie mit, denn sie hatte nun so große Bange. Und als sie ganz harmlos zusammen sprachen, da kam Johann in seiner blinden Eifersucht und schlug auf den Doktor los.

„Herr Gott, Johann, wenn sie Dich jetzt fingen!" Sie schlug ihm beide Hände um den Stiernacken in so impulsiver Erregung von Furcht und Zärtlichkeit, daß er plötzlich ganz überzeugt war von ihrer Aufrichtigkeit.

„Es hat uns kein Mensch gesehen, Lieschen! Wenn der Doktor lebt, dann fordern sie Dich aber vor Gericht, denn er wird sagen, er sei mit Dir gegangen. Und dann fragen sie Dich kreuz und quer; Du aber bleibst dabei, Du hättest vor Schrecken nichts gesehen, als daß es ein kleiner schwarzer Kerl war, der den Schlag that. Weiter weißt Du nichts! Hörst Du, Lieschen!"

„Ja, Johann! Sie sollen mich eher auch todtschlagen, als daß ich Dich verrathe!" sagte sie zärtlicher, als sie je gegen ihn gewesen.

„Ihr seid doch sonderbares Volk, ihr Weiber!" erwiederte er und zog sie fest an sich, was sie willig geschehen ließ.

Noch einmal gab er ihr genaue Anweisung über das, was sie sagen dürfe. Dann trennten sie sich. Es war ihm sehr lieb, daß jetzt ein paar Arbeiter kamen, die ihn hier, so weit von dem Ort der That, sahen.

5.

In das Kasino drang spät am Abend die Nachricht, es sei ein Mann erschlagen worden, draußen vor'm Thor, nicht weit von den drei Linden.

Berthold war eben im Begriff, nach Hause zu gehen, und zwar in so schlechter Stimmung, trotz seines vielen Geldes, wie er es nicht für möglich gehalten hätte. Das kam davon, daß Rita's Mutter seinen Besuch heute Abend hatte abweisen lassen.

Dazu war dann gekommen, daß man im Kasino von Tucker's Verlobung mit Rita Ortler geredet hatte. Die Kameraden thaten, als nähmen sie die Geschichte ernsthaft.

Und nun hörte er, es sei Jemand erschlagen bei den drei Linden an der Parkmauer. Er wurde blaß. Doch nicht etwa ein Weib? Lieschen? Da er aber, im Begriff, das Kasino zu verlassen, erst diese Nachrichten hörte, sah Niemand die Veränderung in seinen Zügen, die er ohnehin gut in der Gewalt hatte.

Als er nach Hause kam, fand er die Mutter mit Fräulein Emilie allein.

Das Mädchen trug eines der fertig gekauften Kleider und sah darin viel besser aus, als er erwartet hatte.

„Wie Kleider doch Leute machen," dachte er.

Als er aber dann nach Hilda fragte, antwortete die Majorin: „Es muß 'was mit Felicitas passirt sein, ihre Mutter schickte den Burschen, Hilda müsse durchaus rasch einmal kommen."

„Ist denn Jemand gegangen, Hilda wieder zu holen?" fragte Berthold.

„Das Mädchen sollte hin, ist aber für Fräulein Emilie mit den Rechnungen zu dem Großvater geschickt; sie könnte längst zurück sein."

„Großvater wird schöne Augen machen, was die Kleider kosten!" warf Milli wieder mit ihrer ungebildeten Aus-

sprache ein, sich ihm zuwendend. Damit verdarb sie es abermals bei Berthold völlig; er verabscheute jede Unfeinheit.

„Ich will selbst gehen," sagte er, ohne sie zu beachten. „Es soll ein Mensch erschlagen worden sein, erzählte man im Kasino. Ihr habt wohl davon nichts gehört?"

Die Majorin verneinte. Emilie fing sofort nach ungebildeter Leute Art an, laut zu weinen. Berthold, in seiner unbestimmten Angst, gerieth in Wuth über dies Gebahren.

„Fräulein Großhaber, merken Sie sich, bitte, zunächst eine Hauptanstandsregel: man soll junge Damen nur sehen, nie hören," sagte er scharf. Es entging ihm nicht, wie seine Mutter, starr vor Erstaunen über ihn, zusammenschrak. Aber er kümmerte sich nicht darum, er sah nur, daß die Pensionärin ihn erschrocken und furchtsam anblickte.

Einige Minuten später stand er vor dem Hause, welches der derzeitige Stadtkommandant v. Hohenkling, Felicitas' Vater, bewohnte. Vor demselben hatten sich viele Menschen angesammelt.

„Was gibt's denn?" fragte Berthold einen der Männer.

„Sie haben ihn eben hier herein getragen; er wohnt hier," sagte derselbe und setzte dann hinzu: „Der Doktor Arwe ist's. Sie haben ihn hereingetragen, der Kopf ist ihm eingeschlagen. Die Aerzte sind bei ihm."

„Arwe? Doktor Arwe?"

„Ja, Herr Lieutenant. Da draußen, eine ganze Strecke hinter dem alten Schloß, hat er auf der Straße gelegen; glücklicherweise hat ihn einer der Arbeiter, die ihn fanden, erkannt."

„Arwe? Den Schädel zerschmettert?" Der dumpfe Schrecken, in welchem er auch jetzt wieder sich und Lieschen damit in Verbindung brachte, wuchs. Er fragte gar nicht, ob er dürfe. Er stand schon in des Freundes Wohnung. Dort auf dem Bette lag er.

„Iſt er todt?“ fragte Berthold.

„Nein. Aber es ſteht nicht gut um ihn,“ flüſterte einer der Wundärzte ihm zu.

Jetzt ſah Berthold noch mehr.

Da war Hohenkling! Und da — ganz im dunklen Hintergrunde — Felicitas und barg den Kopf in Hilda's Schoß.

Berthold fühlte ſich wie gelähmt. Ein furchtbarer Gedanke ſtieg in ihm auf. Arwe war das Opfer eines Irrthums geworden; der Schlag hatte nicht ihm, ſondern Berthold v. Markott gegolten, und der Schmied Johann war der Thäter!

„Haben Sie eine Ahnung, Herr v. Markott, ob er einen Feind hatte, dem man dies zutrauen könnte?“ fragte Hohenkling, ein wohlerhaltener Fünfziger mit ſchon faſt weißem, aber noch ſehr dichtem Haar.

„Er? Einen Feind? Keinen! Ich bin überzeugt, keinen!“ ſtammelte Berthold, und Felicitas hob den Kopf aus Hilda's Schoß und flog empor zu ihm hin.

„Es iſt unmöglich, daß er einen Feind hatte — er, die Güte, das Wohlwollen ſelbſt! Es muß ein Irrthum, eine Verwechslung vorliegen. Hilda ſagt es auch, denn beraubt iſt er nicht,“ ſtammelte ſie zitternd, und dann beugte ſie ſich über den Bewußtloſen und küßte ihn leiſe auf die kalte Stirn.

Des ſchönen, noch ſo jungen Mädchens Antlitz war wie verſteinert vor Schrecken und Schmerz.

„Es wird ſchon nach einer Pflegerin geſchickt, ich bitte die jungen Damen, ſich nun zu entfernen. Selbſt eine Braut, ja gerade eine ſolche, würde am wenigſten an das Lager des Schwerverwundeten gehören,“ ſagte der älteſte der Aerzte.

„Herr Medicinalrath, Erbarmen!“ bat Felicitas.

„Das hab' ich, gnädiges Fräulein, und darum entfernen Sie ſich!“ ſagte er ſehr ernſt.

Sie nahm den Doppelsinn seiner Worte nicht auf. Sie wollte noch einmal bitten. Ihr Vater, den ein Blick des alten Herrn getroffen, legte sich in's Mittel.

„Die Arme!" weinte Hilda, als sie draußen war und an Berthold's Arm nach Hause ging.

Er antwortete nicht. Eine unbeschreibliche Herzensangst bemächtigte sich seiner. Der Zusammenhang schien ihm völlig klar.

Wenn Arwe, sein bester, treuester Freund, dieser selbstloseste aller seiner Bekannten, um seinetwillen sterben müßte!

Hilda war ganz gerührt über ihres Bruders Erschütterung. Sie hätte ihm gar nicht zugetraut, daß er so viel Liebe für Arwe in sich trug.

Fräulein Emilie drückte sich scheu in eine dunkle Ecke des Zimmers, als Berthold mit Hilda wieder eintrat; aber soviel Takt hatte sie nicht, ihre Neugier zu besiegen und sich zurückzuziehen.

Das fremde Element zwischen der Mutter und ihren Kindern hätte Berthold schon allein verdrossen; jetzt aber fühlte er eine wahre Wuth in sich gegen das Mädchen erwachen. Sie sollten also nie mehr unter sich sein können!

Inzwischen baten der Mutter Augen ihn flehentlich um Geduld und Schonung.

Arwe ermordet? Die Majorin rang die Hände vor Schrecken, und Emilie kam mit großen, weit aufgerissenen Augen aus ihrer Ecke hervor.

„Ich weiß, wer das gethan hat!" rief sie aufgeregt. „Der Schmiedjohann! Unser Lieschen ist seine Braut, und er hat sie neulich geschlagen und ihre Kommode aufgebrochen aus Eifersucht, weil er meint, sie hätte es mit einem vornehmen Herrn. Und kein Anderer, als Doktor Arwe kam in unser Haus. Aber Lieschen war ganz unschuldig."

Niemand hatte dem rasch hervorsprudelnden Gerede

Einhalt thun können. Berthold nicht, weil der Schrecken ihn völlig ſtarr machte.

„Aber, liebes Kind, welche Dinge ſprechen Sie da," rief endlich die Majorin, die, auf das Peinlichſte berührt, ſich ſchon ſelbſt ſagte, daß ſie Hilda mit dieſer neuen Hausgenoſſin eine unerträgliche Laſt aufgebürdet hatte.

Berthold hatte ſich inzwiſchen gefaßt. Welches Glück, daß das Mädchen unter dem Einfluß dieſes Hauſes ſtand, dachte er jetzt.

Demzufolge benahm er ſich jetzt, wie ganz anders ſeine Empfindungen auch waren, äußerſt höflich.

„Erlauben Sie mir den guten Rath, Fräulein Großhaber, dieſe eben geäußerte Meinung ſtreng für ſich zu behalten. Sie könnten die größten Unannehmlichkeiten davon haben. Man würde Sie zunächſt als Zeugin vor Gericht fordern."

„O, das ſollte mir einfallen!" rief ſie in ihrer ihn ſo verletzenden Weiſe dazwiſchen.

„Ob Sie wollen oder nicht, käme dabei nicht in Frage, Fräulein Großhaber. Und dann, welchen Beweis hätten Sie wohl für Ihr unbedachtes Gerede?"

„Beweis? Der Schmied hat geſagt, er wolle Lieschens vornehmen Schatz todtſchlagen," erwiederte ſie trotzig.

„Nun, ich habe mir geſtattet, Sie, als die zeitweilige Gefährtin meiner Schweſter, aufmerkſam auf die Folgen zu machen, die ein einziges unvorſichtiges Wort Ihnen zuziehen kann. Sie werden einſehen, daß, wenn Ihr Name in dieſe Sache verwickelt wird, Ihr Aufenthalt bei meiner Mutter und Schweſter ein ſchnelles Ende würde nehmen müſſen."

„O nein, nein! Ich ſage ja kein Wort! O, Frau Majorin, bitte, ich mag hier ſo gern ſein! Ganz gewiß, ich ſage keine Silbe," rief Milli.

„Nun, das iſt recht, mein Kind! Denken Sie nicht

mehr an den Schmied. Was geht er Sie an?" beruhigte die alte Dame.

Hilda sagte zu dem Allen kein Wort. Sie hatte Mitleid mit dem unerzogenen hübschen Mädchen, das ihrem Einflusse jetzt unterstellt war. Berthold's scharfe Abwehr einer Verdächtigung, die schließlich auch Arwe streifen mußte, gefiel ihr sehr. Sie freute sich seiner Wärme für den treuen Mann, dem sich Berthold seither stets egoistisch und selbstherrlich gegenübergestellt hatte.

Da trat doch einmal sein Herz zu Tage, das Herz, das er der Schwester gegenüber bisher auch sehr versteckt hatte. Sollte sie sich in Berthold getäuscht haben?

— — — — — — — — — — — —

Der Tag graute kaum, als der Lieutenant schon wieder an Arwe's Bett stand. Arwe sah fieberhaft und entstellt aus.

„Die Herren haben jetzt wieder etwas Muth, aber es war schrecklich!" sagte die Pflegerin. Berthold lief wieder nach Hause und in großer Freude vor der Mutter Schlafkammer.

„Mama, es geht Arwe besser," rief er.

„Unser Berthy ist doch ein guter Junge," sagte die Majorin später zu Hilda. „Wenn es darauf ankommt, sieht man, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat." —

Berthold's Sorgen waren jetzt lediglich auf Lieschen gerichtet. Wenn das Mädchen plauderte! Und wenn dann die Sache öffentlich wurde?

Er zweifelte keinen Augenblick an der Person des Thäters. Aber am Ende konnte er sich ja doch irren. Gewiß! Und er wollte viel lieber sich irren, als der Wahrheit auf die Spur kommen.

Beim Exerzieren war natürlich dieser Raubmordanfall auf Arwe das allgemeine Gespräch. Es freute alle Kameraden, als Berthold erzählte, er habe seinen Freund heute schon gesehen und von seiner Pflegerin Tröstliches gehört.

Sie begriffen, daß er aufgeregt und verstört aussah. Die Geschichte mit Rita mochte ihn auch wohl schwer genug treffen. Keiner erwähnte ein Wort davon.

Berthold aber ahnte noch gar nichts von dieser „Geschichte". Als das Regiment vom Exerzieren heim und in die Stadt kam, um nach der Kaserne zu marschiren, bogen er und einer der Kameraden nach links ab, ihren Wohnungen zu.

Da, was war das? Berthold wurde kreideweiß. Rita kam daher an Graf Tucker's Arm; strahlend, lachend, übermüthig.

„Aber, Markott, nehmen Sie sich doch zusammen!" flüsterte der Premierlieutenant.

Das half.

Jetzt war das Paar ganz nahe. Rita lachte übermüthig mit Tucker, sah aber dunkelroth und verlegen aus. Dann traten Beide an die Herren heran.

„Zwei Salzsäulen statt einer!" rief Rita.

„Die beiden Memnons, meine Gnädige, unsere Sonne geht auf, wir fangen an zu tönen, indem wir Hosianna singen, Hosianna dem jüngsten Brautpaar!"

So hatte der Premierlieutenant die Situation gerettet.

„In der That, Fräulein Rita, das nenne ich die Leute überraschen!" sagte Berthold jetzt auch mit leidlicher Fassung.

„Nun, Sie, Herr v. Markott, werden wohl gewußt haben, welche Mördergrube ich aus meinem Herzen machte! Ottfried hat Eifersuchtsqualen genug ausgestanden."

„In der That, es gehörte sehr wenig Scharfblick dazu, gnädiges Fräulein," erwiederte er.

„So gratuliren Sie uns also! Sie sind die Ersten, wir kommen eben von Großmama, der wir die Nachricht selbst brachten."

„Herzlichen Glückwunsch also!"

„Danke ſchön! Danke ſchön!“ Und damit hing Rita ſich an den Arm ihres Verlobten mit einem Liebesblick.

„Wie ſie mir hundert gegönnt!“ dachte Berthold in maßloſer Wuth.

Er ſagte aber keine Silbe; ſein Kamerad ſchwieg zartfühlend, da derſelbe mit Schrecken ſah, daß die Angelegenheit Berthold näher ging, als er geglaubt.

Ja, ſie ging ihm nahe. Er hatte einen Schlag vor den Kopf bekommen, der ihn vorerſt völlig betäubte.

Wenn Berthold die Treuloſigkeit des ſchönen und reichen Mädchens empfand wie einen Schlag, der ihn zu Boden ſchmetterte, ſo ſtrahlte Rita nur um ſo mehr und mit um ſo größerem Behagen, als weder Berthold noch ihre beiden Schönheitskonkurrentinnen in dieſer Zeit Geſellſchaften beſuchten.

„Arwe ſteht uns zu nahe,“ ſagten Hilda und Berthold als Entſchuldigung.

„Sie war heimlich verlobt mit ihm,“ hieß es von Felicitas v. Hohenkling.

Beinahe that es Rita ſchließlich aber doch leid, daß Berthold ſich an ihren Triumphen nicht betheiligen wollte, als Zuſchauer natürlich. Tucker gegenüber nannte ſie ihn nur „ihren Toggenburg“, der Graf gab es weiter, bald wußte es die ganze Stadt, Rita habe Berthold v. Markott einen Korb gegeben. —

Er hatte ſich eine Privatwohnung geſucht, entbehrte aber in ſeiner tiefen Verſtimmung den Verkehr mit Mutter und Schweſter ſo ſehr, daß er doch ſeine dienſtfreien Stunden meiſt bei ihnen verlebte, wenn er nicht an Arwe's Bett ſaß.

Daher war es unumgänglich nöthig, daß er Fräulein Milli's Gegenwart ertragen lernen mußte.

Sie fürchtete und bewunderte ihn gleich ſehr, und nichts in der Welt hätte ſie ſo ſchnell dahin bringen können, be-

ſcheiden und zurückhaltend ſchweigſam zu werden, als ſeine tägliche Gegenwart im Hauſe.

„Wenn man ſie nur anzuſehen brauchte, wäre ſie ein ganz ſympathiſches Weſen, aber wenn ſie den Mund aufthut, iſt's zum Davonlaufen!" ſagte er einmal zu Hilda, die ſich unendliche Mühe mit dem Mädchen gab.

Da kam endlich auch ein Brief von Worbis an die Majorin. Er ſchrieb, wie es ihm um's Herz war, ganz offen, ſowohl über ſeine Gefühle für Hilda, wie über die vollſtändige Ausſichtsloſigkeit derſelben. Er bat die Mutter, Hilda zu bewegen, daß ſie ihn zu vergeſſen ſuche und nicht ihr Lebensglück um ſeinetwillen verliere. „Wenn jemals," ſo ſchloß er, „und wo auch immer ich Ihrer Tochter wieder begegnen ſollte, ſie wird meine Liebe daran erkennen, daß ich ſie vermeide."

Und dies Lebewohl für immer zitterte nun in der armen Hilda Händen.

Heimlich dankte die Majorin es Worbis, daß er ſo ein Ende machte. Hilda würde ſich eher aufraffen, nun ſie Gewißheit hätte, meinte ſie.

(Fortſetzung folgt.)

Die Pflegeſchweſter.

Eine Geſchichte aus dem modernen Leben.

Von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Feſtgäſte, die ſich in dem Hauſe des Juſtizraths Werner verſammelt hatten, um deſſen fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu feiern, waren aus der feierlichen in die gehobene Stimmung übergegangen. Alle die erſten und vornehmſten Leute der großen Provinzialſtadt ſaßen um die reich dekorirte Feſttafel herum. Feierliche Reden, welche manche der Anweſenden bis zu Thränen rührten, waren gehalten worden; der Regierungspräſident hatte dem Jubilar den wohlverdienten Orden im Namen des Landesherrn überreicht, und jetzt erhob ſich der Oberbürgermeiſter der Stadt, um noch einmal den Jubilar zu feiern, wie er erklärte, nicht als Oberhaupt der Stadt, ſondern als Menſch, als langjähriger Freund des Jubilars und ſeines Hauſes.

Seine Rede kam von Herzen und ging zu Herzen, und Rührung ergriff Alle, als er daran erinnerte, daß es der Frau des Jubilars, die dieſem vierzig Jahre lang getreulich zur Seite geſtanden hatte, nicht vergönnt geweſen ſei, das Feſt zu erleben, da ſie vor einigen Jahren geſtorben war. Aller Augen aber richteten ſich unwillkürlich

nach einem bestimmten Platze, als der Oberbürgermeister fortfuhr:

„Dagegen ist dem Jubilar, meinem werthen Freunde, ein Glück beschieden worden, welches zu den höchsten gehört, die einem Vaterherzen zu Theil werden. Sein Sohn Emil sitzt dort ihm gegenüber. In vollster Kraft und Jugendblüthe ist es ihm bereits vergönnt gewesen, außerhalb unseres Ortes sich als Rechtsanwalt Lorbeeren zu erwerben. Wie ich als Freund des Hauses mittheilen kann, wird er jetzt nach der Rückkehr in das Vaterhaus in das Geschäft des Vaters eintreten, und statt eines berühmten Juristen Werner werden wir jetzt deren zwei in unserer Stadt haben. Nicht lange wohl wird es dauern, bis unser lieber Freund Emil, den die Meisten von uns groß werden sahen, dem Vater eine Schwiegertochter in das Haus bringen wird, und so werden wir denn die Familie Werner, die seit Jahrhunderten in diesem Hause gewohnt hat, zu neuem Glanz und neuer Blüthe erstehen sehen. Unser Freund, der Jubilar, wird sich noch einmal in seinen Kindern und Enkeln verjüngen und sehen, wie seine Familie, die stets zu den seßhaften und ersten der Stadt gehört hat, wieder alle Garantien bietet, noch lange ein leuchtendes Vorbild von Rechtschaffenheit, Bürgerpflicht und Treue zu sein, wie es die Familie Werner zu allen Zeiten gewesen ist."

Mit einem schwungvollen Schluß auf das Haus Werner und seine Zukunft schloß der Oberbürgermeister. Er hatte sich die letzte Rede als Freund des Hauses ausgebeten, und unmittelbar darauf erklangen von den Nebenräumen her die Töne der Musik, welche die junge Welt zum Tanze lockten.

In der That, es war ein vornehmes Haus, das Werner'sche, in Wirklichkeit ein Patrizierhaus; so vornehm, so unnahbar sah es aus, daß selbst die Kinder der

Stadt unwillkürlich still wurden, wenn sie an ihm vorübergingen. Und in diesem Hause hatten seit Jahrhunderten Rechtschaffenheit, Treue und Fleiß gewohnt, allerdings gepaart mit einer Dosis Bürgerstolz, der berechtigt schien durch die Erfolge, welche die Familie Werner aufzuweisen hatte.

In dem ersten Stock des Hauses befanden sich Festsäle, wie man sie heute in einem Privathause kaum mehr findet, und mit ihrer Rococoeinrichtung, ihren vergoldeten Schnitzereien, ihrem spiegelblanken Parquet sahen sie eher aus wie die Festräume in einem Fürstenschlosse, als in einem Privathause.

Der alte Justizrath, ein Herr am Ende der siebziger Jahre, machte noch immer einen rüstigen Eindruck, nur in seinem Gesicht merkte man außerordentlich tiefe Falten, und ein genauer Beobachter hätte bemerkt, daß ein gewisses nervöses Zucken beständig um seine Lippen spielte, daß seine Augen unruhig hin und her gingen, als suchten sie etwas, oder als fürchteten sie etwas zu erblicken. Hin und wieder aber schien der alte Herr sich gewaltsam einen Ruck zu geben; seine immer noch markige Gestalt wurde dann höher, und der Kopf mit dem weißen Haar senkte sich trotzig nach hinten. Noch immer klang die Stimme voll und kräftig, und selbst, wenn sein Sohn Emil neben ihm stand, kam das Alter des Vaters nicht so sehr zur Geltung.

Emil war nicht ganz so groß wie er, aber die breitschulterige, kräftige Figur hatte er doch vom Vater geerbt. Er stand im Anfang der dreißiger Jahre; dunkelblondes, volles Haar, im Genick etwas gelockt, paßte vortrefflich zu einem etwas hellen, blonden Schnurrbart, gutmüthige und doch klug blickende Augen, die man in seinem Gesicht sah, waren das Erbtheil seiner Mutter.

Selbst dem Vater fiel es auf, daß Emil sich nicht so

am Tanz betheiligte, wie man wohl allgemein erwartete. Er vermied den Tanzsaal zwar nicht gänzlich, aber man sah es ihm an, daß es sich bei ihm nur um die Erfüllung einer Ehrenpflicht und nicht um Vergnügungen handelte.

Der Justizrath suchte den Sohn in einer Pause auf und fragte: „Bist Du Frau Winter schon vorgestellt worden?"

„Ich hatte das Vergnügen," erklärte Emil. „Sie ist Deine Klientin?"

„Ja," sagte der Justizrath etwas hastig und aufgeregt, „sie ist meine Klientin, eine höchst wichtige Persönlichkeit. Du hast die Tochter gesehen? Henriette heißt sie."

„Ich habe sie gesehen," gab Emil etwas zögernd zurück; „sie ist mir sogar aufgefallen, wenn ich offen sein soll; es kommt mir so vor, als wäre ihre linke Schulter etwas höher wie ihre rechte."

„Das schadet nichts," versetzte hastig der Justizrath; „das schadet nichts. Sie ist ein liebes, braves Mädchen und aller Liebe und Achtung werth, ebenso wie ihre Mutter. Ich bitte Dich, tanze mit ihr; sie wird etwas vernachlässigt, und ich versichere Dich, Mutter und Tochter verdienen das nicht. Willst Du mir den Gefallen thun?"

„Selbstverständlich," entgegnete Emil; „recht gern werde ich Dir den Gefallen thun."

„Ich danke Dir," sagte lebhaft der Justizrath und ergriff die Hand des Sohnes, der darüber etwas stutzig wurde, denn der Vater hielt sonst mit Zärtlichkeiten sehr zurück. „Ich danke Dir recht herzlich," wiederholte er. „Du erweisest mir einen großen Gefallen und machst mir eine aufrichtige Freude. Nochmals besten Dank, vergiß nicht, recht oft mit ihr zu tanzen."

Dann gingen die Augen des Justizraths bereits wieder suchend in dem Zimmer umher, bis er sich kurz abwendete und einen Kreis älterer Herren aufsuchte, die sich in einem Nebenzimmer am Whisttisch niedergelassen hatten.

Emil sah ihm mit einigem Erstaunen nach und machte sich dann daran, Henriette Winter aufzusuchen, um dem Wunsche seines Vaters Folge zu leisten.

Angenehm war ihm die Erfüllung seines Versprechens im Grunde nicht, und nachdenklich mußte er über die Bitte des Vaters auch werden.

Dieser hatte die Plätze der Gäste bestimmt und dem Sohne Fräulein Henriette Winter zur Tischnachbarin gegeben. Während der zwei Stunden, in denen man bei Tafel saß, konnte Emil sich davon überzeugen, daß Fräulein Henriette weder interessant, noch klug, ja nicht einmal gebildet war. Sie war eine außerordentlich langweilige Tischnachbarin, die für nichts Interesse hatte, sich nur einige höhnische Bemerkungen über die Toiletten anderer Damen gestattete und darin eine würdige Sekundantin in ihrer Mutter fand, die ihr gegenüber saß und sich ebenfalls als eine höchst mangelhaft gebildete Frau erwies. Bald nach Tische hatte sich Emil dann bei seinem Jugendfreunde Hermsdorf, welcher als praktischer Arzt in der Stadt lebte, nach der Familie Winter erkundigt und dieser hatte ihm kurz, aber treffend erklärt:

„Furchtbar viel Geld! Der Alte war, glaube ich, Güterausschlächter oder so etwas. Die alte Dame wohnt seit etwa drei Jahren in der Stadt und macht einen unvernünftigen Aufwand. Dein Vater besorgt ihre Geschäfte und verwaltet ihr Vermögen. Die Tochter hat große Rosinen im Kopf, trotzdem sie außer ihrem Gelde nichts aufzuweisen hat. Am liebsten möchte sie einen Offizier haben. Aber das Geld, das sie besitzt, ist etwas anrüchig, und es darf kein Offizier wagen, sie zu nehmen, selbst wenn er es über sich gewinnen würde, denn er müßte sofort seinen Abschied nehmen. Fräulein Henriette wünscht aber einen aktiven Offizier, um mit der Uniform prunken zu können. Dein Vater hat wohl die Damen auch nur

eingeladen, weil ſie eben zu ſeiner Klientel gehören; ſonſt verkehren die Leute nicht in der beſſeren Geſellſchaft."

Und mit dieſer Dame ſollte Emil ganz beſonders viel tanzen. Der Vater war ganz aufgeregt, als er ihn darum bat. Wirklich, eine ganz merkwürdige Sache, die ſich Emil nicht erklären konnte! ... Ueberhaupt, der Vater war neuerdings ſehr ſonderbar geworden, das hatte Emil ſchon gemerkt, obgleich er erſt vor zwei Tagen nach dreijähriger Abweſenheit nach Hauſe zurückgekehrt war, um das Jubiläum ſeines Vaters mitzufeiern und ſich dann definitiv in ſeiner Heimathsſtadt als Sachwalter niederzulaſſen.

2.

Es war lange nach Mitternacht. Die letzten Gäſte hatten ſich entfernt; Emil hatte ſie in Vertretung ſeines Vaters bis zur Thüre begleitet und kehrte jetzt zurück.

Der Juſtizrath ſaß in einem Seſſel an einem Tiſche, den einen Arm aufgeſtützt, in ſich verſunken und unbeweglich vor ſich hinſtierend. Der Eintritt des Sohnes ſchreckte ihn auf.

„Biſt Du müde?" fragte er.

„Nein," entgegnete Emil, „ganz und gar nicht. Im Gegentheil, ich komme mir ſo friſch vor, als ſollte das Feſt erſt beginnen."

„Das iſt mir ſehr angenehm," erklärte der alte Herr, „dann können wir vielleicht noch ein bischen miteinander plaudern. Wir laſſen uns eine Flaſche Wein in mein Arbeitszimmer bringen und bleiben noch einen Augenblick allein, nachdem wir den ganzen Tag von ſo viel Gäſten umgeben geweſen ſind. Biſt Du noch aufgelegt zum Plaudern?"

„Gewiß, lieber Vater," erklärte Emil, „ich freue mich ſogar, daß Du heute noch ein Stündchen für mich übrig haſt."

Der Justizrath zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, um der Dienerschaft für das Aufräumen Platz zu machen; Emil bestellte den Wein, und eine Viertelstunde später saßen Vater und Sohn einander gegenüber, der Sohn mit kindlicher Liebe den Vater betrachtend, und der Justizrath mit zuckenden Mundwinkeln und mit einer Unruhe in den Augen, die noch auffallender wurde, als sein Gesicht von Minute zu Minute blasser zu werden schien.

Wollte er irgend etwas verbergen, irgend etwas verschleiern, was in seinem Inneren bebte, oder hatte er andere Gründe, kurz, der alte Herr sprach plötzlich mit einer Lebhaftigkeit und Erregung auf den Sohn los, die ganz eigenthümlich scheinen mußte.

Der Vater sprach von den Ehren, die ihm unverdienterweise angethan worden waren, von der Gesellschaft, dann warf er einen Blick auf den Sohn, einen raschen, lauernden Blick, und sagte dann plötzlich: „Und nun kommen wir zu einer ziemlich wichtigen Sache. Was soll ich es Dir verbergen! Du hast Henriette Winter kennen gelernt?"

„Ja," sagte Emil, „was ist mit ihr?"

„Nun," erklärte der Justizrath und sprach jetzt noch rascher als vorhin; „was würdest Du sagen, wenn Dein Vater Dir schon die Wege geebnet hätte, so daß es Dich nur ein Wort kostet, um binnen kürzester Zeit Fräulein Henriette Winter Deine Frau zu nennen?"

Der Justizrath sah nicht auf, er gewahrte nicht die bestürzten Mienen seines Sohnes, sondern er fuhr sogleich fort: „Es ist Geld vorhanden, außerordentlich viel Geld. Du brauchst Dich nicht jahrelang mit der Praxis zu quälen, Du kannst nach ein paar Jahren schon Dich zur Ruhe setzen. Das Mädchen ist nicht besonders hübsch, auch nicht überbildet, aber sie ist einfach, sie ist wirthschaftlich, sie ist vernünftig, und mit solchen Frauen kommt man schließlich am allerbesten aus; sie geniren den Mann am

allerwenigſten und laſſen ſich vollſtändig von ihm leiten. Die Mutter beläſtigt Dich nicht, denn ſie iſt das ganze Jahr auf Reiſen, und Du kannſt ſie Dir nöthigenfalls vollſtändig vom Halſe halten, da Du gar nicht abhängig von ihr biſt. Henriette verfügt ſelbſtſtändig über ein großes Vermögen von ihrem Vater her, und ihre Mutter hat nur die Nutznießung eines größeren Kapitals, darf aber auch über dieſes Kapital nicht verfügen, ſondern muß es ebenfalls nach ihrem Tode der Tochter hinterlaſſen. — Du mißverſtehſt mich hoffentlich nicht. Ich habe nicht über Dich verfügt, als wäreſt Du unmündig, im Gegentheil, ich dachte mir: Emil iſt alt genug geworden, um eine Vernunftehe einzugehen; jedenfalls liegt ihm alle übertriebene Gefühlsduſelei fern. Wenn er ſich jetzt eine Frau nimmt, nachdem er die Dreißig überſchritten hat, thut er dies nur unter praktiſchen Geſichtspunkten, und da die Gelegenheit hier günſtig war, habe ich Dir die Wege geebnet. Mutter und Tochter ſind einverſtanden, ich glaube, das Mädchen hat viel Gefallen an Dir gefunden, und, wie geſagt, es koſtet nur ein Wort und die Sache iſt in Ordnung. — Nun, was ſagſt Du, war ich nicht fleißig für Dich thätig?"

Zum erſten Male ſah der Juſtizrath auf, und das Geſicht des Sohnes ſchien ihn beſtürzt zu machen. Es entſtand eine Pauſe des Schweigens, durch welche Emil veranlaßt wurde, ebenfalls aufzublicken und das Geſicht des Vaters zu betrachten. Dieſes war mit einem ſo flehentlichen, ängſtlichen Ausdruck auf ihn gerichtet, daß er ihm etwas ganz Anderes antwortete, als er ſich eigentlich vorgenommen hatte.

Dieſer hilfeflehende Blick des Vaters traf ihn bis in's Innerſte ſeines Herzens, und er brachte nur die Worte hervor: „Lieber Vater! Bei einer Eheſchließung handelt es ſich um ſo ernſte Dinge, und man muß ſo vorſichtig

sein, daß ich mir doch vorbehalten muß, die Dame erst noch etwas näher kennen zu lernen!"

„Narrheit!" sagte heftig der Justizrath. „Narrheit, die man bei einem vernünftigen Juristen nicht erwarten sollte. Es handelt sich um ein Vermögen für Dich, um ein kolossales Vermögen!"

Emil starrte erschreckt den Vater an. War das der Mann, den er verehrt hatte, den er kannte als einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes? Ein Gedanke kam ihm, der ihm wie eine wahre Erlösung schien. Der alte Herr hatte an seinem Festtage zu viel Wein getrunken, und dieser sprach jetzt aus ihm.

Ruhig, aber bestimmt erklärte er daher: „Lieber Vater, ich glaube, die vorgerückte Stunde ist wirklich nicht geeignet, um eine so wichtige Sache zu besprechen. Ich stehe morgen zu Deiner Verfügung."

Hastig erhob sich der Justizrath. „Nein, nein!" rief er, „das muß heute erledigt werden. Ich habe den ganzen Abend an die Stunde gedacht, in der wir miteinander verhandeln würden. Ich habe mich vor diesem Augenblick gefürchtet und ihn doch wieder herbeigesehnt, und ich will ein Ende machen. Vielleicht kann ich schlafen, wenn ich Dir Alles gesagt habe. Ich muß Deine Zusage haben, ich will Ruhe haben, vielleicht Erlösung."

Der alte Mann, der sich so hastig erhoben und hoch aufgerichtet neben dem Tische gestanden hatte, sank jetzt langsam in sich zusammen; er faßte die Lehne des Armsessels, in dem er saß, als wolle er sich festhalten.

„Es bleibt Dir keine andere Wahl," fuhr er endlich fort, „als diese Dame zu heirathen, oder aber für Dich und für mich die Kugel. Höre mich ruhig an; wozu die Umschweife? Kommen wir zur Sache! — Es geht um meine und dadurch auch um Deine Ehre, um den Namen, den Du trägst. Du hast die Wahl, entweder dieses Mädchen

zu heirathen und mich und Dich zu retten, oder die Schande auf Dich zu nehmen, daß Dein Vater in's Gefängniß gebracht und verurtheilt wird. Glaube mir, ich habe heute genug gelitten, heute, wo man mir so viele Ehren anthat; aber Eines hat mich aufrecht erhalten: der Gedanke, daß Du mich retten wirst! — Ich habe furchtbares Unglück gehabt, Emil; ich habe durch einen ungetreuen Bureauvorsteher sehr viel Geld verloren, ich habe an der Börse gespielt seit Jahren und wiederum sehr viel Geld verloren. Ich habe mich an mir anvertrautem Gelde vergriffen und ich sehe keine andere Möglichkeit, es zu ersetzen. Ich habe das Vermögen, das Dir von Deiner Mutter zukommt, dazu verwendet, mich über Wasser zu halten; es ist dabei verloren gegangen. Diese Frau, deren Tochter Du jetzt heirathen sollst, hat mir ihr Vermögen anvertraut, und ich habe es verloren bis auf einen kleinen Rest. — Wähle; Du weißt als Jurist selbst, was mir bevorsteht. — Heirathest Du aber die Tochter dieser Frau, so wirst Du Verwalter des Vermögens, Dir habe ich Rechnung zu legen, und wenn dann selbst Deine Frau etwas erfahren sollte, so wird sie sich hüten, Dich und mich durch eine Anzeige zu verderben. Etwas von dem Vermögen ist noch vorhanden, dieses Haus und meine Praxis sind auch etwas werth; ich trete Dir Alles ab und erbitte mir nur ein Oertchen, wo ich einsam sterben kann, ich bitte Dich nur um einen Bissen Brod bis zu meinem Tode, der nicht mehr allzulange auf sich warten lassen wird. Aber kannst Du es mir verargen, daß ich begraben werden will, ohne daß die Welt von dem Geheimniß weiß, das mich seit Jahren drückt; kannst Du es mir verargen, wenn ich meine letzte Hoffnung auf Dich gesetzt habe, weil ich annahm, Du würdest mir, Deinem Vater, zu helfen suchen? — Es gibt keine andere Rettung; von allen Seiten droht mir die Schande, und Du kannst es Dir

denken, daß ich ihr den Tod vorziehen werde. Laß mich jetzt fortgehen aus diesem Zimmer, meine Kräfte verlassen mich. Morgen kannst Du mir Deine Antwort sagen. Vergiß nicht, Du entscheidest mit ihr über Leben und Tod für mich!"

Mühsam erhob sich der alte Mann. Er warf noch einen Blick auf seinen Sohn, der wie zerschmettert, wie erstarrt in seinem Sessel saß und vor sich hinstarrte. Dann ging er mit wankenden Schritten nach der Thür.

Bevor er die Hand auf die Klinke legte, blieb er stehen, als erwarte er, daß sein Sohn ein Wort, eine Antwort für ihn hätte. Aber Emil saß da, als wäre er zu Stein geworden.

Tief auf seufzte der alte Mann, dann öffnete er die Thür, schritt hindurch und ließ sie hinter sich in's Schloß fallen.

3.

Das helle Tageslicht schimmerte schon längst durch die Rouleaux und Gardinen im Arbeitszimmer des Justizraths, aber noch immer brannte die Lampe an der Decke, noch immer saß in dem Armsessel Emil, wie er seit nunmehr drei Stunden dagesessen hatte.

Es war ihm, als dürfe er es nicht wagen, sich zu erheben, als hätte er die Kraft verloren, sich zu bewegen, zu stehen, zu gehen. Ein unheimliches, schreckliches Etwas schien seine Hand auf ihn gelegt und ihn niedergedrückt zu haben, daß er nicht die Kraft fand, aufzustehen.

Langsam endlich ordneten sich bei ihm die Gedanken; aber er sah bald ein, daß jener Zustand der Betäubung der angenehmere, ja ein glücklicher gewesen war. Das Bewußtsein dessen, was ihm der Vater gesagt hatte, die schreckliche Gewißheit, die er erhalten, war mehr, als ein Mensch ertragen konnte.

Sein Vater, der allgemein geachtete und in den letzten Stunden noch von aller Welt gefeierte Mann ein Dieb und ein treuloser Sachwalter! Dieser Mann, vor dem alle Welt tief den Hut zog, war ehrlos. Vielleicht schon in der nächsten Zeit ergriff man ihn, sprach ihm die Ehrenrechte ab, stieß ihn aus dem Stande aus, dem er angehörte, und brachte ihn in's Zuchthaus!

Und er war der Sohn dieses Mannes, er trug dessen Namen und wurde mit ihm geächtet! —

Verachten, hassen wollte er den Vater, der ihn so in's Unglück gestürzt, der mit kalter Berechnung ihn als Rettungswerkzeug ausersehen hatte, um ihn zum Mitschuldigen seines Verbrechens zu machen.

Dieser gräßliche Konflikt zwischen Kindesliebe und Zorn gegen den eigenen Vater drohte seinen Verstand zu vernichten. In dem Augenblicke, da er einwilligte, den Vater zu retten, wurde er selbst ein Schurke. Wenn er den ersten Schurkenstreich beging, Henriette in der Absicht heirathete, sie über den Verlust ihres Vermögens zu täuschen, so wurde er juristisch und moralisch der Mitschuldige seines Vaters und war fortan um nichts besser als dieser selbst, dessen Handlungsweise sie jetzt Beide in's Verderben stürzte.

Wenn er dagegen morgen vor den Vater trat und ihm erklärte, daß sein Gewissen ihm verbiete, das zu thun, was er von ihm verlange, so sprach er damit das Todesurtheil seines Vaters. Und diesem Unglück folgte das zweite. Nach dem plötzlichen Tode des Vaters mußte durch den Sohn selbst der Behörde und der Welt mitgetheilt werden, was der Vater verschuldet hatte. Den letzten Rest von Besitzthum mußte der Sohn hingeben, um nur einigermaßen wieder gut zu machen, was der Vater verschuldet. Arm, geächtet, unmöglich als Sachwalter, als der Sohn eines Selbstmörders und Diebes, mußte er in die Welt hinausziehen.

Wohin er blickte, nirgends ein Ausweg, nirgends ein Schimmer von Rettung!

Einen Ausweg freilich gab es, den ein Mensch mit anderem Charakter als Emil vielleicht gewählt hätte: er konnte sich eine Kugel durch den Kopf schießen — das wäre vielleicht das Einfachste und Bequemste gewesen, aber es widersprach der ganzen Natur Emil's, seinen Begriffen von Schuld und Sühne, von Ehre und Pflicht, von Religion und Moralität. Durch seinen Selbstmord stürzte er ja doch mittelbar eine ganze Anzahl von Leuten ebenfalls in's Unglück; er zwang den Vater zum Selbstmord, das Vermögen der Henriette Winter war doch verloren. Was war damit erreicht, selbst wenn er zu diesem verzweifelten Mittel hätte greifen wollen?

Und wenn er sich entschloß, der Mitschuldige seines Vaters zu werden, wenn er nicht wollte, daß der greise Mann der Schande verfiel oder Hand an sich selbst legte, wenn er Henriette Winter zu seinem Weibe machte? — Vielleicht war das noch das kleinere Uebel; sein Vater hatte gar nicht so Unrecht, wenn er ihm mit kühler Ueberlegung dieses kleinere Uebel vorschlug. Die Ehre des Hauses und des Namens blieb gerettet; er konnte als Gatte Henriette Winter's gewissermaßen wieder gut machen, was sein Vater an ihr und ihrem Vermögen verschuldet hatte. Er konnte vielleicht aus eigener Kraft, wenn das Geheimniß des Vaters verborgen blieb, so viel erschwingen, um seiner Frau den Verlust zu ersetzen, den sein Vater ihr zugefügt hatte.

Aber welchen Preis mußte er dafür zahlen! Den Preis einer unglücklichen Ehe, den Preis verlorener Ehre, den Preis der Schande nicht vor der Welt, aber vor sich selbst! —

Mühsam erhob sich Emil endlich aus dem Sessel. Er fühlte eine Mattigkeit in den Gliedern, als wäre er in den wenigen Stunden um zehn Jahre älter geworden.

Aber er brauchte frische Luft, er fühlte, wie er in dem Zimmer fast erstickte.

Er verlöschte die Lampe, er schlug die Gardinen zurück und öffnete das Fenster.

Da unten lag im vollen Sonnenglanze, im morgendlichen Prangen die Stadt, die man von dem etwas höher gelegenen Hause des Justizraths fast ganz übersehen konnte. Da unten wohnten die Menschen, welche der Vater betrogen hatte, indem er sie veranlaßte, ihn zu achten und zu ehren, während er ein Dieb und Betrüger war. Dort unten wohnten die Menschen, welche bisher auch ihn, den Sohn des Justizraths, geachtet und geehrt hatten und die ihn jetzt verachten würden, wenn er nicht vorzog, sie ebenfalls zu betrügen und zu täuschen.

— — — — — — — — — — — —

Ein Geräusch veranlaßte Emil, sich umzusehen. In der geöffneten Thür stand sein Vater.

Hastig schloß der junge Mann das Fenster und wendete sich zu dem greisen Mann um, der jetzt einige Schritte näher trat und vor dem Sohne stand, demüthig und gebrochen sein Urtheil erwartend. Das Gesicht des Greises war aschfahl, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde, wußte Emil, daß sein Vater ebenso wie er die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, daß er es nicht mehr ertrage, länger auf das Urtheil des Sohnes zu warten, und daß er gekommen sei, um die Entscheidung zu hören.

Es konnte nichts Fürchterlicheres, nichts Erschütternderes für Emil geben, als diesen greisen Mann, der da demüthig vor ihm stand, auf den Richterspruch des Sohnes wartend. In diesem Augenblicke war es, als zerspringe Emil's Herz; er empfand fast einen körperlichen Schmerz, es kam ihm vor, als sei seine Seele mitten entzwei gebrochen. Aber ein Gefühl des unsäglichsten Mitleids, edelster Kindesliebe ergriff ihn, und plötzlich stand er vor

dem geknickten, regungslosen Mann, und seine Arme weit öffnend, rief er schluchzend: „Vater!"

Ein Blick traf ihn aus den Augen des greisen Mannes, ein Blick, blos einen Bruchtheil einer Sekunde lang, aber voll Glück und Dankbarkeit. Im nächsten Augenblick lag der Justizrath zu den Füßen seines Sohnes und umklammerte seine Kniee.

In furchtbarer Erregung zerrte Emil den Vater empor.

„Laß mich hier!" schrie der alte Mann, wie es schien, seiner Sinne nicht mehr mächtig; „laß mich hier, hier ist mein Platz."

Mit aller Kraft zog Emil den Vater empor und schloß ihn in seine Arme. Er bedeckte das weiße Haar des in seinen Armen schluchzenden Mannes mit Küssen und geleitete ihn sanft wie ein Kind bis zum Sopha. Ihn in seinen Armen haltend, ließ er sich dort mit ihm nieder.

Der alte Mann hob sein thränenüberströmtes Gesicht mit den zuckenden Lippen und den flehenden Blicken von der Brust des Sohnes empor und sah ihn schüchtern an.

„Wofür hast Du Dich entschieden?" fragte er, und seine Stimme klang wie ein Hauch; es war, als ob er nicht wage, laut zu sprechen.

„Kannst Du fragen?" sagte Emil ebenso leise. „Es gibt für mich keine andere Pflicht, als die der Kindesliebe. Ich werde mich Deinem Wunsche fügen."

Die entscheidenden Worte waren gefallen. Im nächsten Augenblicke war es, als griffe eine eiserne Faust in die Brust Emil's, sein Herz und alles das zermalmend, was man Gefühl und Gefühlsbewußtsein nennt. Hatte er wirklich selbst gesagt: „Ich will mich Deinem Wunsche fügen" — oder war das ein Anderer gewesen, der für ihn gesprochen hatte?

Wiederum lag der greise Mann zu Füßen des Sohnes und küßte seine Kniee; auf das Höchste erschüttert, hob

nochmals Emil den Vater auf und ſagte: „Du brauchſt Ruhe, Du bedarfſt dringend der Ruhe. Es ſoll Alles gut werden. Rege Dich nicht auf, Du haſt mein Wort. Lege Dich nieder, ich wache für Dich!“

Gehorſam ließ ſich der Juſtizrath von dem Sohne hinaus über den Korridor nach ſeinem Schlafzimmer geleiten. Vor dem unberührt gebliebenen Bette blieb der Sohn mit dem Vater ſtehen und ſagte:

„Lege Dich nieder und ſchlafe; vergiß', was Du in letzter Zeit gelitten haſt — verſuche wenigſtens, es zu vergeſſen.“

„Ich will Dir gehorchen,“ erklärte matt der Juſtizrath. „Ich will gehorchen; aber nimm' tauſendfachen Dank für das, was Du an mir gethan haſt. Gott wird es Dir vergelten!“

Emil wendete ſich raſch zum Gehen. An der Thür aber machte er noch einmal Halt und kehrte ſich um.

„Vater,“ ſagte er, „ich muß einigermaßen klar ſehen. Wie viel beträgt die Summe, welche Du —“

Er ſtockte plötzlich. Nicht für den Preis ſeines Lebens hätte er ſeinem Vater gegenüber das Wort „unterſchlagen“ herausgebracht.

„Die Summe,“ ſagte der Juſtizrath, ſich auf das Nachttiſchchen vor ſeinem Bette ſtützend, „die Summe, welche — welche fehlt, meinſt Du?“

„Ja,“ entgegnete Emil.

„Ich weiß es nicht mehr genau,“ murmelte der Juſtizrath. „Ich habe es ſeit Wochen nicht mehr gewagt, eine Abrechnung vorzunehmen; ich habe mich gefürchtet vor meinen Papieren, vor meinem eigenen Kaſſenſchrank. Ich weiß es nicht, aber es können fünf- bis ſechshunderttauſend Mark ſein. So groß wird die Summe wohl ſein, vielleicht etwas weniger, vielleicht etwas mehr.“

„Ich danke Dir,“ ſagte Emil und verließ das Zimmer. Er mußte davoneilen, ſo raſch er konnte, um dem Vater

den tödtlichen Schreck zu verbergen, den die neue Nachricht ihm eingejagt hatte.

Mehr als eine halbe Million! Das war ungeheuerlich. Sechshunderttausend Mark, vielleicht mehr! So sagte der Vater. Das war weit, weit mehr, als Emil erwarten konnte.

Diese furchtbare Nachricht raubte ihm den letzten Halt, die letzte Hoffnung. Lagen die Verhältnisse wirklich so, dann war sein Opfer ja doch vergeblich. Selbst durch die Heirath mit Henriette Winter konnte er unter keinen Umständen einen so ungeheuerlichen Fehlbetrag ersetzen oder verdecken. Emil hatte das Gefühl, als hätte ihn ein schwerer Schlag vor den Kopf getroffen. Er wankte mehr, als er ging, nach dem Zimmer, das er im Elternhause bezogen hatte.

Dort sank er, geistig und körperlich ermattet und gebrochen, in einen Stuhl, um zu weinen, hilflos, wehrlos wie ein kleines Kind.

4.

Es klopfte an die Thür. Auf Emil's Ruf trat aber Niemand ein, sondern es klopfte wieder. Er faßte sich, so gut es ging, eilte zur Thür und öffnete diese.

Draußen stand ein junges Mädchen, vielleicht im Alter von achtzehn Jahren. Sie warf einen ängstlichen Blick auf Emil und schien sich in großer Erregung zu befinden.

Unwillkürlich hatte sich sein Gesicht einen Augenblick erhellt, und freundlich fragte er: „Lucy, mein Gott, wo kommst Du her? Ich habe Dich, seitdem ich im Hause bin, noch nicht gesehen."

Das junge Mädchen schien nicht auf seine Frage zu achten, sondern sagte: „Mit dem Herrn Justizrath steht

es ſchlecht, er ſchreit laut in ſeinem Zimmer, das Mädchen ſagt, er phantaſire."

Dann eilte ſie raſch davon, und Emil folgte ſchleunigſt. Er fand den Vater im vollen Delirium; der alte Herr erkannte den Sohn nicht und ſprach wilde Worte durcheinander, die nur zum Theil verſtändlich waren, aber hin und wieder rief er doch ganz beſonders laut einzelne Worte, und Emil hörte dann, wie er ſchrie: „Ein Dieb — ein Dieb! — Ich bin ein Dieb! — Seht ihr dort — dort ſind ſie — ſie wollen mich verhaften! — Mein Sohn wird mich retten."

Nicht im Zuſammenhang ſtieß der kranke Mann dieſe Worte aus, ſondern nur in Zwiſchenpauſen, die durch Murmeln und unverſtändliche Reden ausgefüllt waren. Für Emil aber war die Lage ſchrecklich genug. Der Vater krank, im Delirium, und bereit, das Geheimniß, das nur ſie Beide kannten, in bewußtloſem Zuſtande zu verrathen — welche Gefahr, wenn ein Unberufener das hörte!

Keinen Wärter, keine Wärterin durfte Emil an das Bett des Vaters zu ſetzen wagen, wollte er nicht befürchten, daß dieſe aus den Reden und Phantaſien des Kranken etwas erführen, woraus ſie Schlüſſe auf die Wirklichkeit machen konnten.

Er ſchickte eines der Dienſtmädchen nach dem Arzt und nahm am Bett des Vaters Platz. Er beſchloß, ihn ſelbſt zu pflegen. Als Sohn hatte er ja auch die nächſte Verpflichtung und das nächſte Anrecht auf dieſen Platz am Krankenbette.

Der Hausarzt kam, ſchüttelte den Kopf und erklärte, die Feſtlichkeit und die Vorbereitungen dazu hätten den alten Herrn wohl etwas erſchöpft, es ſei ſtarkes Fieber vorhanden, aber ſonſt keine gefährlichen Symptome. Er verordnete niederſchlagende Mittel und Eisumſchläge auf den Kopf, und ging wieder.

So lange er da war, hatte der Kranke nicht geschrien, die Eisumschläge schienen ihm wohlzuthun, denn er versank in Schlaf. Aber häufig erwachte er im Laufe des Nachmittags, und was er dann sprach, war vielleicht für einen Anderen nicht ohne Weiteres verständlich, aber Emil begriff den Zusammenhang. Der Kranke erzählte Alles, was ihm das Herz bedrückte, seine Unterschlagung, die Unterredung mit dem Sohne. Ein Glück, sagte sich Emil, daß er allein neben dem Kranken wachen konnte. Zwar er wußte nicht, wie lange seine Kräfte aushielten, indeß wollte er vom Bett nicht eher weichen, als bis ihn der letzte Rest von Kraft verlassen hätte. Und eine Hoffnung gab es ja noch, er konnte sich vielleicht ablösen lassen von Lucy, die sich ihm selbst in Erinnerung gebracht hatte.

Er machte sich Vorwürfe, nicht früher an das junge Mädchen gedacht zu haben. Seit drei Tagen war er im Hause, und jetzt hatte er sie zum ersten Male gesehen. Und doch war dieses Mädchen einmal sein kleines Schwesterchen gewesen, wenigstens hatte er sie in einer gewissen Periode seines Lebens so genannt und sie wie ein älterer Bruder gern geschützt und gehütet.

Durch eine Laune seiner Mutter war Lucy in das Haus gekommen. In ihrer Ehe war Emil das einzige Kind geblieben, und seine Mutter empfand eine fast krampfhafte Sehnsucht darnach, ein Töchterchen zu haben. Als alle Hoffnung aufgegeben werden mußte, eine eigene Tochter zu besitzen, gab der Justizrath den Bitten seiner Frau nach, und es wurde ein kleines Mädchen im Alter von drei Jahren, das gerade zur Waise geworden war, in das Haus genommen und mit Emil zusammen erzogen.

Die Kleine diente für die Frau des Hauses, die sich langweilte, gewissermaßen als Spielzeug. Es gibt Frauen, welche das Spiel mit den Puppen aus ihrer Jugend nicht vergessen zu können scheinen und die der kleinen Kinder

bedürfen, um mit dieſen ihr Spiel zu haben. Lucy war die lebendige kleine Puppe, die der Frau des Hauſes die größte Freude machte; ſie kannte keinen größeren Genuß, als das Kind zu pflegen, es wie eine Puppe anzuziehen, es nach der neueſten Mode herauszuputzen, es zu hätſcheln und zu liebkoſen.

Die kleine Lucy war auch ein allerliebſtes kleines Mädchen, drollig und zutraulich, ſo daß ſie ſich die Zuneigung Emil's ſogar erwarb, als er ſich noch in den Knabenjahren befand, in denen ſich bekanntlich am allerwenigſten Zuneigung zu weiblichen Weſen zu zeigen pflegt. Es machte ihm Freude, Lucy als ſeine kleine Schweſter zu betrachten, ſie auch ſo zu nennen, mit ihr zu ſpielen, ſie zu beſchützen und zu überwachen.

Lucy war zehn Jahre alt geworden, als die Mutter Emil's ſtarb, vielleicht zum Glück für das junge Mädchen, denn die gute Frau war auf dem beſten Wege, dieſes zu verziehen. Der Juſtizrath war von dem Tode ſeiner Frau tief ergriffen; er verzichtete auf eine Wiederverehelichung und nahm eine ältere Dame als Repräſentantin in das Haus, die nun gleichzeitig die weitere Erziehung Lucy's übernahm, welche der Juſtizrath gewiſſermaßen als ein Vermächtniß ſeiner Frau betrachtete.

Die Verhältniſſe des jungen Mädchens im Hauſe änderten ſich aber doch bedeutend; jetzt, wo ſie nicht mehr das Spielzeug war und das Intereſſe der Hausfrau feſſelte, rückte ſie mehr und mehr in den Hintergrund. Sie war ja nicht die Tochter des Hauſes, ebenſowenig wie die Repräſentantin die Frau des Hauſes war, und als dann Emil zur Univerſität abging, wurde das Haus des Juſtizraths öder und öder. Der alte Herr lebte für ſich in ſeinen Zimmern, ſpeiſte allein und ſah höchſtens ein- oder zweimal in der Woche Lucy, wenn er ſie kommen ließ, um mit ihr zu ſprechen und nach ihren Bedürfniſſen zu fragen,

um ihre Zeugnisse zu sehen, oder um ihr ein Lob zu Theil werden zu lassen.

Das junge Mädchen wuchs still und unbeachtet für sich auf, verließ die höhere Mädchenschule, nachdem dort für sie nichts mehr zu lernen war, und übernahm dann einen Theil der Geschäfte des Hauswesens. Was aus dem jungen Mädchen werden sollte, wußte eigentlich Niemand recht, selbst der Justizrath nicht, auch Lucy selbst nicht; indessen vorläufig war sie erst achtzehn Jahre alt, sie lebte ohne Sorge, wie es schien, auch ohne besonderes Interesse am Leben, sie hatte auch gelernt, bescheiden zu sein und keine Hoffnungen zu haben. Seitdem sie aus den Kinderjahren heraus war und den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte, stand sie immer im Hintergrunde, war sie immer unbeachtet, und manchmal kam sie sich recht überflüssig in der Welt und auch in dem Hause des Justizraths vor. Aber es gab für sie keinen anderen Ort, wo sie hätte Aufenthalt nehmen können, als diesen.

Das Bewußtsein ihrer Ueberflüssigkeit aber und der eigenthümlichen Stellung, die sie einnahm, hatte sich doch ihrem Charakter, um nicht zu sagen ihrem Aeußeren aufgeprägt. In dem stillen, bescheidenen und zurückhaltenden Mädchen hätte Niemand das drollige Kind von früher wiedererkannt, selbst das früher so liebliche Gesichtchen war jetzt ernster; es zeigte zwar noch die angenehmen, weichen Formen wie früher, aber die Schalkhaftigkeit, die selbst den Knaben Emil angezogen hatte, die sich in den Augen und in dem Lächeln des Mädchens zeigte, war verschwunden. Der ganze Ernst des erwachsenen Mädchens zeigte sich jetzt in Lucy's Gesicht.

5.

Das Unglück hatte es gewollt, daß Lucy Mitwisserin eines Geheimnisses geworden war, das ihr unerträglich schien, das sie zu vernichten drohte.

Sie hatte sich den ganzen Festtag über nicht allein aus Bescheidenheit im Hintergrunde gehalten; sie mußte gewissermaßen hinter den Kulissen nach dem Rechten sehen, damit das Fest seinen ungehinderten Fortgang nahm und den Gästen alle Aufmerksamkeit und die beste Bedienung zu Theil wurde. Trotz ihrer Jugend leitete sie mit allem Geschick Küche und Keller, und als endlich Mitternacht vorüber war und die Gäste sich entfernt hatten, ruhte sie nicht, um noch in den weiten Räumen sofort, nachdem die Gäste sie verlassen, Ordnung zu schaffen, damit der nächste Tag weniger Arbeit bringe und die Unordnung so rasch als möglich verwischt wurde. Sie kannte den Justizrath zu genau, um nicht zu wissen, wie gern er es hatte, wenn das ganze Haus nach solchen Festlichkeiten sofort wieder in Ordnung kam.

Sie hatte es sich in ihrem Zimmer melden lassen, als die letzten Gäste gegangen waren, und kam sofort, um die Aufräumungsarbeiten zu leiten. Da sie selbst energisch zufassen wollte, hatte sie sich derartig angezogen, daß sie sich vor der Dienerschaft zwar nicht zu geniren brauchte, aber doch auch nicht in einem Kostüm war, um sich dem Justizrath oder seinem Sohne zeigen zu können.

Sie hatte soeben mit ihrer Arbeit beginnen wollen, als sie die beiden Herren plötzlich zurückkommen hörte. Sie erschrak, da sie vermuthet hatte, Beide hätten sich schon zur Ruhe begeben, und flüchtete hastig in das Arbeitszimmer des Justizrathes. Unmittelbar darauf aber traten Vater und Sohn dort ebenfalls ein, so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie nicht bemerkten, daß hinter der Portière, welche die eine Ecke dekorativ abschloß, die

unglückliche Lucy stand. So wurde sie nun, ohne es zu wollen, Zuhörerin des Gespräches zwischen Vater und Sohn.

Das, was sie hörte, erdrückte sie fast, das, was sie aus dem Geständniß des Vaters an den Sohn entnahm, drohte ihr den Verstand zu rauben. Und doch war es nicht das Schrecklichste. Sie mußte, niedergesunken auf einen kleinen Polsterstuhl, der in jener Ecke verborgen stand, nun auch noch Zeugin des furchtbaren Seelenkampfes werden, den Emil bis zum anbrechenden Morgen durchkämpfte. Was hätte sie darum gegeben, um ihn trösten, um ihm irgend etwas sagen zu können, was ihm Aussicht auf Rettung gewährt hätte! Sie war dann Zeugin der ergreifenden Scene zwischen Vater und Sohn, als der Justizrath nach den schlaflos verbrachten Stunden sich dem Sohne zu Füßen warf, um von ihm die Entscheidung über Leben und Ehre zu fordern.

Hierauf erst konnte das junge Mädchen das Zimmer verlassen. In halber Bewußtlosigkeit kam sie nach ihrem Zimmer, um dort stundenlang zu schluchzen und zu weinen, um fassungslos die Hände zu ringen und vergebliche Versuche zu machen, nur einigermaßen Klarheit in ihre Gedanken und ihre Empfindungen zu bringen. Es war ihr unmöglich, die Größe des Unglücks zu fassen, das die Familie, in der sie so viel Wohlthaten genossen hatte, treffen sollte. Es war ihr klar, daß der Justizrath und mit ihm sein Sohn entehrt waren, wenn etwas von dem Geheimniß in die Oeffentlichkeit drang. Daß sie kein Wort verrathen würde, war selbstverständlich, sie zitterte aber vor dem Gedanken, daß irgend ein Zufall den Verräther machen könne; war sie doch mit den geschäftlichen Manipulationen im Bureau des Justizraths zu wenig vertraut, um wissen zu können, woher irgend welche Gefahr für das Geheimniß drohte.

Sie empfand ſo viel Dankbarkeit, ſo viel Hochachtung und Zuneigung zu dem Juſtizrath, ihrem Pflegevater, daß ſchon der Gedanke an das Unglück, das ihn betreffen konnte, ihr unerträglich ſchien. Eines aber kam noch dazu, was ihr ſchmerzlicher war, als dieſer Gedanke an den Pflegevater, das waren die Gedanken an Emil.

In den ſchrecklichen Stunden, in denen ſie die ungeſehene Zeugin ſeiner Seelenqual geweſen, entdeckte ſie etwas, was ſie mit Schrecken erfüllte und was ihr doch wieder wie ein Troſt in den ſchrecklichen Stunden erſchien: ſie entdeckte, daß ſie Emil liebte.

Von Kindheit auf hatte ſie für den Knaben, der ihr Beſchützer geweſen war, Intereſſe gefühlt; als ſie dann weniger zuſammen kamen, als Emil aus dem Hauſe ging, war dieſes Intereſſe wohl bei Emil geſchwunden, bei ihr aber nicht, und die Gedanken an Emil und wie es ihm wohl gehen möge, bildeten für ſie eine angenehme Abwechslung in dem Einerlei des Lebens. Für ſie war die beſtändige Erinnerung an ihn und ſein Ergehen gewiſſermaßen ein Bedürfniß geworden; es entwickelte ſich daraus eine Gewohnheit des Denkens an ihn und dadurch ein Intereſſe, das mehr und mehr zunahm. Wenn er für kurze Zeit in das Elternhaus zurückkehrte und dabei mit Lucy zuſammenkam, waren dies für ihn wohl flüchtige Begegnungen, für Lucy waren es aber Augenblicke des Glückes, an denen ſie monate- und jahrelang gewiſſermaßen zehrte, die ihr immer neues Material zu Gedanken und Empfindungen gaben, die Erinnerungen in ihr wachriefen, welche ſie um keinen Preis der Welt hätte miſſen mögen.

Was es eigentlich für ein Gefühl war, das ſie für Emil empfand, hätte ſie ſchwer ſelbſt beſchreiben können. Sie empfand etwas wie Wünſche oder wie Sehnſucht darnach, Emil zu dienen, ihm zu nützen, in ſeiner Nähe

zu sein, für ihn wirken und schaffen zu können. Aber nie war ihr der thörichte Gedanke gekommen an eine Liebe zu dem Sohne des Hauses, in dem sie nur geduldet war.

Ihre Neigung zu ihm war ebenso selbstlos, so ohne Anspruch auf Erwiederung gewesen, daß Lucy gar nicht daran gedacht hatte, das Gefühl, das sie empfand, könne die Liebe sein. Erst jetzt, in den zwei schrecklichen Stunden, die sie mit ihm in einem Zimmer verbrachte, ohne daß er es ahnte, als sie ihn unbeweglich, gleich einer Statue, vernichtet, gebrochen, in dem Stuhl sitzen sah, als sie ihn stöhnen und weinen hörte, erkannte sie sich selbst, erkannte sie die Gefühle ihres Herzens. Als ihr vor Wehmuth über seinen Schmerz und sein Leid das eigene Herz brechen wollte, da wurde sie es gewahr, daß sie ihn liebte, wußte sie erst, was das Gefühl bedeutete, das sie bisher für ihn empfunden hatte.

In diesem Augenblicke schwur sie sich selbst zu, daß Alles, was sie besaß, ihr Leben, ihr Glück geopfert werden müsse, um Emil und dem Justizrath zu helfen. Sie wußte nicht, wie sie dies thun sollte, wie ihr Opfer irgend welchen Nutzen bringen konnte; sie hoffte indeß, sie würde Mittel und Wege finden. Sie erwartete nicht den geringsten Entgelt für ihr Opfer, sie dachte nicht einmal daran, daß der Justizrath oder sein Sohn davon erfahren könnten, daß sie ein Opfer gebracht und weshalb. Sie fühlte sich zu dem Opfer verpflichtet nicht nur durch die Dankbarkeit gegenüber dem Justizrath, nicht nur wegen der Wohlthaten, die sie in dessen Hause genossen, sondern vor Allem durch die Liebe zu Emil, die ihr Geheimniß bleiben sollte, das sie mit in's Grab nahm.

— — — — — — — — — — — —

Vierundzwanzig Stunden später dachte Lucy anders über den Plan, den sie zuerst gefaßt hatte. Ihre Idee, sich zu opfern, kam ihr lächerlich vor, weil sie nicht wußte,

wie sie durch ein Opfer etwas nützen sollte, worin überhaupt dieses Opfer bestehen sollte. Der Ausweg, den der alte Justizrath gefunden hatte, als er dem Sohne vorschlug, jenes Mädchen zu heirathen, schien ihr selbst das Beste. War sie doch außerdem gewöhnt, die Rathschläge des alten Mannes als Orakel zu betrachten. Wenn Emil jene Dame heirathete, dann wurde nach ihrer Ansicht Alles gut. Aber warum empfand sie dann einen so tiefen, so bitteren Schmerz, wenn sie daran dachte, daß Emil der Gatte jenes Mädchens werden sollte? War es nur der Gedanke, daß Jene nicht würdig sei, seine Frau zu werden?

Sie kannte sie sehr wohl; sie wußte, wie wenig Bildung des Geistes und des Herzens das Mädchen besaß, das die Gattin Emil's werden sollte. Sie hatte hin und wieder selbst unter ihrer hochfahrenden, rücksichtslosen Behandlung zu leiden gehabt, wenigstens sich tief verletzt gefühlt. Und dieses putzsüchtige, seichte, ungebildete Geschöpf sollte die Frau Emil's werden!

Lucy sagte sich, sie dürfe es nicht zugeben, daß diese Ehe zu Stande käme, die aber dennoch unvermeidlich schien. Kam sie aber zu Stande, dann erschien ihr das Leben fortan unerträglich.

Wie schrecklich war mit einem Male ihr Inneres umgewandelt! Vierundzwanzig Stunden vorher lebte sie ruhig, bescheiden, ohne Anspruch an das Leben, sich aufrichtend an dem ihr unklaren Interesse, das sie für den Sohn des Hauses empfand, gestärkt durch die Dankbarkeit, die sie ihrem Pflegevater schuldete. Jetzt tobten in ihr Verzweiflung, Angst, Liebe, Haß, Eifersucht, und ließen sie kaum einen klaren Gedanken fassen. Dabei mußte sie sich beherrschen, sie mußte, wie immer, ihren Obliegenheiten im Hause nachgehen; sie durfte kaum zeigen, daß sie geweint hatte, sie mußte alle Gefühle in ihrer Brust verschließen und eine gleichgiltige Miene zeigen selbst in

dem furchtbaren Augenblicke, in dem sie Emil an das Krankenbett des Vaters rufen mußte.

Zum Glück hatte die Nachricht von der heftigen Erkrankung des Vaters Emil so bewegt, daß er das eigenthümliche Wesen Lucy's nicht bemerkte, die in dem Augenblicke, in dem sie ihn wiedersah, ihre Gefühle kaum zu bemeistern vermochte.

6.

Es war in der Dämmerung des nächsten Abends, Lucy hatte soeben den Entschluß gefaßt, sich um jeden Preis Emil als Helferin in der Krankenpflege anzubieten, was sie bisher nicht gewagt hatte. Wenn nur nicht das unglückselige Geheimniß gewesen wäre, dessen Mitwisserin sie war; sie hätte sonst nicht einen Augenblick gezögert, ihm ihre Dienste anzubieten. Ein einziges Mal aber war sie in dem Krankenzimmer gewesen, als der Justizrath aufschrie: „Ein Dieb — ein Dieb! Ich bin ein Dieb!"

Sie sah das Erschrecken Emil's und merkte es wohl, wie er sie aus dem Zimmer zu drängen suchte und sie mit einem Auftrage fortschickte. In diesem Augenblicke hatte sie ihn bitten wollen, ihr den Platz am Krankenbette des Justizraths einzuräumen. Natürlich war die Gelegenheit vorüber, und Lucy blieb dazu verurtheilt, zu schweigen. Welch' fürchterliche Qualen hatte sie nicht allein schon wegen des Gedankens ausgestanden, ob sie nicht berechtigt, ja vielleicht verpflichtet sei, Emil Mittheilung davon zu machen, daß sie Alles wisse, und doch, was hätte dies für einen Zweck gehabt? Doch keinen anderen, als ihn auf's Neue zu beunruhigen, während Lucy doch gar kein Mittel hatte, ihn zu trösten oder ihm Hilfe zu bringen.

Sie begriff, weshalb Emil Niemand an das Bett des

Vaters lassen wollte. Aber es mußte doch ein Zeitpunkt kommen, wo seine Kräfte versagten. Sie hatte zuerst gefürchtet, wenn sie sich anbot, könne er etwas ahnen, aber das war, wie sie sich sagte, Thorheit; sie war als Angehörige des Hauses berechtigt, an der Pflege des Justizraths theilzunehmen. Sie wollte sich soeben nach dem Krankenzimmer begeben, als an ihre Thür geklopft wurde, und zu ihrer Ueberraschung Frau Winter eintrat.

Die sonst so hochmüthige Dame war sehr liebenswürdig, ja auffallend freundlich.

„Meine liebe Lucy," kam sie ihr entgegen, „ich muß Sie rasch besuchen kommen. Es ist ja hier im Hause Niemand zu sprechen. Wie ich höre, steht es mit dem Herrn Justizrath recht schlecht, und der Herr Sohn ist sein bester Pfleger. Das thut nichts, im Gegentheil, es ist recht gut. Solche Söhne werden die besten Ehemänner. — Sie wissen ja wohl," sagte sie dann fortfahrend, „mir muß etwas daran liegen, daß Herr Emil einen guten Ehemann abgibt. Es ist ja offenes Geheimniß in der Stadt, daß er das Glück haben soll, meine Tochter heimzuführen. — Ich wollte mich aber erkundigen, wie es mit dem Alten steht. Wie ist es, wird er bald abschieben oder rappelt er sich wieder auf?"

Lucy empfand die brutale Sprache, besonders die Art und Weise, in der Frau Winter von der Krankheit des Justizraths sprach, wie einen Schlag in's Gesicht. Sie faßte sich indeß und sagte: „Ich glaube, der Arzt betrachtet die Krankheit nicht als lebensgefährlich. Allerdings soll heute eine Verschlimmerung eingetreten sein."

„Wir müssen es abwarten," entgegnete Frau Winter. „Wenn der Alte die Augen zumacht, so stört das natürlich die Hochzeit wegen der Trauer, aber mein Gott, wir haben ja auch noch so viel mit der Ausstattung zu thun, und dann für Sie, meine Kleine, ist doch eine solche Ver-

zögerung auch sehr angenehm. Je länger sich die Hochzeit verzögert, desto länger können Sie hier im Hause bleiben. Ich wollte nämlich hauptsächlich mit Ihnen darüber reden, und wir müssen uns darüber klar werden, daß Sie nicht hier im Hause bleiben können, sowie meine Tochter hier die junge Hausfrau macht. Abgesehen davon, daß ein solches Zusammensein nie gut thut, würde ich es auch nicht dulden, daß mein Schwiegersohn noch ein junges Mädchen in so naher Umgebung hätte. Wissen Sie, man kann Schwiegersöhnen gegenüber nie vorsichtig genug sein. Ich will Ihnen behilflich sein, eine Stelle zu finden. Man weiß, daß Sie tüchtig sind, und hier in der Stadt wird man Sie gerne als Wirthschafterin, vielleicht als Gesellschafterin aufnehmen. Ich wollte mit dem Justizrath nicht darüber sprechen, weil der alte Mann einen Narren an Ihnen gefressen zu haben scheint; ich dachte mir, es ist das Beste, ich gehe lieber gleich zu Ihnen. Ich kann mir ja denken, daß Sie selbst nicht das überflüssige Möbel machen wollen, und ich hoffe, daß Sie mich verstanden haben. Also sehen Sie sich nach irgend einer Stelle um. Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, so theilen Sie es mir nur mit; ich will Sie auch empfehlen, trotzdem man damit nicht vorsichtig genug sein kann."

Sie nickte Lucy zu und verließ das Zimmer. In der Thür drehte sie sich noch einmal um und sagte: „Sie brauchen Herrn Emil und dem Herrn Justizrath nichts davon zu sagen, daß ich hier war."

Dann ging sie hinaus. —

Es dauerte einige Zeit, bis Lucy sich fassen konnte. Der Ueberfall, den die brutale Frau auf sie verübt hatte, war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen. Die Art und Weise, wie sie mit ihr gesprochen hatte, schien ihr so empörend und beleidigend, daß sie nicht wußte, was sie dazu sagen sollte.

Ein Gefühl unendlicher Bitterkeit aber überkam sie bei dem Gedanken, wie wehrlos sie gegen derartige Beleidigungen und Rücksichtslosigkeiten sei, da Niemand da war, der sie schützen konnte, der nur verpflichtet gewesen wäre, ihr beizustehen. Noch vorhin hatte sie daran gedacht, daß sie die Pflegetochter des Justizraths sei, und es als ihre Pflicht betrachtet, ihn zu pflegen. Welche Ueberhebung von ihr! Sie war eben nichts als eine etwas bevorzugte Dienerin, die zu warten hatte, bis man sie holte und rief, bis man einen Dienst von ihr verlangte.

Was ihr bevorstand, wenn Emil heirathete, sie wußte es nicht; man hätte es ihr nicht erst zu sagen brauchen, daß sie das Haus zu räumen habe. Nicht einen Tag hätte sie mit der Tochter dieser Frau unter einem Dache leben wollen. Sie wußte es, die Tochter war noch rücksichtsloser, noch niedriger denkend, als die Mutter; und dieses elende Geschöpf sollte die Frau Emil's werden!

Mit einem Male waren alle Gedanken Lucy's verändert, alle Bitterkeit, aller Zorn waren bei ihr geschwunden. Sie kannte nur ein einziges Gefühl: das des unsäglichsten Mitleids mit dem armen Manne, den das Schicksal dazu verurtheilt hatte, der Gatte dieses Mädchens zu werden. Selbst ihre Liebe trat dabei in den Hintergrund. Es war nicht Eifersucht, was sie empfand, sondern aufrichtiges Mitgefühl. Sie hätte ihr Leben lassen mögen, nur um Emil davor zu bewahren, daß er dieses Mädchen zu seiner Gattin bekam!

Plötzlich klopfte es an der Thür, und ein Mädchen erschien mit der Bitte, Lucy möchte nach dem Krankenzimmer kommen.

Als sie das matt erleuchtete Zimmer betrat, sah sie den Justizrath regungslos auf dem Bett liegen, auf seinem Kopf befand sich ein Eisumschlag. Neben dem Bett stand mit übernächtigem, blassem Gesicht Emil.

„Schweſterchen," ſagte er, und ſeine Stimme klang ſo eigenthümlich vibrirend, als übermanne ihn irgend ein Gefühl, „ich habe Dich hierher bitten laſſen, damit Du mich in der Pflege bei dem Vater ablöſeſt. Er iſt jetzt ruhiger und wird Dir nicht viel zu ſchaffen machen. Ich möchte einige Stunden ſchlafen. Erneuere ſorgfältig die Eisumſchläge und laß mich in zwei Stunden wieder wecken. Du kannſt dann zu Bett gehen, ich will mir nur etwas Kraft ſchaffen."

„Darf ich nicht," fragte Lucy mit zu Boden geſenkten Augen, „die Nacht über wachen? Ich bin ausgeruht, und Du haſt ſeit mehreren Nächten nicht geſchlafen."

„Ich fürchte," ſagte Emil ausweichend, „daß Dich eine ſolche ſchlafloſe Nacht zu ſehr anſtrengt. Der Kranke iſt ſehr unruhig und pantaſirt fortwährend; Du könnteſt Dich beängſtigt fühlen."

Wäre die Scene mit Frau Winter nicht unmittelbar vorhergegangen, ſo hätte Lucy jetzt geſchwiegen. Sie hätte den Gleichmuth ihrer Seele bewahrt, ſie hätte ſich beherrſcht, ſie hätte das nicht gethan, was ſie jetzt that. So folgte ſie einem Impulſe, einer Aufwallung ihres Herzens, der ſie nicht mehr widerſtehen konnte, weil ihr Kopf von dem vielen Denken ermattet, weil ihr eigenes Gefühl vollſtändig aus dem Geleiſe gebracht war.

Sie ergriff die Hände Emil's und flüſterte ihm mit einem raſchen Seitenblick auf den Kranken zu: „Emil, ich weiß Alles. In der Nacht nach dem Feſte — bin ich wider Willen Zeugin Deiner Unterredung mit dem Vater geweſen, im Arbeitszimmer — ich war hinter dem Vorhang."

Sie ſah, wie das Geſicht Emil's vor Schreck erſtarrte, ſie ſah, wie es ihn durchzuckte gleich einem Blitzſchlage. Jenes Mitleid, das ſie ſeit der Stunde empfand, in der ſie erkannt, daß ſie ihn liebte, ergriff ſie wieder mit erneuter Macht.

„Nimm' mein Leben," ſagte ſie plötzlich, während ihr Athem keuchte und ihre Stimme ſo zitterte, daß ſie faſt unverſtändlich war; „nimm' mein Leben, wenn ich Dir dadurch helfen kann, Emil, Dir und dem Manne, der uns Beiden theuer iſt. Emil, ich kann Dich nicht länger leiden ſehen, ich werde ſonſt wahnſinnig!"

Sie wußte nicht, wie ihr geſchah, aber ſie warf ſich plötzlich lautlos an ſeine Bruſt. Sie fühlte noch, wie Emil ſeine Arme um ſie legte und ſie an ſich zog, dann verließen ſie auf einen Augenblick die Sinne.

Dieſe Ohnmacht aber dauerte nur kurze Zeit. Als ſie wieder zu ſich kam, befand ſie ſich im Nebenzimmer, wohin Emil ſie geführt hatte. Sie ſaß in einem Seſſel, und neben ihr ſtand mit gefalteten Händen Emil. Als ſie mit einem Seufzer die Augen aufſchlug, ſah ſie ihn vor ſich ſtehen und die Thränen aus ſeinen Augen tropfen.

Dann legte er ihr die Hand auf die Stirn und ſagte: „Iſt Dir beſſer, Lucy? — O Gott, warum mußteſt auch Du Mitwiſſerin dieſes Geheimniſſes werden! War es nicht genug, daß mich das Schickſal ſo hart treffen mußte; mußt auch Du mit Deinem weichen Herzen, mit dieſem Herzen voll Dankbarkeit und Liebe gepeinigt werden?"

Sie ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen.

„Emil," ſchluchzte ſie, „Emil!"

Sie fühlte, wie eine Hand ſich gewaltſam aus der ihrigen befreite, und im nächſten Augenblicke war ſie allein. —

Sie ſank in den Seſſel zurück und ließ ihren Thränen freien Lauf. War das ein Traum, den ſie ſoeben durchlebt hatte? War es Wirklichkeit, was ſie umgab?

Ein Stöhnen, dem heftig hervorgeſtoßene laute Worte folgten, brachte Lucy wieder zu ſich. Sie ſprang auf und eilte nach dem Nebenzimmer. Sie erinnerte ſich ihrer Pflicht.

Der Justizrath hatte den Eisumschlag vom Kopf geworfen, er sprach heftig vor sich hin, und seine Hände griffen in der Luft herum.

7.

Es gibt einen Instinkt der Liebe, ein Ahnungsvermögen des Herzens, welches werthvoller und richtiger ist als aller Menschenverstand, als alle Ueberlegung; dieses Ahnungsvermögens aber ist ein Menschenherz am meisten theilhaftig unter Einwirkung von Empfindungen und Gefühlen, die es gewissermaßen in seinen Grundfesten erschüttert haben.

„Lucy liebt mich!" Das wußte Emil in dem Augenblicke, in dem er sie verlassen hatte.

Er ging nach seinem Zimmer, ergriffen durch die soeben durchlebte Scene mit dem jungen Mädchen; er war von ihr geflohen, ohne eigentlich zu wissen weshalb. Was war denn in ihm vorgegangen in diesen wenigen Minuten, die er mit Lucy zusammen gewesen war? War dieses Zimmer um ihn her nicht verändert, war er selber nicht in seinem Innern ein Anderer geworden, war es nicht, als habe auf einmal eine helfende, stützende Hand aus den Wolken sich ihm entgegengestreckt, ihm, dem Verzweifelnden, der keinen Halt mehr fand und sich vom Schicksal umhertreiben ließ wie ein Ertrinkender, der in einen Strudel gerathen ist und gar keine Anstrengungen macht, sich der Gefahr zu entziehen? War es ihm nicht, als hätte er auf einmal eine Stütze, einen Trost erhalten bei dem Gedanken, der ihn mit so eigenthümlichen Gefühlen erfüllte, bei dem Gedanken, daß Lucy ihn liebte?

Er hatte bisher eigentlich nur Mitleid mit dem jungen Mädchen empfunden, das durch das Unglück, das über das Haus kam, ebenfalls getroffen wurde; zugleich aber auch hatte er eine Art brüderlicher Zuneigung, ein herzliches

Empfinden für dieses bescheidene Mädchen gefühlt, dessen langentbehrte Erscheinung ihn selbst überraschte. Und nun war sie Mitwisserin des Geheimnisses, nun war sie unglücklich nicht nur um des Pflegevaters willen, sondern auch um seinetwillen.

Wie wohl ihm dieser Gedanke that, wie eigenthümlich beseligend er das empfand! Vor einer Stunde noch hatte er bei dem Gedanken gezittert, einen Mitwisser des Geheimnisses haben zu können, jetzt machte es ihn glücklich, daß Lucy diese Mitwisserin war, machte es ihn selig, daß ein Herz mit ihm fühlte und dachte, um ihn sich bangte und auf Rettung sann.

— — — — — — — — — — — —

Emil schreckte zusammen.

War das nicht der gellende Schrei einer Frauenstimme, der zu ihm herüberdrang?

Er horchte auf und hielt den Athem an. Dieser furchtbare Schrei des Schreckens und der Noth klang auf's Neue, wenn auch gedämpft, zu ihm herüber. Er riß die Thür auf, stürzte auf den Korridor. Er hörte die Hilferufe und erkannte deutlich die Stimme Lucy's, und in demselben Augenblicke war es ihm auch klar, daß diese Hilferufe aus dem Krankenzimmer kamen.

In wenigen Sekunden hatte er die Thür des Krankenzimmers erreicht und aufgestoßen, und ein furchtbarer Anblick bot sich ihm dar. Sein Vater stand inmitten des Zimmers, mit Schaum vor dem Munde, rasend, mit weit hervorgetretenen Augen, unartikulirte Töne gleich einem wilden Thiere ausstoßend; in seiner Rechten die Reste der zerschlagenen Wasserkaraffe, bestehend aus dem Hals und einem daran hängenden Scherben, die auf seinem Nachttisch gestanden hatte, und mit diesen scharfkantigen Glasspitzen schlug er auf Lucy los, welche vor ihm kniete, deren Gesicht blutüberströmt war und die ver-

geblich mit ihren Armen die furchtbaren Hiebe abzuwehren suchte.

In dem Bruchtheil einer Sekunde hatte Emil die Situation übersehen; er warf sich dem Vater entgegen, um ihm die furchtbare Waffe zu entreißen, aber er hatte es mit einem Wahnsinnigen zu thun, der allerdings jetzt den fürchterlichen Glasscherben von sich warf, aber den Sohn faßte und mit ihm zu ringen begann.

Die Hilferufe Lucy's, die ohnmächtig und blutüberströmt am Boden lag, waren verklungen; jetzt mußte Emil um Hilfe schreien, denn er fühlte die Faust des Rasenden an seiner Kehle, er fühlte, daß seine Kräfte zu schwach seien, um sich gegen den wahnsinnig gewordenen Vater zu wehren.

Zum Glück war im Hause noch nicht Alles zur Ruhe gegangen; es nahte Hilfe, wenn auch fast zu spät. Die Wirthschafterin, die Dienstmädchen, der Kutscher, der Gärtner und ein Diener eilten herbei, konnten aber zusammen mit Emil, der fürchterlich zerkratzt, blutig geschlagen und halb erwürgt war, kaum den wahnsinnigen Mann überwältigen. Sie mußten ihn mit Betttüchern binden, und dann lag er da, schreiend gleich einem wilden Thiere. Zwei Aerzte wurden geholt, der Hausarzt, dem die Thränen in die Augen traten, als er den Justizrath sah und ihn für wahnsinnig und tobsüchtig erklären mußte; der zweite Arzt, der sich mit Lucy beschäftigte und auch die erste Hilfe für Emil leistete.

Offenbar war Lucy durch den plötzlichen Tobsuchtsanfall des Justizraths überrascht worden, der erste Schlag mit der Flasche, der diese zerschmetterte, hatte sie auf den Kopf getroffen. Sie schien eine Gehirnerschütterung erlitten zu haben, ihre Kopfhaut war verletzt, dann aber waren ihre Arme, die sie zur Abwehr und zum Schutz emporgehalten hatte, an einzelnen Stellen von Glasscherben

wie zerfleischt. Der Arzt zuckte die Achseln und erklärte, er könne vorläufig nicht sagen, inwieweit eine Gefahr für Lucy's Leben vorliege. Sein Kollege, der zur Konsultation mit herangerufen wurde, bestätigte seine Ansicht. Die beiden Aerzte verbanden auch die Verletzungen Emil's am Kopfe und an den Händen; sein wahnsinniger Vater hatte ihm mit den Nägeln fast die Pulsader der rechten Hand durchgerissen.

Gegen Mitternacht steckte der Justizrath in der Zwangsjacke und wurde in einem besonderen Wagen nach dem Irrenhause gebracht, begleitet von mehreren Krankenwärtern, und erst in den Morgenstunden kam Ruhe in das Haus.

Neben Lucy's Bett, welche regungslos, stumm und nur leise athmend in Bewußtlosigkeit lag, saß Emil. Die Wirthschafterin, welche außer sich über die Verletzungen Lucy's und das ganze Vorkommniß war, hatte nicht die Kraft, um sich der Krankenpflege zu widmen; eines der Mädchen machte die nöthigen Kühlungen auf den verwundeten Kopf Lucy's.

Innerhalb weniger Stunden hatte sich die Situation vollständig geändert. Da lag Lucy jetzt selbst krank, sie, die noch vor wenigen Augenblicken selbst Krankenpflegerin gewesen war.

In das Chaos seiner Gedanken suchte Emil Ordnung zu bringen, aber sein Kopf schmerzte ihn von der Verwundung so, die Aufregung war eine so ungeheuerliche gewesen, daß er in diesem Durcheinander von Gedanken sich kaum zurechtfand. Er wollte sich Vorwürfe machen, daß er Lucy an das Krankenbett gebracht hatte; hätte er sie nicht gerufen, so wäre sie nicht verwundet worden — aber konnte er wissen, wie schlimm es mit seinem Vater stand? Im anderen Falle hätte er ja auch nimmermehr ein Geheimniß erfahren, das ihn jetzt so sehr beseligte,

wenn er auf das bleiche, regungslose Gesicht des jungen Mädchens sah.

Nein, sie würde nicht sterben, das fühlte er selbst; was der Himmel auch Schreckliches bis jetzt über ihn verhängt hatte, diesen unsäglichen Schmerz würde er ihm nicht anthun, daß Lucy starb. Er fühlte es, wie er Lucy liebte, es war ihm, als ob diese Liebe nicht erst in den letzten Stunden in ihm erwacht und so mächtig geworden war, sondern seit Jahren in seiner Brust lebte; er wußte, daß in diesem Augenblicke die Welt nichts Theureres für ihn hatte, als dieses bleiche Mädchengesicht, daß es für ihn kein anderes Glück gab, als wenn sich die geschlossenen Augen Lucy's wieder öffneten, um ihm noch einmal jenen Blick der Liebe zuzuleuchten, den er in ihnen aufblitzen gesehen, als sie ihm gestand, Mitwisserin des Geheimnisses zu sein, als sie, überwältigt von Gefühlen, seine Hände ergriffen hatte.

Dachte er gar nicht an seinen Vater?

Die Aerzte hatten ihm, als der Wahnsinnige fortgeschafft wurde, erklärt, er solle sich auf das Schlimmste gefaßt machen, und bevor der Hausarzt ging, nahm er Emil bei Seite und sagte ihm:

„Sie kennen mich genügend, Herr Rechtsanwalt, um zu wissen, daß ich kein Prahler bin; glauben Sie ja nicht, es sei billige Weisheit, wenn ich jetzt Ihnen sage, Ihr Vater ist mir schon lange nicht mehr geistig normal vorgekommen. Ich wollte Sie nicht beunruhigen, als Sie mich an sein Krankenbett riefen, und ich bemerkte, daß ein Nervenfieber im Anzug sei; ich kann Sie aber versichern, seit Wochen und Monaten beobachte ich Ihren Vater, der ja nicht nur mein Patient, sondern auch mein Freund gewesen ist. Was ich dabei von ihm gesehen habe, war manchmal so auffallend, manche seiner Redensarten und Worte waren so merkwürdig, so zusammenhanglos,

daß in mir schon seit Langem der furchtbare Verdacht aufgestiegen ist, Ihr Herr Vater habe ein Gehirnleiden, das sich langsam, aber stetig entwickelte."

Emil sträubte sich gegen sich selbst und kämpfte mit einem Gefühl, das er Frivolität nannte, und das doch nichts als eine Erleichterung seiner gepeinigten Seele war, das Gefühl nämlich, daß von dem Augenblicke an, in dem der Arzt ihm gesagt hatte, daß der Vater schon seit Wochen und Monaten geisteskrank gewesen sei, für ihn aller Grund fortfalle, dem Vater sein Wort zu halten, das er ihm betreffs der Heirath mit Henriette Winter gegeben hatte. Dieses Opfer war überflüssig. Ein Wahnsinniger konnte nicht zur Rechenschaft gezogen werden wegen der furchtbaren Defekte, die vorlagen; selbst auf ihn, den Sohn, fiel kein Makel, man konnte ihn bedauern, aber man konnte ihn nicht verurtheilen wegen der Handlungen seines Vaters. War auch der Wahnsinn jedenfalls nichts anderes, als die Konsequenz der unehrlichen Handlungsweise des alten Justizraths, war die geistige Zerrüttung auch hervorgerufen durch Reue, Angst vor Entdeckung, Schamgefühl vor sich selbst; war vielleicht der letzte Anstoß zum Ausbruch der Tobsucht die erschütternde Scene mit dem Sohne gewesen — vor der Welt gab es jetzt eine Entschuldigung. Emil brauchte sich nicht durch eine Lüge zum Mitschuldigen seines Vaters zu machen, er brauchte nicht noch seine Ehre zu verlieren, um die Welt und seine zukünftige Gattin zu betrügen, um eine Ehe einzugehen, die ihm jetzt so abscheulich, so widerwärtig, so entsetzlich vorkam, daß er sich selbst hätte verachten mögen, weil er zu schwach gegen die Bitten des Vaters gewesen war.

Aber nur einen Blick brauchte er auf Lucy's Gesicht zu werfen, um beruhigt zu sein, um die Gefühle der Erlösung und der Befreiung von einer fürchterlichen Last zu empfinden.

Der Arzt hatte ihm gesagt, daß der Vater verloren sei, daß auf diesen Tobsuchtsanfall neue folgen und die Auflösung rasch herbeiführen würden. Wohl galt es noch schwere, schwere Stunden zu überwinden, das Herz wollte Emil brechen, wenn er daran dachte, was aus seinem Vater geworden, und doch, war für den Unglücklichen nicht die Nacht des Wahnsinns besser, als das klare Bewußtsein dessen, was er gethan hatte?

Für ihn, für Emil, brachte die Zukunft wenig Erfreuliches. Er mußte ja Alles, was ihm der Vater hinterließ, dessen Gläubigern hingeben und dann selbst die Gegend verlassen, um sich unter fremden Leuten eine neue Existenz zu gründen. Aber er war doch befreit von dem furchtbaren Druck, der in den letzten Tagen auf ihm gelastet hatte. Er hatte ein Ziel vor sich, dem er nachstreben konnte, und das war: für Lucy zu sorgen, die sein Weib werden sollte, und die gewiß mit ihm ging bis an das Ende der Welt. Nicht um seinetwillen dachte er an die Zukunft, nur um des Weibes willen, das ihm in Wirklichkeit jetzt das Theuerste auf Erden war.

8.

Vier Tage waren seit dem letzten furchtbaren Ereignisse im Hause des Justizraths verflossen; mit dem Befinden Lucy's stand es besser, sie war erwacht, und ein glückliches Lächeln hatte sich auf ihrem Gesicht gezeigt, als sie Emil zufällig erblickte. Er beugte sich über sie und küßte sie, und er fühlte, wie sie seine Küsse erwiederte.

Kein Wort war zwischen ihnen gesprochen worden, und doch schienen Beide zu fühlen, daß sie zu einander gehörten, daß sie unlöslich miteinander verbunden seien. Eine Unterhaltung konnte nicht stattfinden, da die Aerzte für Lucy Ruhe dringend empfohlen hatten. Emil mußte sogar aus

ihrer Nähe fort, damit sie sich nicht aufrege, und Lucy verfiel in tiefen Schlaf, der ihr in einigen Tagen Genesung bringen sollte.

Wenn aber noch ein Zweifel in dem Herzen Emil's gewesen wäre, wenn er noch geschwankt hätte über das, was er zu thun habe, so wäre die Entscheidung in dem Augenblicke gefallen, in dem er den bräutlichen Kuß auf Lucy's Lippen drückte, in dem ihr Gegenkuß ihn gewissermaßen begeisterte und für Alles stählte, was ihm Schlimmes noch bevorstand.

Der plötzliche Wahnsinn des Justizraths hatte in der ganzen Stadt ungeheures Aufsehen erregt. Die Interessen von Behörden, von Privatleuten und Gesellschaften, die der Justizrath vertreten hatte, standen auf dem Spiele, es war dringend nothwendig, daß Emil das Geschäft des Vaters übernahm, und dazu war es nöthig, ein Inventarium aufzunehmen. Bei dieser Aufnahme mußte nothwendig der riesige Defekt zu Tage treten, aber es blieb keine andere Wahl. Emil schrieb an zwei Notare in der Stadt, Freunde seines Vaters, angesehene Leute, die ihm als Zeugen bei der Aufnahme des Inventariums und bei der Sichtung der Akten dienen sollten. War er auch der Sohn des Justizraths, so hatte doch die lange Entfernung von Hause veranlaßt, daß er mit den Geschäften nicht vertraut war, sondern sie wie ein Fremder übernehmen mußte.

Der Morgen war gekommen, der die Entscheidung der Welt gegenüber bringen mußte. In dem Arbeitszimmer seines Vaters stand Emil am Fenster in früher Morgenstunde und blickte hinaus. Er erinnerte sich der schrecklichen Stunden, die er hier vor einer Reihe von Tagen erlebt hatte. Lucy war damals, ohne daß er es ahnte, in demselben Zimmer, und heute umschwebte ihn die Erinnerung an das geliebte Mädchen wie ein Schutzgeist. Hier hatte er die ersten furchtbaren Seelenkämpfe durchgemacht,

die nach der Rückkehr in das Vaterhaus ihm vorbehalten waren; hier bestand er heute den letzten Kampf, denn heute entschied sich sein Schicksal, das seines Vaters, das ihres geachteten Namens.

In zwei Stunden vielleicht kamen die eingeladenen Notare, und dann wurde der kolossale Unterschleif seines Vaters entdeckt. Emil wußte, was kam, und doch mußte er thun, als wisse er von nichts. Er mußte den Augenblick abpassen, um selbst Erschrecken und Ueberraschung zu zeigen, wenn man die furchtbaren Defekte endlich auffand. Er war für diesen letzten Kampf gewappnet; merkwürdig, die Liebe zu Lucy und die Erinnerung an die Geliebte stärkten ihn so außerordentlich, er kam sich geistig so frisch vor, als hätte er die furchtbaren Seelenqualen der letzten Wochen gar nicht durchgemacht. Dennoch aber, wenn er an den Augenblick dachte, in dem die Entscheidung über Vermögen, Zukunft, Namen und gesellschaftliche Stellung auch für ihn fiel, überkam ihn etwas wie ein Zittern.

Gern wäre er an das Krankenbett Lucy's geeilt, um sich dort an ihrem Anblick Kraft zu holen, aber es war noch zu früh. Er setzte sich am Schreibtisch des Vaters nieder und untersuchte die Papiere, die in den verschiedenen Schubladen aufgehäuft waren. Er überzeugte sich davon, daß die Schlüssel, die der Vater stets bei sich geführt hatte und die sich in den abgelegten Sachen des Kranken vorgefunden hatten, sämmtlich vorhanden waren, denn er brauchte sie, um im Bureau die verschiedenen Kasten und Behälter, den Geldschrank und den großen Dokumententresor zu öffnen.

Er ging noch einmal durch das Haus, als wolle er von ihm Abschied nehmen. Einige Stunden später war er in diesem Hause nur noch für wenige Tage ein Geduldeter, er mußte für Lucy und sich irgend ein Unterkommen suchen, denn das Haus gehörte dann den Gläu-

bigern, die das Andenken des wahnsinnigen Justizraths wahrscheinlich verfluchten. Er kam an dem Zimmer vorüber, in dem Lucy unter der Pflege eines Mädchens und einer Diakonissin lag; er klopfte leise an und erfuhr, daß Lucy zu sprechen sei.

Sie erröthete, als sie ihn erblickte, und streckte ihm beide Hände entgegen.

Emil küßte die Hände, beugte sich tief zu Lucy herab und flüsterte ihr zu: „Wie fühlt sich mein Bräutchen?"

Er erschrak fast über die Röthe, die in Lucy's Gesicht schlug; er sah die Thränen aus ihren Augen stürzen, und seine Küsse erstickten ihr Schluchzen.

Die Diakonissin stand auf und sagte freundlich: „Regen Sie das Fräulein nicht auf, ich fürchte, es schadet ihr."

Ihr Drängen war so liebenswürdig, aber doch so energisch, daß Emil das Zimmer verlassen mußte. Als er allein auf dem Korridor war, wischte er sich noch einmal die Thränen aus den Augen; es waren die letzten Thränen, die er weinte, jetzt kannte er keine Schwäche mehr, er war bereit, Alles auf sich zu nehmen, was der heutige Tag brachte, und wäre es das Schrecklichste.

Pünktlich zur angegebenen Zeit erschienen die beiden Notare; nach der Begrüßung und den unvermeidlichen Fragen nach dem Befinden des Justizraths, nachdem die beiden Männer ihr Bedauern darüber ausgesprochen hatten, daß das hochgeehrte Haus von solchem Unglück betroffen worden sei, ging man an das Geschäft.

Der alte Bureauvorsteher wurde gerufen und erschien diensteifrig und die Hände reibend, ein kleines Männchen, ein grauköpfiges Original, das seit Jahrzehnten das Faktotum des Justizraths in seiner Kanzlei und bei allen seinen Geschäften gewesen war. Man fragte ihn, ob er Auskunft geben könne, und das alte Männchen nickte eifrig

mit dem Kopfe und sagte, er sei über Alles orientirt, und man würde Alles in Ordnung finden.

Er führte die Notare zusammen mit Emil hinüber nach den Kanzleiräumen, zeigte ihnen die vorhandenen Akten, legte ihnen ein sehr übersichtliches und genaues Verzeichniß aller schwebenden Angelegenheiten vor, bei denen der Justizrath betheiligt war, und erklärte endlich:

„Damit schließt meine Kenntniß, wenigstens der Zutritt zu den Dingen; in diesem Tresorschrank befinden sich die Dokumente, in diesem Geldschrank, soviel ich weiß, das Privatvermögen des Herrn Justizraths, dann aber auch die Depotscheine von den Banken, bei denen die Guthaben der verschiedenen Klienten untergebracht sind; auch die Scheine, die sich auf die Vermögensverwaltung jener Klienten beziehen, müssen in jenem Schranke sein. Die Schlüssel hat gewiß der Herr Rechtsanwalt!"

„Gewiß," sagte Emil tonlos, „ich habe sie in den Kleidern meines Vaters gefunden."

„Es sind die richtigen Schlüssel!" erklärte der Bureauvorsteher.

„Wir wollen erst den Geldschrank öffnen," meinte einer der Notare. „Ich bitte Sie, Herr Vorsteher, als Zeuge bei der Eröffnung zugegen zu sein. Wollen Sie, Herr Rechtsanwalt, selbst die Oeffnung des Geldschrankes vornehmen!"

Mit zitternder Hand steckte Emil den Schlüssel in das Schlüsselloch und drehte ihn herum, es öffneten sich mit einem knackenden Geräusch die anderen Schlüssellöcher des Schrankes, zu denen die eigentlichen Oeffnungsschlüssel vorhanden waren.

„In der inneren, nochmals verschlossenen Abtheilung," erklärte der Bureauvorsteher, „pflegte, so viel ich weiß, der Herr Justizrath die Depotscheine der Klienten zu bewahren; dort müssen sich auch die den Klienten gehörigen Aktien, Coupons, Gelder und Abrechnungen befinden."

Mit zitternden Fingern ſuchte Emil den Schlüſſel, der die Doppelthür des inneren Eiſenbehälters öffnete; die Thür ſprang auf, und drei mächtige Portefeuilles wurden ſichtbar. Emil zog ſie heraus und überreichte ſie den Notaren, die ſie auf den nächſten Tiſch legten und zu öffnen begannen.

Auch Emil war an den Tiſch getreten, weil er einen Halt brauchte, da doch wieder die furchtbare Schwäche, die entſetzliche Erwartung, in der er ſchon ſeit vielen Stunden ſchwebte, ihn mit Schrecken und Entſetzen erfüllten und ihm faſt das klare Denken unmöglich machten.

„Das erſte Aktenſtück," erklärte einer der Notare laut, „bezieht ſich auf die Vermögensangelegenheiten der Frau Winter und ihrer Tochter. — Hier," fuhr er fort, „eine Abrechnung, hier eine Anzahl von Aktien, hier Coupons, hier die Depotſcheine der Banken."

Der andere Notar hatte ſich am Tiſch niedergeſetzt, ſchrieb raſch die Zahlen, die ihm ſein Kollege nannte, untereinander und ſummirte ſie.

„Sechshunderttauſend Mark," ſagte der Notar, „ſind nach der Spezifikation im Porteſeuille an Depotſcheinen, Werthpapieren und barem Geld vorhanden."

„Die Summe ſtimmt," erklärte der andere Notar. „Gehen wir zum nächſten Porteſeuille."

War das ebenfalls der Wahnſinn, der bei Emil auszubrechen drohte? Die Depotſcheine und die Gelder waren vorhanden? Er fühlte ſeine Kniee beben. Und gerade das Vermögen der Frau Winter war vollſtändig intakt!

Die Notare hatten das zweite Porteſeuille geöffnet, und da in jedem Porteſeuille ſich außerordentlich genaue Spezifikationen und Nachweiſungen befanden, hatten ſie binnen zehn Minuten konſtatirt, daß in den beiden Porteſeuilles die Summen und Depotſcheine vorhanden waren, die darin enthalten ſein ſollten.

Emil taſtete mit der Hand nach einem Stuhl und ließ ſich auf dieſem nieder; er war leichenblaß. Die Notare aber und der Bureauvorſteher, die an der Arbeit waren, beachteten ſeinen Zuſtand kaum. Sie waren Geſchäftsleute in dieſem Augenblicke und nichts anderes.

„Wollen Sie uns die nächſte Mappe geben," ſagte einer der Notare, und Emil wendete ſich in halber Bewußtloſigkeit nach dem Schrank und zog eine mächtige Mappe, gefüllt mit Papieren, hervor.

„Privatangelegenheiten ſteht hier auf der Mappe," ſagte der Notar. „Wünſchen Sie trotzdem, Herr Rechtsanwalt, daß wir das Inventarium aufnehmen und das, was vorhanden iſt, feſtſtellen?"

Emil nickte mit dem Kopf, denn er hatte die Sprache faſt verloren. Er hörte noch, wie konſtatirt wurde, daß in einer beſonderen Abtheilung dieſer Mappe die Abrechnung über ſein Vermögen und die vollſtändige Nachweiſung deſſelben in Papieren und barem Gelde vorhanden war; er hörte noch, wie konſtatirt wurde, daß an allen anvertrauten Geldern auch nicht ein Pfennig fehlte, dann ſank er plötzlich lautlos vom Stuhl. Die Ueberraſchung war für ihn zu übermächtig, eine Ohnmacht hatte ihn befallen.

— — — — — — — — — — — —

Ein Jahr iſt ſeit dieſer Zeit verfloſſen. Im Hauſe des Juſtizraths haben ſich wichtige Veränderungen vollzogen, es herrſcht außerordentliche Ruhe hier. Es macht dies, daß vor einem halben Jahre erſt im Irrenhauſe der nicht mehr zum Bewußtſein gekommene hochgeachtete Juſtizrath geſtorben iſt. Sein Sohn und Lucy haben zwar ein halbes Jahr nach ſeinem Tode ihre eheliche Verbindung geſchloſſen, aber ſie halten die Trauer und ziehen ſich vorläufig von aller Geſellſchaft und allen Vergnügungen zurück. Vielleicht iſt es den beiden glücklichen

Menſchen angenehm, ſich von der Welt abſchließen zu dürfen, vielleicht iſt es ihnen Bedürfniß, ſich allmälig von den furchtbaren Schlägen zu erholen, die das Schickſal ihnen zu Theil werden ließ; vielleicht genügen ſie ſich gegenſeitig in ihrem Glück.

Wieder iſt ein Morgen angebrochen, und im Arbeitszimmer des verſtorbenen Juſtizraths, jetzt dem Arbeitsraum ſeines Sohnes und Nachfolgers, ſteht Emil am Fenſter, aber nicht allein, an ſeine Bruſt gelehnt ſteht Lucy.

„Heute iſt es ein Jahr," ſagte Emil, „daß ich hier ſtand, verzweifelt, nachdem mir der Vater hier in der Nacht eine Schuld bekannt, die er nie begangen hatte. Der Verfolgungswahnſinn, der ſich bei ihm ausbildete, hatte die fixe Idee der Unterſchlagung in ihm entſtehen laſſen, während ſich Alles in beſter Ordnung befand. Jetzt kommt der Jahrestag aller der Tage der Aufregung, die wir zuſammen im vorigen Jahre durchlebten, mein geliebtes Weib; aber beſonders feiern will ich den Tag, an dem ich entdeckte, daß die Angaben meines Vaters über die Unterſchlagungen, die er angeblich begangen hatte, nichts als fixe Idee, als Ausgeburt ſeines ſeit langer Zeit kranken Gehirns waren."

„Was haſt Du gelitten!" ſagte Lucy liebevoll; „und warum hat Dir der Himmel eine ſolch' fürchterliche Prüfung geſchickt?"

„Ich weiß es nicht," ſagte Emil und küßte ſeine Gattin, „ich weiß nur, daß in dieſem Erdenleben kein Menſch ohne Unglück und Leid ſein kann. Danken wir dem Geſchick, daß dieſer entſetzlichen Zeit eine neue, ſchönere folgte, in der wir vergeſſen können, was geweſen, und dem Glücke leben, das uns aus der Nacht des Schmerzes und der Verzweiflung erblüht iſt."

„Und biſt Du denn nun wirklich glücklich," fragte ſie

mit feuchten Augen, „wirſt Du es nie bereuen, mich armes, unbedeutendes Mädchen zur Frau genommen zu haben?“

„O ihr Weiber!“ lächelte er, „im Unglück ſo heldenſtark, und im Glück ſo kleinmüthig! Was wären wir ohne euch und eure Liebe!“

Der Student von Helmſtädt.

Hiſtoriſche Erzählung.

Von

B. Emil König.

(Nachdruck verboten.)

Die uralte braunſchweigiſche Kreisſtadt Helmſtädt hat eine intereſſante Geſchichte. Sie gehörte ſeit dem Jahre 1349 dem Hanſabunde an und wurde 1570 Landesuniverſität. Wenn ſich auch die Juriſtenfakultät dieſer durch die franzöſiſch-weſtfäliſche Regierung im Jahre 1810 aufgelöſten Hochſchule zur Blüthezeit der Hexenprozeſſe nicht eben durch verſtändige und humane Erkenntniſſe auszeichnete, ſo pflegte die theologiſche doch zu Ende des 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Geiſt milder Duldſamkeit. Dieſem Geiſte der Toleranz dankte ſie es denn auch, daß ſich viele Studenten der Theologie von Nah und Fern nach Helmſtädt wandten. Auch ein junger Holſteiner, der Student Harras, war dahin gekommen, ſich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Er war ein auffallend ſchöner junger Mann von hoher, ſtattlicher Geſtalt, mit blonden Locken, blauen Augen und einem

frischen, rosig angehauchten Antlitz — kurz, ein echter germanischer Recke. Dabei war er in seinem Wesen gegen Jedermann freundlich, bescheiden und gefällig und führte einen musterhaften Lebenswandel.

Allerdings konnte es nicht fehlen, daß ihm anfangs mancher der Mitstudirenden gram, wohl auch eifersüchtig auf ihn war, und daß Raufbolde Händel mit ihm suchten. Seitdem er aber einem der berüchtigtsten Händelsucher im Zweikampf gründlich heimgeleuchtet, und man sich überzeugt hatte, daß er die Klinge vortrefflich zu führen verstand, so ließ man den nordischen Recken mit Herausforderungen unbehelligt.

Harras besaß ein klangvolles Organ und war ein Meister des Wortes, dabei predigte er gern; kein Wunder daher, wenn sich hier und da die Geistlichen von dem stets dazu bereiten, zuvorkommenden Theologen vertreten ließen, was immer einen besonders starken Kirchenbesuch zur Folge hatte; denn Männer und Frauen erbauten sich an Harras' geistreicher Rede, die durch die Persönlichkeit des Redners und seine sonore Stimme noch eindringlicher wirkte, dabei aber für Jedermann verständlich war, und die junge Frauenwelt mochte wohl beim Anblick des jungen Predigers auch weltliche Wünsche nicht ganz unterdrücken können. Allein für den starken Harras schienen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts kaum vorhanden zu sein. Seitdem er den Pfarrer in dem benachbarten preußischen Dorfe Harbke einige Male vertreten hatte und dessen Tischgast gewesen war, sah er nur noch auf dessen Tochter Anna. An sie dachte er bei Tag und Nacht, für sie lebte er, und sie gedachte er dermaleinst heimzuführen.

An einem Sonntagmorgen des Jahres 1734 schritt der junge Theologe nach beendetem Gottesdienste an der Seite seines vertrauten Freundes Klaus über den Marktplatz dahin. Die Helmstädter Bürger liebten es dazumal, an

Sonn- und Festtagen nach dem Frühgottesdienst bis zum Mittagsmahle auf dem Marktplatze zu lustwandeln, und heute wurde auch unser schmucker Holsteiner wider seine Gewohnheit vom Strome der Spaziergänger mit fortgezogen. Er traf eine Anzahl Kommilitonen, bei denen er stehen blieb und einige Worte wechselte, als zwei preußische Offiziere an ihnen vorüberschritten und die Blicke der Musensöhne auf sich lenkten. Das Heer des preußischen Soldatenkönigs, insbesondere dessen Riesengarde, seine „lieben blauen Kinder", genoß eines europäischen Rufes, Friedrich Wilhelm's I. Werber dagegen waren überall verhaßt und gefürchtet, der Schrecken aller Stände in den verschiedenen Staaten und Staatchen; denn diese Menschenfänger warfen ihre Netze nach allen gesunden, kräftigen und besonders hochgewachsenen Jünglingen aus und suchten sich durch List und Ueberredung, durch Gewalt und — wenn es sein mußte — durch Raub ihrer zu bemächtigen. Der sonst so sparsame und verständige Preußenkönig setzte seinen Stolz darin, in seinem Kriegsheer die längsten Männer der Welt zu haben. Diese Liebhaberei zu befriedigen scheute er kein Geldopfer, und zudem meinte er, es könne für einen jungen Mann, weß Standes und Bildungsgrades er auch sei, keine größere Ehre geben, als unter seine „lieben blauen Kinder" eingereiht zu werden, denen er seine ganze, oft geradezu rührende, dabei aber allerdings immer rauhe Fürsorge widmete.

„Mag man über das preußische Werbesystem sagen, was man will," bemerkte Klaus, der Brandenburger war, indem er auf die beiden Offiziere wies, „meines Königs Soldaten sind und bleiben doch die strammsten und besten der ganzen Welt. Anderwärts werden die Soldaten ja ebenfalls angeworben, woher sollte man sie denn sonst auch nehmen? Aber die strenge und richtige Schule der Preußen ist bisher noch von keinem anderen Staate erreicht worden!"

„Möglich, aber ich möchte um keinen Preis Soldat sein," entgegnete Harras.

„Auch nicht Offizier?"

„Auch dieses nicht!" versetzte der Holsteiner bestimmt. „Ich liebe den Frieden und verabscheue den Krieg."

„Aber, lieber Freund, gerade um des Friedens willen ist doch das Militär vorhanden. Was sollte wohl aus Preußen, ja aus dem deutschen Reiche werden, wenn nicht ein kriegsgeübtes Heer immerdar gegen äußere Feinde bereit wäre? Die Welt ist doch nun einmal so beschaffen, daß nur die Gewalt den Frieden aufrecht zu erhalten vermag."

„Leider ja. Ich aber bin Theologe, ich habe mich mit ganzem Herzen einer Lehre gewidmet, die den Menschen Friedfertigkeit und Duldung predigt, und daher stände es mir übel an, wollte ich dem Waffenhandwerk das Wort reden."

Während dieses Gespräches hatten die beiden Offiziere das Ende des Marktplatzes erreicht, wo sie wieder umkehrten.

„Auf Ehre!" sagte der Aeltere zu dem Jüngeren, „eine ganz außerordentlich imposante Erscheinung, dieser Bruder Studio! Wenn den der König sähe! Ich bin überzeugt, wir könnten Majestät keine größere Freude bereiten, als wenn wir dieses Prachtexemplar von einem Kerl für seine Potsdamer Grenadiere anwerben würden!"

„Es kommt auf einen Versuch an, Herr Oberst!" versetzte der jüngere Offizier.

Im Weiterschreiten ließen Beide Harras nicht aus den Augen, und als sie vorüber waren, brummte der Oberst: „Bei meiner Seele! Gut sechseinhalb Fuß!"

„Und die Figur erst, Herr Oberst," fügte der Adjutant hinzu. „Der Kerl muß bärenstark sein. In der That, es wäre der Mühe werth!" —

Im Gasthofe angelangt, von welchem aus man den Marktplatz überschauen konnte, winkte der Oberst einen Kellner herbei, wies auf Harras und fragte: „Sag' Er

mir einmal, Marqueur, wie nennt sich denn der baumlange Bruder Studio dort?"

„Das ist der Harras, Euer Gnaden, Herr Oberst, der schöne Harras, wie er hier allgemein, besonders von den Demoiselles genannt wird," versetzte der dienstbare Geist mit vielen Bücklingen.

„Schön! Weiß Er auch, wo der junge Mann wohnt?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden, Herr Oberst!"

„Dann führ' Er doch einmal nach der Tafel meinen Bedienten zu diesem Monsieur Harras und bestelle er ihn Punkt fünf Uhr hierher auf mein Zimmer!"

Der Kellner machte mit verdutztem Gesicht seinen Kratzfuß und sagte: „Zu Befehl, Euer Gnaden, Herr Oberst!"

— — — — — — — — — — — — —

Es war am Nachmittag desselben Tages. In seinem Stübchen saß Harras mit seinem Klaus bei einer Pfeife Tabak und plauderte mit ihm über Dieses und Jenes.

Harras schilderte seinem Genossen mit Wärme die Vorzüge des geistlichen Berufes, während der gute Klaus bedauerte, daß ihm aus verschiedenen Ursachen die Offizierlaufbahn in seinem Vaterland verschlossen sei. Harras vermochte des Freundes Vorliebe für den Soldatenstand aber ebensowenig zu fassen, wie Klaus diejenige für die Theologie.

Da pochte Jemand an die Thür. Klaus öffnete, und herein trat ein blau uniformirter Bursche, ging ein paar Schritte vorwärts und machte militärisch salutirend Halt.

„Mit Verlaub, ihr Herren," begann er, „ich bin doch recht beim Studiosus Harras?"

„Der bin ich!" gab der Theologe, sich erhebend, zurück. „Wer ist Er, und was will Er von mir?"

„Ich bin der Diener des Herrn Obersten Grafen v. Itzenplitz und komme auf dessen Befehl, den Studiosus

Harras zu erſuchen, Punkt fünf Uhr in ſeinem Gaſthof, Zimmer Numero eins zu erſcheinen."

„So?" entgegnete Harras, den Bedienten vom Kopf bis zu den Zehen muſternd. „Alſo Er ſoll mich erſuchen, zu Seinem Oberſten zu kommen? In der That, nicht übel! Indeſſen mag Sein Herr Graf Ihm zu befehlen haben, bei mir iſt das glücklicherweiſe nicht der Fall. Sage Er deshalb Seinem Oberſten, wenn er etwas mit mir zu ſprechen habe, ſo möge er ſich freundlichſt zu mir bemühen."

Der Diener ſtutzte ob ſolcher Reſpektwidrigkeit, ſagte aber jetzt in einem anderen Tone: „Der Herr Oberſt ließen um eine Unterredung bitten; nur auf ein halbes Stündchen."

„Ei, ſieh einmal, das klingt ja ſchon ganz anders!" rief Harras lachend. „Nun, da führe Er Seinen Herrn Grafen nur hierher, der Beſuch deſſelben ſoll mir jederzeit willkommen ſein. — So, nun kann Er gehen!"

Der Burſche machte Kehrt und entfernte ſich.

„Aber, liebſter Harras!" ſagte Klaus faſt vorwurfsvoll, „wer wird denn gegen einen hohen preußiſchen Offizier gleich ſo kurz auftreten!"

„Stehe ich denn unter ſeinem Befehl?" fragte der Theologe.

„Wenn das auch nicht," entgegnete Klaus, „ſo ließ er Dich doch um Deinen Beſuch bitten, und einer ſolchen Bitte zu folgen, würde ſich ſelbſt der Rektor zur Ehre ſchätzen!"

„Mag er das, ich nicht," verſetzte der ſelbſtbewußte Holſteiner beſtimmt, und nun begann er, Klaus ſeine Anſchauungen über wahre Ehre und Manneswürde auseinander zu ſetzen.

Während er noch mit Feuereifer ſprach, da nahten klirrende Schritte dem Zimmer, es klopfte, und als Harras die Thür öffnete, ſtanden die beiden preußiſchen Offiziere vor ihm. Beide grüßten mit militäriſchem Anſtand, und der ältere ſagte, ſich vorſtellend: „Oberſt Graf v. Itzen-

plitz.“ Und auf ſeinen Begleiter deutend: „Lieutenant v. Springe, mein Adjutant!“

„Harras, Studioſus der Theologie!“ entgegnete Harras, ſich verneigend. „Ich bitte die Herren, einzutreten und Platz zu nehmen!“

Beide traten in die Stube, und der Graf ſetzte ſich, während der Adjutant hinter ſeinem Stuhl ſtehen blieb.

„Womit kann ich dem Herrn Oberſten dienen?“ fragte Harras verbindlich.

„Ich liebe es,“ begann der Graf, „wie mein erhabener König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, ohne alle Umſchweife ſtets geradeaus auf das Ziel loszugehen. Deshalb geſtatte ich mir die Frage: Iſt der Monſieur Harras Preuße?“

„Nein, Holſteiner!“ war die kurze Antwort.

„Schade — ſchade!“ bedauerte der Oberſt. „Und bei einer ſolchen Figur, bei ſechseinhalb Fuß Körperlänge ein Theologe? Nein, guter Freund, ein Herkules wie Er iſt zu etwas Beſſerem geſchaffen, Er iſt geboren zum Soldaten Seiner Majeſtät Friedrich Wilhelm's von Preußen. Daneben kann Er immerhin auch noch ſeinem Herrgott dienen; das thut mein allergnädigſter Monarch auch. Er liebt ſeine lieben blauen Kinder, wie das Auge im Kopfe, zumal wenn ſie gottesfürchtige und ſtramme, hohe und ſchmucke Leute ſind; das Uebrige wird ihnen ſchon beigebracht. Und Ihm, Monſieur, ſoll es in Seiner Majeſtät Kriegsdienſten gewiß auch nicht fehlen, dafür bürge ich.“

„Ich bedaure, dem Herrn Oberſten erklären zu müſſen,“ verſetzte der Student mit ruhiger Beſtimmtheit, „daß ich volle Befriedigung in dem von mir gewählten Berufe finde. Mein Sinn ſteht nicht nach irdiſchem Glanz; ich will ein treuer Diener und Verkündiger des Evangeliums

und dermaleinſt in meinem Pfarrſprengel meiner Heerde ein braver Hirt werden!"

„Sehr beſcheiden, in der That," verſetzte der Oberſt. „Indeß der Herr Gottesgelahrte kennt die Welt noch nicht genug, die Zeit wird kommen, wo Er ſeiner jetzigen Einfalt lacht, und Er wird mir's dann danken, daß ich Ihn auf den richtigen Weg geleitet habe, der Ihn zu Glanz und Ehren führt. Zum preußiſchen Offizier iſt Er beſtimmt und nicht zum Paſtor, baſta!"

Der treuherzige Oberſt hatte ſich förmlich in die Hitze geredet.

Deſſenungeachtet blieb Harras bei ſeiner Ablehnung und erklärte gelaſſen: „Das mögen die Ideale eines preußiſchen Soldaten ſein; es ſind aber nicht die meinen. Ich will ein Diener des Friedens und nicht des Krieges ſein. Ich muß deshalb nochmals mein Bedauern ausdrücken, des Herrn Oberſten Rath nicht befolgen zu können."

Der Graf ſchüttelte den Kopf; er begriff nicht, daß es Menſchen geben könne, welche die in Ausſicht geſtellten Herrlichkeiten rundweg verſchmähten. „Ich kann mir denken," ſagte er dann aufrichtig, „der Monſieur fürchtet, ich werde Ihn einfach unter des Königs Grenadiere nach Potsdam ſtecken, und die haben's bei Leibe gewiß nicht ſchlecht; aber nein, ich habe Höheres mit Ihm vor, weil Er mir ausnehmend gefällt. Ich weiß gar wohl, welcher Platz Ihm, als einem Studirten, in der Armee gebührt. Er muß Offizier werden. Und wenn Er aus guter Familie iſt, ſo wird Er auch bald zum Fähnrich avanciren, dafür ſtehe ich Ihm gut. Dann liegt eine ehrenvolle Laufbahn vor Ihm. In wenigen Jahren kann Er bei Seinen Kenntniſſen und Seinen körperlichen Gaben eine Kompagnie führen, während Er auf Seiner Theologenlaufbahn vielleicht noch in zehn Jahren ein brodloſer Hungerkandidat

ist oder höchstens auf einem pommer'schen Schlosse als Informator wilde Rangen dressirt!"

Harras schüttelte den Kopf. „Ich verkenne die Theilnahme und das Interesse des Herrn Obersten an meiner schlichten Person keineswegs," versetzte er, „allein ich muß bei meiner bestimmten Erklärung verharren. Keine Macht der Erde wird mich dem geistlichen Berufe entfremden, und könnte ich durch Aufgabe desselben General werden. — Das ist mein letztes Wort!"

„Seltsam!" brummte der Oberst, sich erhebend. Dann maß er noch einmal die herrliche Gestalt des jungen Mannes mit wohlgefälligen und dabei bedauernden Blicken und sagte im Tone der Ueberzeugung: „Er wird es bereuen, Freund! Indeß, noch gebe ich die Hoffnung nicht auf; Er wird mehr von mir hören. Adieu!"

Der Student geleitete die Herren höflich die Treppe hinab bis zur Hausthür und blickte ihnen gedankenvoll nach. Dann kehrte er in seine Stube zurück.

Sein Freund Klaus empfing ihn mit sorgenvollem Gesichte. „Lieber Harras," sagte er, „ich bin von dieser Sache gar nicht erbaut. Dieser Oberst Itzenplitz wird mit seinen Kameraden oder gar mit dem Könige über Dich sprechen, und ehe Du es Dir versiehst, sind Dir die Werber auf der Fährte. Darum nimm Dich fortan in Acht, und vor Allem — überschreite nie die preußische Grenze."

Das meinten auch die Professoren. Alle riethen Harras, das angrenzende preußische Gebiet sorgfältig zu meiden, da er dort Gefahr laufe, von den Werbern aufgehoben und fortgeschleppt zu werden.

Harras folgte der Warnung, so sehr ihn auch sein Herz hinüber nach dem traulichen Pfarrhause zu Harbke zog, und traurig schaute er oft den Kömmilitonen nach, wenn sie mit fröhlichem Gesange nach dem Harbke'schen Wirthshaus zogen. —

So vergingen einige Monate. Harras lebte ſtill und eingezogen ſeinen Studien und dachte der ſo nahen und ihm doch ſo unerreichbar fernen Geliebten in Trauer und in Sehnſucht. Deſto öfter aber beſuchte Klaus das preußiſche Dorf und deſſen Pfarrherrn, und berichtete dann dem Freunde getreulich über das Befinden Anna's.

So kam der Herbſt des Jahres 1734 heran, und die Beſorgniß vor den Nachſtellungen der preußiſchen Werber begann mehr und mehr zu ſchwinden. Da brachte ihm Klaus eines Tages ein Briefchen des Pfarrers aus Harbke mit, in welchem dieſer den angehenden Amtsbruder dringend bat, doch künftigen Sonntag an ſeiner Stelle den Gottesdienſt abzuhalten, weil er eine unaufſchiebbare Reiſe unternehmen müſſe.

Klaus warnte Harras zwar, die Bitte zu erfüllen, allein die Sehnſucht nach der Geliebten gab den Ausſchlag und entſchloſſen ſagte er zu, am künftigen Sonntag die Vertretung zu übernehmen. Wahrſcheinlich drohte ihm keine Gefahr mehr; und wenn auch — würden es die Werber wagen, ihn in geiſtlicher Amtstracht wegzuſchleppen? Er glaubte das nicht.

Der Sonntag erſchien. Freundlich lächelte die Morgenſonne durch die Scheiben ſeines Zimmers, als ſich der junge Theologe in die Amtstracht eines Geiſtlichen warf, darunter unwillkürlich den Degen, wie ihn zu damaliger Zeit noch Studenten und Bürger zu tragen pflegten, umſchnallte, und ſich getroſten Muthes auf den Weg nach Harbke machte.

Ernſt und würdig ſchritt er dahin, ernſt war auch ſeine Stimmung und ſeine Gedanken. Zu wiederholten Malen legte er ſich ſeine Predigt, Textworte, Thema und Ausführung zurecht. Und mitten darin tauchte immer ein liebliches Bild vor ſeiner Seele auf. Er ſah ſich im Geiſte ſchon droben auf der Kanzel und Anna

gegenüber im Kirchstuhl, wie sie andächtig seiner Rede lauschte.

In solchen Gedanken verloren, war er etwa eine halbe Stunde dahin gewandert und hatte es gar nicht beachtet, daß er das Gehölz, den Gläsing, und somit den so gefährlichen preußischen Boden betreten hatte. Mit der Zuversicht eines guten Gewissens schritt er dahin.

Da wurde er plötzlich mit einem kräftigen „guten Morgen" begrüßt. Er schaute auf und erblickte drei preußische Dragoner vor sich. Anscheinend ohne Arg gesellten sie sich zu ihm, und es war ihm nicht recht klar, ob sie seiner im Gehölz geharrt hatten, oder zufällig auf ihrem Wege auf ihn gestoßen waren. Genug, sie waren da, und anständiger Weise konnte er ihre Begleitung nicht zurückweisen; er würde dadurch auch nur Furcht verrathen haben.

Einer der Dragoner, ein Wachtmeister, ein untersetzter, schnauzbärtiger Mann, knüpfte sofort ein Gespräch mit ihm an.

„Wie ich sehe, ist der Monsieur ein geistlicher Herr!" redete er ihn an.

„Will es wenigstens werden, vorläufig noch Student!" entgegnete der junge Theologe.

„Das begreife ich nicht," sagte der Kriegsmann mit Kopfschütteln, „solch' eine Statur und geistlich, als ob man dazu nicht Krumme und Lahme gebrauchen könnte!"

„Mäßige Er sich, guter Freund!" rief der Theologe unwillig.

„Um Vergebung!" entschuldigte sich der Wachtmeister. „Allein der Herr Zukunftspastor kann es einem alten Soldaten nicht übel nehmen, wenn sein Auge immer zuerst sieht, was in des Königs Rock paßt, für die Kanzel sucht Unsereins bei Leibe keine Rekruten!"

Dem schönen Harras wollte die Gesellschaft und Aus-

druckſweiſe des Dragoners nicht recht behagen, allein als ein Mann des Friedens und der Duldung mußte er ihn ſchon nehmen, wie er war; er wußte ja, daß auf den Exerzierplätzen des preußiſchen Soldatenkönigs und des „alten Deſſauers“ kein beſonders feiner Ton herrſchte. Immerhin enthielt ſich der Kriegsknecht wenigſtens des Fluchens, und das machte ihn einigermaßen erträglich.

„Noch einmal, Ehrwürden!“ begann der Wachtmeiſter wieder, „Ihr könntet wahrhaftig ein beſſeres Loos haben, wenn Ihr die Kutte und die Bäffchen mit des Königs Rock vertauſchtet. Das iſt ein ganz anderes Leben; man muß nur ſein bischen Dienſt thun, hübſch propper ſein und das Maul halten lernen. Kann man das, ſo gibt es kein luſtigeres und ſorgloſeres Daſein, als das unſere iſt. Ich ſage Euch: Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!“

Harras blickte den Sprechenden ſtrafend an und ſagte: „Er vergißt, Wachtmeiſter, daß ich mich auf dem Wege zur Kirche befinde und mich daher ſolche Worte um ſo mehr verletzen. Solche ungeziemende Rede ſteht Ihm mir gegenüber nicht zu, das merke Er ſich.“

Der Wachtmeiſter ließ ſich durch den Vorwurf aber nicht im Mindeſten beirren, ſondern erwiederte dreiſt: „Tragt nur erſt des Königs Uniform, dann pfeift Ihr auch aus einem anderen Loche und lacht der Zeit, als Ihr den Brummſchädeln der Harbker Bauern mores lehren wolltet. Ein ſchmucker Kerl von ſechseinhalb Fuß, wie Ihr, bringt es möglicherweiſe gar nach Jahren zum Lieutenant, und ein Lieutenant nimmt ſich denn doch ganz anders aus, wie ein Kuttenträger; das iſt wie Tag und Nacht!“

„Er wird ungezogen!“ ſagte Harras ſtreng. „Verſchone Er mich mit ſolchen Reden oder laſſe Er mich meines Weges hübſch allein ziehen!“

„Ei was, verſchonen, Kronenſohn!“ rief jetzt der Wachtmeiſter im befehlenden Tone. „Nur 'raus aus der Kutte und hübſch Handgeld angenommen! Er ſieht, Burſche, wir Drei zwingen Ihn ſchon, und wäre Er auch noch einen Kopf länger, als Er iſt. Gegenwehr nutzt Ihm nichts, alſo ergebe Er ſich freiwillig und geduldig in Sein Schickſal. Die Harbker Bauern werden auch einmal ohne Predigt fertig werden, wenn der König dafür nur einen neuen Rekruten erhält!“

„Alſo darauf ſoll's hinaus!“ rief Harras, während er zurückwich, den Talar abſtreifte und den Degen zog. „Zurück! Bleibt mir vom Leibe! Ich bin ein Mann des Friedens, aber wer mir zu nahe kommt, iſt ein Kind des Todes!“

Hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen, das blanke Schwert in der Rechten, ſtand der Jüngling da, bereit, für Erhaltung ſeiner perſönlichen Freiheit ſein Leben einzuſetzen. Wohlgeübt in Führung der Klinge und der Stärke ſeines Armes ſich bewußt, erwartete er muthig den Angriff der Werber.

Dieſe zogen jetzt ebenfalls blank und drangen ſtürmiſch auf Harras ein.

„Wohlan denn, auf Leben und Tod!“ rief dieſer. „Lebendig bekommt ihr mich nicht. Ich fechte für die Freiheit und Menſchenwürde!“ Mit dieſen Worten führte er mit ſeiner ganzen Kraft und Gewandtheit einen Stich nach der Bruſt des Wachtmeiſters und traf ihn ſo ſchwer, daß er zuſammenbrach. Im nächſten Augenblicke erhielt auch einer der Dragoner einen Hieb über den Kopf, der ihn zu Boden warf, und der Dritte hielt es für das Beſte, den Streit mit einem ſolchen Kämpen nicht länger fortzuſetzen. Er ſenkte ſeinen Säbel und rief: „Zieht meinetwegen in Gottes Namen!“

„Gut! So geh' auch Er in Frieden!“ antwortete der

Sieger in tiefer Erregung, und während er sich zu dem schwerverwundeten Wachtmeister niederneigte, eilte der Dragoner zu den auf einer Lichtung des Gehölzes angekoppelten Pferden und sprengte nach Harbke zu.

„Ihr helft mir noch, Herr?“ stöhnte der Verwundete, als Harras ihm das aus der Brust quellende Blut mit seinem Taschentuche zu stillen suchte. „Habet Dank! Aber ich rathe Euch, flieht, wenn Ihr nicht meinen Kameraden in die Hände fallen wollt! Sie werden schnell genug zur Stelle sein.“

Harras folgte der Mahnung und gelangte ohne weitere Behelligung nach Helmstädt zurück. Dort angekommen, begab er sich sofort zum Prorektor der Universität, einem Herrn von der Hardt, und meldete ihm pflichtschuldigst sein beklagenswerthes Abenteuer.

Der Prorektor nahm die Aussage des tapferen Theologen zu Protokoll, versicherte ihn seiner Theilnahme und des Beistandes der Universität und des Herzogs. Als Harras seiner Behausung wieder zueilte, war eben die Kirche aus. Auf dem Marktplatz promenirten die Leute, Harras aber stürmte mit verstörtem Angesicht an seinen Kommilitonen vorüber, ohne aufzuschauen. Auf seiner Stube aber stürzte er nach der gewaltigen Aufregung der letzten Stunden wie gebrochen zusammen.

— — — — — — — — — — — —

Draußen in Harbke waren inzwischen die Glieder der Gemeinde dem Rufe der Glocken nach dem Gotteshause gefolgt. Wie immer an den Sonntagen präludirte die Orgel und begleitete dann den Gesang der Gemeinde. Als er verhallt war, erschien jedoch kein Geistlicher, und leer blieb die Kanzel. Statt dessen trat der Ortsschullehrer an den Altar und meldete der Gemeinde, daß dem Stellvertreter des Pfarrers ein Unfall zugestoßen sein müsse, da er nicht eingetroffen sei.

Kopfschüttelnd und lebhaft ihre Meinungen austauschend verließen die Kirchenbesucher das Gotteshaus. Da sprengte ein Dragoner, zwei gesattelte Pferde mit sich führend, dem Rittergute zu, dort dem Werbeoffizier und der Ortspolizei die schwere Verwundung seines Wachtmeisters und seines Kameraden zu melden, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem, was geschehen war. Sie drang auch in den Pfarrhof und zu Anna.

Das liebe Kind war tief erschüttert. Thränenden Auges bekannte sie, was sie für Harras empfand, der Mutter, und die wackere Frau sandte sogleich einen zuverlässigen Boten nach Helmstädt, um Erkundigungen über das Schicksal des Hausfreundes einzuziehen.

Am Abend kehrte der Pfarrherr heim, und gleich darnach kam der Bote aus Helmstädt zurück mit der Meldung, der Herr Studiosus Harras läge in einem hitzigen Fieber, und sein Freund Klaus wache an seinem Lager.

Diese Botschaft brachte große Betrübniß in die ganze Familie, Anna besonders war untröstlich, denn eine Ahnung sagte ihr, daß sie der Magnet gewesen sei, der Harras nach Harble und somit in's Unglück gezogen habe.

Der würdige Pfarrer aber sagte: „Das ist allerdings eine Hiobspost, Kinder! Um uns gefällig zu sein, hat der Wackere sein Leben auf's Spiel gesetzt, und um seine Freiheit zu bewahren, stieß er zwei der elenden Menschenfänger nieder. Unsere Pflicht ist es jetzt aber, unserem Freunde die ihm jedenfalls mangelnde Pflege angedeihen zu lassen und ihm in seiner Trübsal Mutter und Schwester zu ersetzen. Morgen in der Frühe reist ihr Beide nach Helmstädt; der Leidende wird eurer bedürfen!"

* * *

Die mächtige Gemüthserschütterung, welche der blutige Ausgang jenes Kampfes um seine persönliche Freiheit und

seinen geistlichen Beruf Harras verursacht hatte, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, sondern hatte ihn auf das Krankenlager geworfen. Klaus, der erprobte Freund, die Frau Pfarrer und Anna, hielten abwechselnd die Krankenwacht. Glücklicherweise erholte er sich schnell wieder und am vierten Tage war er bereits soweit hergestellt, um das Bett verlassen zu können.

Pflicht und gute Sitten riefen jetzt die Pfarrerin und Anna nach Hause zurück; aber die Liebenden hatten inzwischen einander das beseligende Geheimniß ihrer Herzen offenbart und den Segen der Mutter empfangen.

So glücklich Harras sich aber auch durch das Bekenntniß von Anna's Liebe fühlte, so war doch über sein ganzes Wesen eine stille Trauer ausgebreitet. Nicht die Besorgniß weiterer Gefahr von Seite der preußischen Werber, sondern der verhängnißvolle Ausgang jenes Kampfes war die Ursache davon. Der Wachtmeister war inzwischen an der erhaltenen Brustwunde gestorben, und obgleich sich Harras sagen mußte, daß er nichts gethan habe, als sich gegen privilegirte Menschenräuber und Wegelagerer geschützt, so stand doch seine Handlungsweise gar zu sehr im Widerspruch mit den Worten des Evangeliums, welches lehrt: „Leiste nicht Widerstand dem Uebel, und wenn Dich Einer auf den rechten Backen schlägt, so reiche ihm den linken auch dar.“ Das bedrückte sein Gewissen. Zudem fühlte er sich in Helmstädt nicht mehr sicher. Nach dem, was vorgefallen war, erschien es leicht möglich daß Friedrich Wilhelm I. in seinem Zorne auch den Einbruch in fremdes Gebiet nicht scheuen würde, um sich des streitbaren Theologen zu bemächtigen.

Eines schönen Morgens war infolge dieser Erwägungen der „schöne Harras“ verschwunden. In nächtlicher Stille hatte er sich heimlich entfernt. Auf Umwegen gelangte er, sorgfältig preußisches Gebiet vermeidend, in

sein meerumschlungenes Heimathland, wo er seine Studien beendete und in das Amt eines Seelsorgers gelangte. —

Sieben Jahre waren seit Harras' Abreise aus Helmstädt im Strome der Zeit dahin gerauscht. Der preußische Soldatenkönig war in die Gruft seiner Väter hinabgestiegen. Angesichts des Guten, das er in rastloser Thätigkeit für sein Land gethan, verzeiht ihm die Nachwelt seine menschlichen Fehler und Schwächen und segnet das Angedenken jenes Herrschers, dessen klarer Kopf, dessen auf das Praktische und Greifbare gerichteter Verstand den starken Untergrund zum gesunden Aufbau des preußischen Staatswesens legte.

Sein großer Sohn und Nachfolger, Friedrich II., hatte den Thron bestiegen, und unter ihm hatte der inzwischen zum wohlbestellten holsteinischen Pfarrherrn gewordene „schöne Harras" nicht mehr zu fürchten, in den preußischen Soldatenrock gepreßt zu werden. Nunmehr endlich konnte er es wagen, eine Reise nach Harbke zu unternehmen, um seine Anna heimzuführen.

Glücklich kam er an, und gerührt legte der Vater die Hände der Liebenden vor dem Altar seiner Kirche zum Bunde für's Leben zusammen.

Ehe das junge Paar aber, von den Segenswünschen der Eltern und der ganzen Gemeinde begleitet, von dannen fuhr, begab es sich hinaus nach dem Gläsing zu jener Stelle, an welcher der streitbare Prediger des Friedens mannhaft und siegreich gekämpft hatte.

„Hier galt es um unser Sein oder Nichtsein!" sagte der stattliche geistliche Held und küßte gerührt die Stirn der Gattin.

Wie man ein Stück probt.

Ein Blick hinter die Kulissen.

Von

Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Stadttheater sind die Schauspieler und Schauspielerinnen versammelt. Es ist kurz vor neun Uhr früh, zu welcher Stunde die Probe für das neue Stück angesetzt ist. Der dicke Komiker ist sehr erbost darüber, daß man ihn gezwungen hat, so früh aufzustehen. Er spricht mit echt schauspielerischer Uebertreibung von „Nachtproben", die gewisse Leute ansetzen. In R., seinem letzten Engagement, wo er so beliebt war, daß sie ihm bei seinem Abschied die Pferde ausspannten, habe nie eine Probe vor zehn oder halb elf Uhr begonnen; aber hier . . . freilich . . . na, er wolle nichts weiter sagen. Mit Begeisterung stimmt ihm Alles bei, denn auf den Direktor wird immer geschimpft.

In dem Häuflein schwatzender Menschen — Niemand unterhält sich so viel und hat so viel Gelegenheit dazu, wie der Schauspieler — kann man deutlich alle Fächer unterscheiden. Da steht die komische Alte in eines verblichenen Hutes Pracht, leicht daran zu erkennen, daß sie zwar alt, aber nicht komisch aussieht, sondern im Gegentheil sehr böse. Die komischen Alten erfreuen sich beim Theatervölkchen des denkbar schlechtesten Rufes als Xantippen und böse Zungen. Daneben steht der Heldenvater,

eine hochaufragende Gestalt mit ehernen, gewaltigen Zügen, die noch Spuren von Schönheit zeigen, denn einst war er Heldenliebhaber, der als Marquis Posa und Essex unzählige Frauenherzen höher schlagen machte. Der erste Liebhaber selbst streicht sich das blonde Schnurrbärtchen, das noch aus den Ferien stammt, und das er, da bisher kein Rokokostück gegeben wurde, noch immer gerettet hat; er kokettirt mit der Naiven, einem kleinen, zierlichen Persönchen mit Grübchen und blauen Augen. Die schlanke Heldin mit blitzenden, dunklen Tragödenaugen unterhält sich mit dem „jugendlichen Komiker", der klein, dick und nett ist, über die beste Zubereitung von Griesnockerln. Sie stammt nämlich aus Oesterreich, dem Lande der Mehlspeisen. Der sehr spielwüthige „Charaktermacher" läuft etwas abseits mit der Rolle auf und ab, memorirend und finstere Gesichter schneidend.

„Der bringt sich wieder um!" meint der dicke Komiker, der eben von der Kneiperei erzählt, zu der er gestern eingeladen war.

„Haben Sie schon 'mal einen Charakterspieler gesehen, der nicht verrückt war?" fragt ihn die Naive, die auch mehr für die Freuden des menschlichen Daseins eingenommen ist. „Denken Sie, gestern hat er mir einen Heirathsantrag gemacht! Ich und heirathen . . . als Naive . . . noch dazu einen Kollegen?!"

„Nimm' mich, Mieze, nimm mich!" sagt der ewig spaßhafte jugendliche Komiker. „Unsere Fächer passen doch wenigstens zusammen, und da wir uns schon so oft auf der Bühne verheirathet haben —"

„Na, da müßte ich schon ganz verrückt sein!"

„Es ist neun Uhr, meine Herrschaften . . . da kommt der Direktor!" mahnt der eifrige Inspizient, der eben aus der Eingangspforte hervorgeschossen kommt. Der Inspizient ist immer in Eile; eigentlich ist er der vielgeplagteste

Menſch beim Theater. Nur die Souffleuſe kommt ihm darin beinahe gleich.

Jetzt naht der Direktor, der bei neuen Stücken ſelbſt die Regie führt. Alle grüßen den Gewaltigen ehrerbietig, welcher Herr über die Rollenvertheilung und Gagenzahlung iſt. Er dankt höflich, drückt ſeinen Intimen die Hände und ſchreitet durch die enge Pforte in's Allerheiligſte hinein, um noch vor Beginn der Probe einige Anordnungen zu treffen.

Auf der Bühne, die am Abend einen ſo heiteren, lachenden Anblick bietet, ſieht es wüſt und öde aus. Es gibt eigentlich nichts Niederdrückenderes, als das Innere des Theaters am Tage. Der Zuſchauerraum gähnt dem auf der Bühne Stehenden wie eine ſchwarze, unheimliche Höhle entgegen. Kaum, daß man in ſchwachen Umriſſen die verhängten Logen und Parquetſitze unterſcheiden kann, wenn ſich das Auge erſt an die Dunkelheit gewöhnt hat. Auch die Bühne ſelbſt iſt nur ſchwach erleuchtet. Beim Souffleurkaſten brennt ein Lämpchen, und an dem dicht daneben ſtehenden Regietiſche brennt eine Gasflamme oder elektriſche Lampe; an großen Bühnen, an denen man ſich die Mehrausgabe geſtatten kann, ſind wohl noch ein paar Seitenflammen in den Kuliſſen angezündet.

Heute findet die allererſte, die ſogenannte Arrangirprobe eines Stückes ſtatt, bei der man ſich mit den allernothwendigſten Möbeln und Dekorationen begnügt. Die Rollen brauchen die Darſteller noch nicht im Kopfe zu haben; es iſt ihnen geſtattet, ſich der ausgeſchriebenen Hefte zum Ableſen zu bedienen. Heute werden nur die gegenſeitigen Stellungen und Bewegungen, ſowie die Abgänge und Eintritte der verſchiedenen Perſonen durch die verſchiedenen Seiten und Thüren feſtgeſtellt. Die Charaktere werden kaum in den allergröbſten Umriſſen angedeutet; man beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem Stehen und Gehen

und mit den Requiſiten und Möbeln, die man zu benutzen hat. Freilich wird ſich ein guter Regiſſeur bemühen, ſchon jetzt Licht und Schatten richtig zu vertheilen, um den einzelnen Scenen die nöthige Färbung zu geben.

Der Regiſſeur ſitzt an ſeinem Tiſch, in der Hand das Regiebuch, d. h. das mit weißem Papier durchſchoſſene, geſchriebene oder gedruckte Stück. In dies Buch hat er in vorbereitender Arbeit bereits zu Hauſe die Stellungen der Perſonen, die Auftritte und Abgänge und ſonſtige Bemerkungen eingezeichnet, entweder nach den kurzen, eingeklammerten Anweiſungen des Autors oder gemäß ſeinen eigenen Ideen. Solch' ein Regiebuch iſt oft ein wirres Durcheinander von Zeichnungen und Notizen, von Strichen und Zuſätzen, die nur dem Eingeweihten verſtändlich ſind. Die Striche, die der Regiſſeur für nöthig hält, oder die bei klaſſiſchen und altbekannten Stücken traditionell ſind, befinden ſich auch in dem „Souffliрbuch", aus dem der „unterirdiſche Kaſtengeiſt" ſeine Einflüſterungen vornimmt. Das Soufflirbuch iſt eigentlich ein einziger großer Strich. Alles, was nicht geſprochener Text iſt, wird nämlich darin mit Blauſtift weggeſtrichen, damit der Mann im Kaſten nicht etwa folgendermaßen ſoufflirt:

„Elendes Weib, ich verachte Dich!" (Sie zuckt zuſammen; er packt ſie bei der Hand.)

Oder etwa:

„So, ſchnell damit zur Poſt!" (Er ſchließt das Couvert und gibt es ihr.)

Es bedarf wohl nicht erſt des Hinweiſes auf die Gänſefüßchen und Klammern, um Text und Anmerkung von einander zu unterſcheiden. Aber am Abend, in der Hitze des Gefechtes, wenn das Auge über die Zeilen fliegt, und dem armen „Kaſtengeiſt" der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne rinnt, könnte das ohne Striche ſchon paſſiren.

Der Regisseur gibt vom Tisch aus seine Anweisungen, oder er erhebt sich und macht dem Betreffenden selbst etwas vor. Es sind da zwei Hauptrichtungen der Regieführung zu unterscheiden. Die Einen haben bis in die kleinsten Einzelheiten vorgearbeitet, und wissen nun auf der Probe genau, was sie wollen; sie lassen sich auch meist durch keinerlei Vorhaltungen und Einwürfe von dem abbringen, was sie angeordnet haben. Die Anderen arbeiten gerade umgekehrt. Sie haben nur die Umrisse ihrer Anordnungen im Kopfe oder auf dem Papier, und lassen sich von dem Eindruck leiten, den sie auf der Probe empfangen.

Ich will das durch ein Beispiel zu erläutern suchen. Man probirt die Scene eines Lustspiels, in der ein junger Mann einem Anderen eine interessante Mittheilung macht. A. wechselt dabei den Platz und geht von rechts nach links hinüber, wo er sich, weiter sprechend, in einen Sessel wirft. Entweder acceptirt der Regisseur dieses Arrangement und merkt es sich im Kopf oder Buch an, oder es gefällt ihm der Eindruck nicht, den er hat. Er macht dafür den Vorschlag, A. solle sich sprechend, wie von innerer Unruhe getrieben, um den Mitteltisch herum bewegen und sich dann über die Lehne des Stuhles beugen, in dem sein Freund sitzt, um so weiter zu plaudern.

Welche Art der Regieführung die bessere ist: die erstere, die ich die „nach dem Programm" nennen möchte, oder die zweite, die „intuitive", die sich auf den Eindruck und auf plötzliche Eingebungen verläßt, wage ich nicht zu entscheiden. Es kommt das auf das Temperament und das Talent des Regisseurs an, denn Talent gehört dazu. Am besten dünkt mich, man versucht beide Arten zu vereinen und trotz vorheriger Ausarbeitung dem Momente zu folgen, den Eindrücken nachzugeben. Es sind nicht die schlechtesten Inscenirer, die auf der nächsten Probe umwerfen, was sie auf der vorhergehenden festgesetzt haben.

Vielen Lesern werden diese Dinge kleinlich, wird die Arbeit des Regisseurs als eine unwichtige und äußerliche gegenüber der Kunst des Darstellers selbst erscheinen. Ob z. B. A. links um den Tisch herumgeht und sich auf einen Stuhl stützt, oder ob er sich von rechts setzt, bleibt sich nach Meinung des Uneingeweihten gleich, wenn nur der Schauspieler seine Sache gut macht. Das große Publikum hat eben keinen Begriff davon, daß die Regie, die „mise-en-scène", wie der Franzose sagt, einem Bühnengebilde gewissermaßen erst die Seele einhaucht, daß ein guter Regisseur selbst mit Mittelmäßigkeiten große Wirkungen erzielen kann. Gewiß, es kommt sehr viel darauf an, ob Herr A. links oder rechts steht, oder ob er sitzt — der Eindruck einer ganzen Scene kann dadurch verändert werden!

Früher, als man die Bühnensalons noch mit zwei Tischen rechts und links auszustatten pflegte, wie es in ganz kleinen Städten wohl noch heute geschieht, ließ man bei einer Unterhaltung zwischen zwei Personen diese vor dem Souffleurkasten sprechend einander gegenüberstehen, sobald sie nicht eine besondere Beschäftigung am Tisch hatten. Als wenn wir uns im Leben in der Mitte des Zimmers vor einander aufpflanzten, als ob wir uns nicht setzten, auch wohl einmal aufsprängen oder den Platz wechselten!

Die Franzosen, bei denen das Salonstück von je eine liebevollere Pflege gefunden, brachten mit den modernen Gesellschafts- und Sittenkomödien auch zuerst die lebenswahre, getreue Zimmerausstattung auf die Bühne. Statt der überall offenen Leinwandsetzen nahm man nun geschlossene Zimmerwände, statt der zwei Tische vertheilte man nun in geschickt der Wirklichkeit abgelauschter Weise allerlei Möbelstücke, Sitzgelegenheiten, Schränkchen und Tische, Bronzen und Nippessachen über die Bühne, bis sie einem

wirklichen Salon, einem Wohn- oder Speisezimmer, einer Arbeitsstube, oder was sie sonst vorstellen sollte, glich. Naturgemäß mußten diese Möbel auch für das Spiel verwerthet werden; unmöglich konnte man zwischen ihnen die Menschen vor dem Souffleurkasten wie früher stehen lassen. Man setzte sie bald hierher, bald dorthin, ließ sie plötzlich ihre Plätze verändern, umhergehen u. s. w., wie es das wirkliche Leben mit sich bringt.

Damit aber nun die Schauspieler genau wissen, wie und wo sie zu stehen, zu gehen, zu sitzen haben, damit sie einander nicht in den Weg laufen, sich umrennen oder unvortheilhafte Stellungen einnehmen, die schlechten Effekt machen — wird alles dies auf den Proben von der Regie genau für jede Scene festgestellt.

Ich hoffe, daß auch dem der Bühne ferner stehenden Leser die Bedeutung der Regie klar geworden ist. Uebrigens haben die „Meininger" zur allgemeinen Verbreitung dieser Erkenntniß sehr viel beigetragen. Was die Franzosen in der Inscenirung des Konversationsstückes, sind sie in der des klassischen Drama's geworden: Reformatoren, Neuentdecker, Neubeleber. In konventioneller, schablonenhafter Weise, ohne Stimmung und Poesie führte man an den meisten Bühnen die Werke unserer großen Dichter auf. Es fehlte ihnen Leben und Schwung; Nüchternheit, Konvention und traditionelle Theaterlüge machten sich in der Inscenirung breit, die sich an die hergebrachte Schablone hielt. Das Dekorative war ganz vernachlässigt. Hier stand ein vereinsamter Stuhl inmitten eines riesigen Saales, dort im Park die berüchtigte grüne Rasenbank, die in Wirklichkeit noch nie ein Mensch gesehen hat. An den kleinen und mittleren Bühnen gingen die Darsteller in ärmlichem, an den großen in aufgeputztem Flittertand. Flitter, Gewänder, die nie getragen worden, waren es immer. Wenn das Volk an der Aktion theilzunehmen

hatte, so warfen ein paar armselige Choristen in angelernter Weise auf ihr Stichwort die Arme in die Höhe und brüllten, um auf das Stichwort wieder zu verstummen. Es gibt eine Theateranekdote, die bezeichnend ist für die Anschauung, die man in „vormeiningenscher" Zeit von der Kostümirung hatte. Man sagte nämlich scherzhaft: spielt das Stück vor Christi Geburt, so werden Trikots mit Sandalen getragen; spielt es nach Christi Geburt — Trikots mit Ritterstiefeln.

Selbst Laube, der für einen der genialsten Dramaturgen und Regisseure galt und lange Jahre hindurch die damals erste deutsche Bühne, das Wiener Hofburgtheater, leitete, selbst er kümmerte sich nur um das geistige Element des Stückes, um die Deklamation, die Auffassung der Charaktere, um das gesprochene Wort. Am liebsten hätte er die Bühne ganz leer gelassen. Als ein gastirender Darsteller des Hamlet in einer Scene zu irgend einem Zweck einen Stuhl da verlangte, wo sonst nichts gestanden hatte, war er außer sich. Noch jahrelang pflegte er sich über den „Stuhlkünstler" lustig zu machen. Sein Nachfolger Dingelstedt kümmerte sich dagegen schon mehr um das Bühnenbild, um eine stimmungsvolle Inscenirung, die er schon vor den Meiningern in Weimar, München und Wien zu verwirklichen trachtete. Aber erst der Herzog von Meiningen griff die Sache in der richtigen Weise an. Die meisten unserer Leser werden die „Meininger" bei einer ihrer früheren Wanderfahrten durch Deutschland gesehen und sich an der lebenstrotzenden Wahrheit, an der Kraft und Poesie ihrer dramatischen Gebilde erfreut haben. Und das brachte die Regie mit theilweise recht mittelmäßigen Darstellern zuwege.

Wie die Meininger probirten, ehe so ein neues großes Drama an die Oeffentlichkeit gebracht wurde, davon kann sich der Laie keinen Begriff machen. Hunderte, buchstäblich

Hunderte von Proben wurden abgehalten. Der Herzog ist bekanntlich sein eigener Regisseur gewesen, in dessen Kopf allmälig die Idee zu jener Theaterreform heranreifte. Er entwarf selbst die Pläne zu den Dekorationen und Kostümen; auch die „Maske", d. h. Haar- und Barttracht ꝛc., zeichnete er seinen Künstlern nach historischen Dokumenten oder der eigenen Phantasie vor. Was von historischen Werken, von alten Zeichnungen, Waffen, dekorativen Gegenständen, Möbeln und Vorhängen zur Erläuterung, zum Vorbild oder zur Mitwirkung dienen konnte, wurde zur Benützung herangezogen. Die Schätze seiner Schlösser und Sammlungen spielten z. B. im „Wallenstein" mit. War so die vorbereitende Arbeit gethan, hatte er in der Leseprobe seine Ideen über das Werk den Darstellern kundgethan, hatte er mit den Trägern der Hauptrollen diese im Einzelnen durchgenommen, so begannen erst die eigentlichen Proben.

Es würde uns hier zu weit führen und ein ganzes Buch in Anspruch nehmen, wenn man diese bis in ihre kleinsten Einzelheiten schildern wollte. Es genüge als Pröbchen der Genauigkeit und Sorgsamkeit die Thatsache, daß die Bühne mit Kreide in nummerirte Quadrate getheilt wurde, in denen sich die Einzelnen wie die Massen nach den Angaben der Regie zu bewegen hatten. Um das Volksgemurmel und Gemurre, das ja in so vielen Dramen Shakespeare's und Schiller's nöthig ist, recht natürlich herauszubekommen, damit der Zuschauer nicht das Gefühl habe, daß da Choristen sinnlose Laute nach Kommando brüllten, ließ der herzogliche Regisseur auf den Proben die verschiedensten Bücher unter die Leute vertheilen: Lesefibeln, Rechenbücher, Zeitungen, Romane, Gedichte u. s. w. Jeder dieser Leute mußte daraus etwas Anderes laut vor sich hinsprechen, später auswendig lernen. Das Zusammenklingen dieser verschiedenen Fibelsprüche, Rechen-

exempel, Gedichte und Börsenberichte glich täuschend dem Murmeln bewegter großer Massen. Meisterhaft verstand es der Herzog, dies Getöse vom leisen Unwillen bis zur höchsten Empörung zu steigern. Es waren aber auch nicht Choristen, sondern zum großen Theil junge Schauspieler, die hier bei den Meiningern ihre Lehr- und Wanderjahre durchmachten und gelegentlich, je nach Begabung, in kleinen und größeren Rollen auftraten. Diese jungen Künstler theilten sich selbst scherzend in die „Murmler" und „Zischer" ein, weil man auch auf der Bühne zuweilen eine solche Theilung vornahm.

Haben wir die Stärke der Meininger in ihrer sorgfältigen Vorbereitung, in der großen Anzahl von Proben gesehen, so erkennen wir auch die Schwäche unserer meisten mittleren Bühnen, ganz zu schweigen von den kleinen, in der ungenügenden Zahl derselben, die keine sorgfältige Vorbereitung gestatten. An einem Stadttheater mittleren Schlages werden von einem neuen Stücke durchschnittlich drei bis vier Proben, mitunter nur zwei bis drei, sehr selten fünf oder gar mehr abgehalten. Eine Leseprobe, bei der das Stück von den Mitwirkenden von Anfang bis Ende kennen gelernt wird, findet bei diesen zumeist nur in Ausnahmsfällen, sonst nur an den großen Hof- und Stadttheatern statt. Die Folge davon ist, daß sehr oft die Darsteller das Stück gar nicht im Ganzen kennen lernen, sondern nur unvollständig, nur in den Scenen, in denen sie mitwirken. Wer es treu mit seiner Kunst meint, leiht sich vorher oder während der Vorbereitungszeit das Buch aus, das aber nicht immer zu haben ist. Und wie nützlich würde den Meisten ein Wink darüber sein, in welcher Beziehung ihre Rolle zum Ganzen steht! Die drei bis vier Proben genügen kaum für den Einzeldarsteller, um sich nothdürftig über die Umgebung, die Aeußerlichkeiten: Stellungen, Platzveränderungen, Auftritte und Abgänge zu unterrichten und den Charakter in den

gröbsten Umrissen anzulegen. Was aber das Zusammenspiel betrifft, so kann in dieser kurzen Zeit die Maschinerie gerade nur so in Bewegung gesetzt werden, daß das Räderwerk nicht allzu merklich stockt, vorausgesetzt nämlich, daß alle Rollen gelernt sind. Knarren, quietschen und sich reiben thut die Maschine alle Augenblicke, wenigstens für den Kenner. Und um das Bild fortzusetzen: eine wirkliche Maschine, die so ginge, würde kein Mensch der Fabrik abnehmen. Aber eine dramatische Aufführung fliegt ja vorüber. Die Schauspieler haben ein halb ironisches, halb fatalistisches Sprichwort, mit dem sie sich bei allen Stockungen und Reibungen trösten: „Was auch passiren mag, aus wird die Komödie doch!"

Freilich wird sie aus, aber wie!

Es wäre unrecht, den Bühnenleitern allein die Schuld hiervon zuzuschieben. Es liegt das zum Theil an den allgemeinen Theaterverhältnissen.

Unsere großen Bühnen sind freilich besser daran; besonders an den vornehmen Berliner Theatern werden schwierige Stücke oft mit 20, 25 und noch mehr Proben herausgebracht. Aber wir stehen darin immer noch gegen die Franzosen zurück. In Paris finden oft 70 bis 80 Proben von einem Drama statt. Dort wird oft tagelang an einer einzigen Scene geprobt; man versucht die verschiedenartigsten Möglichkeiten in langen Berathungen, bei denen Regisseur und Darsteller sich mit dem Dichter vereinigen. Der Verfasser des Stückes auf den Proben: dies ist das eigentliche Geheimniß der vielgerühmten französischen Inscenirung! Der eigentliche Regisseur ist in Paris der Dichter selbst, dessen Anordnungen die Schauspieler freudig Folge leisten.

Dadurch werden mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Der Dichter erweitert seine Bühnenerfahrung, was seinen späteren Werken zugute kommt, und das be-

treffende Stück selbst gewinnt oft eine ganz andere Gestalt. Er merkt bei den Proben, daß hier eine Scene, von der er sich viel versprochen, gänzlich versagt, er bringt dort eine neue Idee, eine Aenderung an, die ihm während der Proben des Werkes einfällt. Auch der Schauspieler oder der Regisseur hat ja zuweilen einen guten Gedanken, den der Dichter gern benutzt. Diese lebendige Wechselwirkung fehlt leider den deutschen Bühnendichtern, die man am liebsten ganz von der Bühne und den Proben fernhielte. Mit Mißtrauen und schlecht verhehltem Unwillen sehen Schauspieler und Regisseure den unglücklichen Dichter während der Vorbereitung im Parquet oder zwischen den Kulissen oder gar vorn an der Rampe.

„Was versteht denn der davon?!" denken und sagen diese zünftigen Bühnenkünstler, höchstens eine Ausnahme machend, wenn der betreffende Autor zugleich Schauspieler oder Direktor ist. Freilich versteht der deutsche Bühnenschriftsteller meist auch nur wenig von der „Theatermache", aber wer ist Schuld daran? Wie soll er zu diesen durchaus nöthigen Kenntnissen kommen, wenn er ängstlich von den Proben oder doch vom Eingreifen in dieselben ferngehalten wird? Er soll zufrieden sein, wenn er am Abend der Erstaufführung an der Hand der Darsteller vor die Beifall klatschenden Zuschauer geschleppt wird! Ganz verwundert betrachten in Deutschland die Theaterarbeiter den fremden Mann, der sich da zwischen den Kulissen herumtreibt, während er in Frankreich, so lange man sein Stück probt, der Herrscher der Scene ist. Der mittelmäßigste Regisseur dünkt sich in Bezug auf Bühnenerfahrung thurmhoch erhaben über den besten Theaterdichter und entblödet sich nicht, ihm bei den Proben über den Mund zu fahren, er möge die Schauspieler doch nicht durch seine Gegenwart oder seine Einwürfe verwirren. Hierin Wandel zu schaffen, müßten die deutschen Dramatiker selbst beflissen sein. —

Sind die Lese- und die Arrangirprobe, sowie die eigentlichen „Stückproben" glücklich erledigt, dann kommt zuletzt die Haupt- oder Generalprobe, die an großen Bühnen in Kostüm, Maske und mit vollständigen Möbeln und Requisiten stattfindet, damit nichts mehr dem Zufall überlassen bleibt. Die vornehmsten Bühnen nehmen überhaupt schon vorher sämmtliche Requisiten und die richtigen Möbel in Gebrauch, damit sich der Darsteller an sie und ihre Gestalt und Größe gewöhne. Denn auf der Bühne kommt es auf jeden Schritt und jede Bewegung an, und ein zu breiter Tisch, ein Stuhl am falschen Platze können dem Schauspieler eine Wirkung verderben, die er sich sorgsam ausstudirt und ausprobirt hat. Die allergrößten Theater setzen die letzte Probe auch für den Tag vorher an, um den Vormittag des Spieltages den Künstlern für die nothwendige Sammlung und letzte Vorbereitung freizulassen. Auch wohnen die Freunde des Dichters und die Intimen des Theaters gern dieser Hauptprobe bei, um ihr Urtheil schon vor der Vorstellung kundzuthun, vielleicht auch noch im letzten Moment einen Rath zu geben. In Paris werden sogar direkte Einladungen zur Generalprobe an die Kritik verschickt. Es hat dies den Vortheil, daß sich der Rezensent ein vom Publikum, von Erfolg oder Nichterfolg unbeeinflußtes Urtheil bilden kann.

Wie sehr sich da aber oftmals die größten Kenner täuschen, davon gibt es berühmte Beispiele. Eines der jüngsten und bekanntesten ist Sudermann's „Die Ehre". Das mit einem großen Erfolge bis zur kleinsten „Schmiere" gedrungene Schauspiel, das auch bereits in eine ganze Reihe fremder Sprachen übersetzt worden ist, wurde von den vornehmsten Berliner Bühnen abgelehnt. Sogar der als feinfühliger Kritiker und Dramaturg bekannte Direktor des Lessingtheaters, Oskar Blumenthal, entschloß sich nur zögernd zur Annahme, mehr aus äußeren,

privaten Gründen, und versprach sich so wenig Erfolg davon, daß er nach der Generalprobe dem nach seinem Eindruck fragenden Dichter die wenig zuversichtliche Antwort gab: „Lieber Freund, ich selbst habe mich so oft getäuscht ... vielleicht gefällt's!" Und siehe da, trotz der Prophezeiung der Schauspieler von einem riesigen Durchfall hatte es großartigen Erfolg.

Der Schauspieler sieht eben nur seine Rolle und ist durch zu große Routine nicht mehr naiv genug; besonders ist er so in der Bühnenkonvention und -Tradition befangen, daß er sich gegen alles Neue ablehnend verhält. Das hindert ihn aber nicht, über Alles mit verblüffendem Selbstbewußtsein sein Urtheil abzugeben. So z. B. jetzt, wo die Schauspieler nach der Generalprobe schwatzend vor dem Ausgang stehen, wie wir es im Anfang dieser Skizze sahen. Sie wissen Alle genau, wie es heute Abend gehen wird, obgleich sie keineswegs gleicher Meinung sind. „Nur Muth, Kinder," sagt der Komiker lachend, indem er sich verabschiedet, „die Sache wird schon schief gehen!" Und die Liebhaberin, die nach ihrer Meinung eine undankbare Rolle hat, stimmt ihm bei.

Ob sie Recht behalten? Das kann man nach den Proben nicht wissen, nur die Aufführung wird Entscheidung darüber bringen.

Die
Eisenbahntruppen der Gegenwart.

Eine militärisch-technische Studie.

Von

Alr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

Die gesammte moderne Kriegführung hat durch die Eisenbahnen und ihre ausgedehnte Verwendung im Kriegsdienst eine große Veränderung erfahren, ja, man kann dreist behaupten, die gesammte Kriegskunst sei dadurch vollständig verändert worden.

Den Nutzen, den die Eisenbahnen den kriegführenden Heeren bringen, wollte man nicht gleich einsehen, und als der Militärfachschriftsteller und sächsische Oberpostrath Pönitz im Jahre 1842 seine Schrift: „Die Eisenbahnen als militärische Operationslinien betrachtet," erscheinen ließ, stieß er gerade in militärischen Kreisen auf den größten Widerstand. Die Praxis belehrte diese Gegner mit der Zeit aber doch eines Besseren. Im Jahre 1859 brach der italienische Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus, und die ganze Welt erstaunte darüber, mit welcher Geschwindigkeit die kriegführenden Staaten ihre Heere mit Hilfe der Eisenbahnen nach dem Kriegsschauplatz beförderten.

Noch mehr praktische Beweise für die militärische Bedeutung der Eisenbahnen brachte indeß der amerikanische Sezessionskrieg (1862 bis 1864). Die Vereinigten Staaten von Nordamerika ernannten beim Ausbruch des gewaltigen

Kampfes den General Daniel Mac Callum zum militärischen Chef aller Eisenbahnen mit ziemlich unumschränkten Vollmachten, und dieser vereinigte nicht nur das gesammte Eisenbahnwesen in seiner Hand, sondern bildete auch die ersten Feldeisenbahnkorps, welche die Aufgabe hatten, zerstörte Eisenbahnlinien wieder herzustellen oder umgekehrt: bei Rückzügen der eigenen Armee die vorhandenen und aufgegebenen Strecken zu zerstören. Die Leistungen dieses Korps, welches zeitweise 24,000 Mann stark war, erwiesen sich als außerordentlich werthvolle, und als der Krieg endlich beendet war, konnte das Oberkommando den Eisenbahntruppen das Zeugniß ausstellen: sie hätten an Muth, Umsicht, Energie und Tüchtigkeit geleistet, was Menschen überhaupt nur leisten könnten.

Diese Erfolge veranlaßten den deutschen Staat, der sich am meisten mit Reorganisation und Steigerung der Schlagfähigkeit seiner Armee beschäftigte, nämlich Preußen, zur Nachahmung. Im Anfang des Jahres 1866 wurden drei Feldeisenbahnabtheilungen gebildet, die wenige Wochen später in dem Feldzuge nicht nur ihre Nothwendigkeit, sondern auch ihre Tüchtigkeit bewiesen und der Heeresleitung insbesondere durch Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnstrecken sehr wichtige Dienste leisteten. Diese Abtheilungen bestanden zuerst aus Civilbeamten und Arbeitern von Bahngesellschaften, aus Ingenieuroffizieren und Pionieren, die Erfahrungen aber, die man im Felde machte, wiesen für die Zukunft auf eine einheitliche militärische Organisation und auf die Nothwendigkeit hin, schon im Frieden Eisenbahntruppen zu formiren, welche die nöthige technische Ausbildung für Bau und Betrieb erhalten sollten.

Diese neue Organisation begann man 1869, der im nächsten Jahre ausbrechende Krieg gegen Frankreich zwang aber, auf die Organisation von 1866 wieder zurückzugehen. Leisteten auch in diesem Kriege die fünf von Bayern

und Preußen aufgestellten Feldeisenbahnabtheilungen ganz Außerordentliches, so stellte es sich doch noch klarer als im vorigen Feldzuge heraus, daß eine ganz besondere Routine und Technik erst neu erlernt werden müsse, um mit Sicherheit und Schnelligkeit zerstörte Strecken wiederherzustellen.

Die praktischen Erfahrungen, die der deutsch-französische Krieg für das Militäreisenbahnwesen gebracht hatte, wurden sofort von den meisten Militärstaaten aufgegriffen und angewendet, und Rußland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn errichteten daher ebenfalls Eisenbahntruppen.

Natürlich blieb das neugeeinte Deutschland auch nicht zurück, und am 1. Oktober 1871 wurde in Berlin das Eisenbahnbataillon errichtet, das dem Gardekorps attachirt und dem Chef des Generalstabes direkt unterstellt wurde. Im Januar 1876 errichtete man noch ein zweites Bataillon zu 4 Kompagnien, so daß nunmehr ein Eisenbahnregiment vorhanden war. Bayern errichtete 1873 2 Eisenbahnkompagnien, Württemberg und Sachsen formirten 1889 je eine Eisenbahnkompagnie. Als Preußen 1890 sein Eisenbahnregiment verdoppelte und eine Eisenbahnbrigade von 2 Regimentern mit je 2 Bataillonen zu 4 Kompagnien schuf, wurden die württembergische und sächsische Kompagnie nach Berlin verlegt und dem 4. Bataillon einverleibt. Sie behielten ihre Kokarden und eigenen Offiziere, traten aber sonst in die preußische Formation über. Außerdem besteht noch das bayrische Eisenbahnbataillon mit 2 Kompagnien. Im Uebrigen hat jedes Bataillon sonst 4 Kompagnien (die deutsche Armee also im Ganzen 18 Kompagnien), jede Kompagnie auf Friedensfuß 5 Offiziere und 122 Mann, der Kriegsstand einer Kompagnie beträgt 11 Offiziere, 233 Mann und 5 Fahrzeuge. Jede Kompagnie soll im Felde für sich allein verwendet werden und bildet also die taktische

Einheit einer Feldeisenbahnabtheilung. Zur Feldausrüstung einer solchen Kompagnie gehören 2 Lokomotiven, 6 Personenwagen, 5 Wagen zur Beförderung von Fahrzeugen und Fuhrwerken, 1 Packwagen mit kleiner Werkstatt, 5 große Güterwagen für Unterbringung der Arbeitsgeräthe, 2 Wagen mit Schienen und Weichen, 3 Langholzwagen und 5 Pferdetransportwagen.

Der Dienst dieser Spezialtruppe, die ohne Zweifel in den Kriegen der Zukunft eine hochwichtige Rolle spielen wird, ist ein sehr anstrengender, aber auch abwechslungsreicher und interessanter, so daß es sich schon verlohnt, ihn etwas näher zu betrachten.

Es werden für die Eisenbahnbrigade nur intelligente Leute von guter Schulbildung ausgehoben, die gleichzeitig eine technische Vorbildung besitzen, d. h. Eisenbahnbedienstete, Bauhandwerker, Schlosser, Maschinisten, Zimmerleute, Bergleute u. s. w. sind. Die Mannschaften werden, wie üblich, im Herbst eingestellt und erhalten die erste militärische Ausbildung im Turnen und Exerzieren, gleich der Infanterie, bis zum Frühjahr. Dann beginnt der praktische Dienst auf der Eisenbahnstrecke. Die deutsche Eisenbahntruppe hat eine eigene, 47,7 Kilometer lange Militäreisenbahn zur Verfügung, die von Berlin nach dem Artillerieschießplatze Kummersdorf bei Zossen führt und die von dem ersten Bataillon erbaut worden ist. Diese eingeleisige Bahn befördert auch auf manchen Strecken Publikum und Gepäck zu demselben Tarif, wie alle anderen Eisenbahnen; Bahnhofsinspektoren, Schaffner, Lokomotiv- und Zugführer, Heizer, Bahnarbeiter, Bahnwärter, Bahnmeister sind aber Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere der Eisenbahntruppe.

Die großen Bahnhofsanlagen in Berlin, mit ihren zahlreichen Gebäulichkeiten, bieten auch noch große Uebungsplätze für den praktischen Dienst im Eisenbahnoberbau, im

Brückenschlagen und für Versuche, die von der Eisenbahntruppe mit neuen Erfindungen und Verbesserungen im Eisenbahnbetriebe auf Befehl der Armeeleitung angestellt werden. Die Mannschaften tragen im Dienste die Uniform, im Sommer Drillichzeug, die Lokomotivführer und Heizer haben dunkelblaue Drillichanzüge mit weißen Metallknöpfen.

Eine Fahrt mit der Militärbahn ist äußerst interessant. Der Bahnhofspförtner ist ein Gefreiter, der Fahrkartenverkäufer ein Unteroffizier, der Bahnhofsinspektor ein Offizier. Der Schaffner, der uns die Fahrkarten abnimmt, ist ein Soldat mit Helm und Seitengewehr. Der Zugführer ist ein Feldwebel, der aber die rothe Zugführerdiensttasche an rothem Riemen trägt. Der Feldwebel meldet den Zug dem Offizier dienstlich ab, dann gibt er mit der Trillerpfeife das Abfahrtsignal. Alle Weichensteller im Bahnhof sind natürlich Soldaten, ebenso die Leute, die in den Güter- und Vorrathsschuppen herumhantiren. Die Leute, die wir auf der Strecke treffen, sind Soldaten, die neben dem Geleise ihre Gewehre zusammengesetzt haben; der Bahnmeister ist ein Lieutenant. Neben den Bahnwärterhäuschen steht immer ein Soldat mit Helm, Seitengewehr, Patrontasche und Gewehr bei Fuß. Man glaubt sich in Kriegszeiten versetzt und in Feindesland. Die Mannschaften, die als Bahnwärter kommandirt werden, haben schon eine längere Dienstzeit hinter sich und verbleiben auf dem ihnen zugewiesenen Posten immer einen Monat, bis sie wieder abgelöst werden. Sie sind gewöhnlich in den Dörfern in der Nähe ihres Postens einquartiert, bleiben Tags über auf der Strecke und gehen, da Nachts kein Verkehr stattfindet, am Abend in ihr Quartier, um dort etwas Warmes zu essen und zu schlafen. Im Winter ist ihr Dienst sehr beschwerlich und wenig angenehm, trotzdem in dieser Jahreszeit weniger Züge verkehren, als sonst.

Den Transport der großen Geschütze nach dem Schießplatze, wo dieselben von der Artillerie-Prüfungskommission geprobt werden, ebenso den Transport der Munition besorgen natürlich auch die „Eisenbahner" in besonderen Güterzügen. Im Uebrigen wird der Winter gewöhnlich zu theoretischen Instruktionen über Eisenbahnbau- und Betrieb benützt, daneben fleißig exerziert, ebenso wie man im Sommer das Schießen nicht vernachlässigt.

Im zweiten Jahre wird ein Theil der Mannschaften zu der dem 1. Eisenbahnregiment attachirten Luftschifferabtheilung kommandirt, wo dieselben Dienste thun, wenn sie sich für diesen besonderen Dienst qualifiziren. Die anderen Mannschaften werden im Telegraphiren, im Legen und Zerstören von Telegraphenleitungen, im Wiederaufbauen und Zerstören von Brücken, Tunnels, Schienengeleisen, Bahnhofsanlagen theoretisch und praktisch eingeübt. Dazu kommen wochenlang dauernde Kommandos zu praktischen Eisenbahnbauten. Wenn irgendwo im Reiche eine Staats- oder Privatbahn soweit fertig ist, daß der Oberbau, d. h. das Schienengeleise, in Angriff genommen werden kann, dann erhält zur Einübung dieser Thätigkeit eine Kompagnie den Auftrag, den Oberbau auszuführen. Mit der Bahn geht es dann an den Bestimmungsort und in wochenlanger Thätigkeit, wobei Offiziere und Mannschaften biwakiren oder in Bürgerquartieren liegen, wird die Bahnstrecke fertig gestellt.

Die Mannschaften erhalten für diese Arbeit natürlich Extrabezahlung, die Offiziere Verpflegungsgelder von der betreffenden Eisenbahndirektion. Auch zu Festungsmanövern werden einzelne Kompagnien herangezogen, um schmalspurige Bahnen in den Laufgräben oder zwischen der Festung und den Außenforts anzulegen, auf welchen im Ernstfalle Munition, Proviant oder Verwundete transportirt werden könnten. So hat der „Eisenbahner" einen

ſtets wechſelnden Dienſt, allerdings wenig Ruhe, aber auch die Gelegenheit, ſehr viel Sachen zu lernen, die er unter Umſtänden auch im Eiſenbahndienſt als Beamter verwenden kann. Man ſtellt natürlich gern Leute als Beamte im Eiſenbahnbetrieb an, welche die gute Schule bei der Eiſenbahntruppe durchgemacht haben. Wegen dieſes Vortheils, der den Mannſchaften nach zurückgelegter Dienſtzeit winkt, hat die Truppe ſehr viele Freiwillige, auch ſehr viele Einjährige.

Für den Fall eines Feldzuges ſtehen jetzt mit den Reſerven der Armeeleitung mehrere Tauſend tüchtiger „Eiſenbahner" zur Verfügung. Offiziere und Unteroffiziere von der Infanterie und Kavallerie werden während der Sommerzeit ebenfalls zur Eiſenbahntruppe kommandirt, um hier wenigſtens oberflächlich den Eiſenbahndienſt und -Betrieb zu lernen. In der Bauausführung erhalten dieſe Kommandirten keinen Unterricht, wohl aber wird die Kavallerie darauf eingeübt, Telegraphenleitungen zu legen, mit dem Telephon zu arbeiten und in Feindesland die Telegraphenlinien zu ſtören. Es handelt ſich dabei nicht allein um das Zerſchneiden und Zerſtören von Telegraphenleitungen durch weit vorgeſchobene Kavallerie, ſondern darum, die Leitungen betriebsunfähig zu machen, ohne daß der Fehler ſofort zu entdecken iſt. Die beſonders dafür ausgebildeten Kavalleriſten ſind mit Steigeiſen verſehen, die ſie um die Kniee ſchnallen und mit denen ſie an den Telegraphenſtangen in die Höhe klettern können. Mit feinen Silberdrähten werden dann die verſchiedenen Leitungsdrähte untereinander verbunden, wodurch Ableitung des Stromes und völliges Verſagen der Leitung eintritt. Eine ſolche Leitungsſtörung iſt viel ſchwerer zu entdecken und alſo auch zu beſeitigen, als eine durchſchnittene Stelle oder ein paar umgeworfene Telegraphenſtangen.

Wenden wir uns jetzt zu den Eiſenbahntruppen des Auslandes.

Frankreich errichtete im Jahre 1870 ein „Eisenbahnfreikorps", das aus Eisenbahnbeamten, Arbeitern und Soldaten bestand. Es zählte 40 Offiziere und 600 Mann, kam aber niemals in Thätigkeit, da es in Metz eingeschlossen wurde und sich mit Bazaine's Armee ergeben mußte. Im Jahre 1875 errichtete man 4 Eisenbahnkompagnien, aus denen bis heute ein Eisenbahn-Sappeurregiment von 3 Bataillonen zu je 4 Kompagnien wurde. Dasselbe zählt 63 Offiziere, 2035 Mannschaften, 95 Pferde. Im Kriege hat das Sappeurregiment ebenfalls 12 Kompagnien von je 5 Offizieren, 228 Mann und 18 Fahrzeugen, außerdem per Kompagnie einen besonders eingerichteten Eisenbahnzug. Es werden aber auch schon im Frieden 9 Feldeisenbahnabtheilungen formirt, von denen jede 1273 Personen zählt. Diese Abtheilungen bestehen aus Ingenieuren, Beamten, Arbeitern der Staatsbahn und der sechs großen französischen Privatbahnen. Die dazu designirten Mannschaften sollen im Falle eines Krieges den Bau, die Wiederherstellung und den Betrieb derjenigen Eisenbahnen übernehmen, welche nicht durch die nationalen Direktionen geleitet werden, d. h. also wohl die Eisenbahnen im eroberten Feindesland. Die Abtheilungen unterstehen einer Direktion der Feldeisenbahnen, die an ihrer Spitze einen militärischen und einen technischen Direktor hat und in 5 Abtheilungen zerfällt: für allgemeinen Dienst, Bau, Betrieb, Material, Rechnungswesen.

Rußland errichtete schon 1869 ein Eisenbahnkorps von 1000 Mann, die aus allen Truppengattungen genommen waren und bei den Eisenbahnen 12 Jahre lang Dienste zur Einübung thun sollten. Im Jahre 1872 wurde das Kommando in Petersburg vereinigt und baute mit Hilfe einiger Pionierbataillons und von Infanteriemannschaften in einer Woche die eine deutsche Meile lange Eisenbahn von Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschlosse Zarskoje-

Selo. Im Kriege gegen die Türkei wurden 2 Eisenbahnbataillone aufgestellt, welche den Betrieb auf den strategisch wichtigen Bahnstrecken aufrecht erhielten und durchführten. Neue Eisenbahnen wurden in jenem Feldzuge von Privatunternehmern erbaut. Augenblicklich besitzt Rußland 6 Eisenbahnbataillone zu je 5 Kompagnien. Das 1. Bataillon steht in Petersburg und bewacht lediglich die Strecke nach Gatschina, dem Sommeraufenthalte des Zaren, das 2. steht in Lida (Gouvernement Wilna), das 3. in Nowogrudok (Gouvernement Minsk), das 4. in Slonim (Gouvernement Grodno), das 5. und 6. Bataillon, gebildet aus dem früheren Reservebataillon, hat die transkaspische Bahn erbaut und hält sie jetzt im Betriebe. Im Kriege werden 4 Eisenbahnbataillone und 3 Reservebataillone, zusammen 28 Kompagnien, gebildet, von denen jede eine Kriegsstärke von 5 Offizieren, 261 Mann und 6 Fahrzeugen hat. Jedes Bataillon hat 2 Bau- und 2 Betriebskompagnien.

Oesterreich-Ungarn bildete nach preußischem Muster schon im Jahre 1869 5 Militärbahnabtheilungen, bestehend aus Pionieren, die auf verschiedenen Eisenbahnlinien ausgebildet wurden. Im Jahre 1878 bei der Okkupation Bosniens wurden diese neuen Abtheilungen mobil gemacht und um 4 neue vermehrt. Sie stellten die verfallene und zum Theil unfahrbar gewordene Strecke Banjaluka-Doberlin in einer Ausdehnung von 101 Kilometer her. Die Bahn wird noch heute als k. k. Militärbahn betrieben und von dem Kriegsministerium subventionirt. Sie dient gegenwärtig dem öffentlichen Verkehr. Aushilfsweise bauten in jenem Feldzuge die Bahnabtheilungen auch eine strategisch wichtige Strecke in Ungarn und bewährten sich mit ihren Leistungen so, daß man sich entschloß, nach dem Frieden ein Eisenbahn- und Telegraphenregiment zu errichten, das aus 12 Kompagnien besteht, von denen wieder jede 5 Offiziere und 111 Mann zählt und gleichmäßig für Bau

und Betrieb ausgerüstet wird. Im Kriegszustand verdoppelt sich die Zahl der Mannschaften, außerdem erhält jede Kompagnie noch eine Eisenbahnarbeiterabtheilung zugewiesen. Jede Abtheilung hat 6 Fahrzeuge und 30 Pferde, außerdem einen besonders eingerichteten Eisenbahnzug, der als fahrbares Depot und als Werkstätte dient.

Italien hat erst im Jahre 1890 eine Eisenbahnbrigade (Brigata ferroviaria) errichtet, welche dem 4. Genieregiment in Piacenza attachirt ist und aus 4 Kompagnien zu je 4 Offizieren und 100 Mann besteht. Im Kriege stellt es 8 Kompagnien mit je 5 Offizieren, 270 Mann und 5 Fuhrwerken. Um eine sorgfältige Ausbildung im praktischen Dienste zu ermöglichen, hat das Kriegsministerium die Anordnung getroffen, daß auf der Privatbahnstrecke Turin-Torre-Pellice nebst einer Anschlußbahn der gesammte Dienst mit Ausnahme der Geldgeschäfte von der Eisenbahnbrigade versehen wird, welche auch die Bahn in Stand zu halten hat. Dafür zahlt die Eisenbahnverwaltung vier Fünftel von der Summe, die für Beamtengehälter verwendet werden müßten, an das Kriegsministerium, das dieses Geld wieder zur Erhaltung der Eisenbahntruppen verwendet. Dieselben verursachen dadurch dem Staate nur geringe Kosten, während die Eisenbahngesellschaft durch dieses Abkommen auch noch spart.

England, das Land der Eisenbahnen, das auch verhältnißmäßig die meisten Linien und den größten Verkehr besitzt, hat bisher am wenigsten für Eisenbahntruppen gethan, wie ja überhaupt seine Armeeverhältnisse gar sehr im Argen liegen. Man hat dort ein freiwilliges Eisenbahnkorps errichtet, welches den hochklingenden Namen „Engineer and Railway Volunteer Staff Corps“ führt und aus Ingenieuren, Eisenbahndirektoren und Bauunternehmern besteht. Im Jahre 1885 hat man mit diesem Korps eine Art Mobilmachungsprobe veranstaltet, die

nicht besonders glänzend ausgefallen sein muß, denn man hat sich seit dieser Zeit entschlossen, weitere Freiwilligenkorps zu errichten, die jedoch aus Werkstättenpersonal, aus Maschinisten, Schlossern, Bauhandwerkern u. s. w. bestehen. Ein Theil dieser Mannschaften steht unter der Kontrole des Geniekorps und ist zur Dienstleistung im Kriege unter allen Umständen verpflichtet. Dasselbe zählt gegenwärtig 23 Offiziere und 631 Mann. Neubildungen von solchen Freiwilligenkorps stehen in Aussicht.

Belgien besitzt nur eine Eisenbahnkompagnie, bei welcher jährlich eine Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften aller Waffengattungen im Eisenbahndienst ausgebildet werden. Holland hat ebenfalls eine Eisenbahn- und Telegraphenkompagnie von 6 Offizieren und 94 Mann, dazu treten noch 90 Milizen. Spanien hat ein Eisenbahn- und ein Telegraphenbataillon zu je 4 Kompagnien. Im Falle eines Krieges werden alle Eisenbahnbeamten, die Reservisten sind, in die Bataillone eingereiht. Bulgarien und Portugal haben je eine Eisenbahn- und eine Telegraphenkompagnie, Rumänien 4 Geniebataillone, von denen jedes eine besonders ausgebildete Eisenbahn- und Telegraphenabtheilung besitzt.

Gar keine Eisenbahntruppen haben: Dänemark, Schweden, die Türkei und auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, obgleich hier, wie wir gesehen haben, gewissermaßen die „Eisenbahner" erfunden worden sind, deren Werth und Nutzen die großen Militärstaaten der Gegenwart wohl zu würdigen verstehen.

Beiträge zur Schönheitspflege.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

V.

Die Pflege des Haares.

Der schönste Kopfschmuck des Menschen ist das Haar. Mag es nun das Haupt in langen Locken umwallen oder in schlichten Strähnen ihm anliegen, immer wird es uns in seiner natürlichsten Form am besten gefallen. Wer nur einmal daraufhin die Frauenköpfe der antiken griechischen Bildsäulen betrachtet hat, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, wie wundervoll leicht gewelltes Haar und ein lose, geflochtener Knoten den Kopf zieren. Unsere Damen sind jetzt anderer Ansicht, sie schätzen mehr die Fülle des Haares und suchen durch künstliche Hilfsmittel ihren Haaraufputz zu verstärken. Aber nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer trachten darnach, möglichst üppiges Haar zu besitzen in der richtigen Vermuthung, daß die Fülle zugleich eine Gewähr für die Gesundheit des Haares abgebe.

Leider ist heutzutage die Gesundheit des Haares bei Vielen eine recht zweifelhafte, und dieser Umstand ist um so unangenehmer, als allgemein eine große Unsicherheit über die Mittel herrscht, wodurch der Haarwuchs gestärkt und angeregt werden kann. Der Fehler, der bei dem Haar gewöhnlich begangen wird, ist, daß man seiner Behandlung

nicht eher Aufmerksamkeit schenkt, als bis man handgreifliche Beweise für sein Absterben hat und nun durch desto kräftigere Einwirkung die vorhandene Schädigung wieder wett zu machen sucht. Nirgends aber wird falscher verfahren, als bei der Pflege des gesunden wie kranken Haares.

Wie sorglos wird schon mit den Geräthschaften umgegangen, die wir zur Ordnung und Pflege des Haares tagtäglich benutzen, mit Kamm und Bürste. In keiner anderen Hinsicht ist der Mensch so wenig schmutzscheu, als bei Kamm und Bürste. Wenn wir zum Abtrocknen ein Handtuch benutzen sollten, das nur halb so unsauber wäre, wie es die Geräthschaften für das Haar oft auch bei sonst sauberen Personen sind, wir würden es mit Entsetzen zurückweisen. Nur bei Kamm und Bürste genirt es uns nicht, wenn die Zähne durch Staub und Schmutz verklebt sind, und die Borsten kaum noch sichtbar aus der verfilzten Haarschicht hervorragen. Wenn wir ein Uebriges thun, so lassen wir uns allenfalls einmal dazu herbei, mit der Scheere oder einem alten Messer die Zähne zu reinigen oder die Bürste mit einem abgedankten Kamm zu säubern. Diese Reinigung ist aber durchaus nicht hinreichend, vielmehr muß Kamm wie Bürste stets mit Wasser und Seife gereinigt werden. Den Kamm reinigt man am besten, indem man ihn zuerst mit Seifenwasser auswäscht und ihn dann mit einer etwas harten Bürste kräftig ausbürstet, bis alle Staubtheilchen entfernt sind; die Bürste säubert man dadurch, daß man mit einer zweiten die erste in warmem Seifenwasser ausbürstet oder auch mit der Handfläche fortgesetzt über die Borsten hinstreicht.

Daß wir vollkommen überzeugt sind, wie leicht durch unsaubere Haargeräthschaften Ansteckungsstoffe übertragen werden können, bekunden wir schon durch die Scheu, welche wir vor dem Gebrauch fremder Kämme und Bürsten bezeugen, und trotzdem gehen wir mit unserem eigenen Ge-

räth so unbedachtsam um, als wäre die Möglichkeit ganz ausgeschlossen, daß auch sie in der sie bedeckenden Schmutzkruste allerlei Pilzkeime auffangen könnten, die wir nun auf unsere Kopfhaut bringen. Freilich ist ja das Reinigen von Kamm und Bürste keine sehr angenehme Beschäftigung, aber seiner Gesundheit wegen kann ein Jeder auch eine Obliegenheit erfüllen, zu der er sich nicht gerade hingezogen fühlt. Soviel über die Reinlichkeit.

Wie aber soll Kamm und Bürste beschaffen sein? Gewöhnlich herrscht die Ansicht, je schärfer die Geräthschaften, desto zuträglicher seien sie. Die Auffassung ist ganz falsch. Kamm sowohl wie Bürste sind ja dazu da, das Haar von dem ihm anhaftenden Schmutz zu reinigen, aber auch nur das Haar, denn von dem die Kopfhaut bedeckenden Staub wird auch durch den schärfsten Kamm nur ein so winziger, oberflächlicher Theil entfernt werden, daß er überhaupt nicht zu rechnen ist. Vielmehr sind Geräthe von mittlerer Weiche die geeignetsten, zumal, wenn die Zähne und Borsten dicht aneinander stehen. Ein sehr scharfer Kamm reizt nur die Kopfhaut und macht sie oft wund, ein weicher, dichter Kamm hinterläßt ein angenehmes Gefühl und nimmt trotzdem allen Staub aus den Haaren mit fort.

Die Herren der Schöpfung haben mit der Ordnung ihres Haarschmuckes verhältnißmäßig wenig Mühe, anders dagegen die Damenwelt, deren Stolz die Länge des Haares ist. Die Folge davon ist häufig auch trotz sorgfältigen Auskämmens eine unauflösliche Verwirrung an manchen Stellen. Gewöhnlich wird nun bei dem Kämmen die holde Besitzerin des prachtvollen Schlangenhaares, wenn sie auf einen solchen „Knoten" stößt, so ungeduldig, daß sie immer heftiger und heftiger zerrt, bis das Haar endlich ausreißt. Diese Behandlung ist jedoch nachtheilig. Das Haar besitzt nämlich die Eigenschaft, daß da, wo ein Haar ausgefallen ist, auch leicht die Umgebung aus-

fällt, und deshalb durch die gewaltsame Ausreißung eine ganze Anzahl von Haaren verloren geht. Viel besser ist es, den Knoten einfach mit der Scheere abzuschneiden. Ueberhaupt wird gegen das Frauenhaar viel gesündigt. Wird es auch wohl wegen der Moden niemals dahin kommen, daß die Frauen ihre Haare den Haarströmen entsprechend anordnen, so ist doch der Uebelstand leicht zu vermeiden, daß bei der Frisur die Haarflechten übermäßig gezerrt und gezogen werden. Je loser das Haar getragen wird, desto geringer ist bei der naturwidrigen Lagerung wenigstens der Zug an der Wurzel und desto weniger wird das Haar in seiner Entwickelung beeinträchtigt.

Als eine nothwendige Ergänzung von Kamm und Bürste erachten wir auch bei der Pflege des Haares den Gebrauch von Oel oder Pomade. Gesunde Menschen mit gesundem Haarwuchs sollten eigentlich gar keine fettigen Stoffe verwenden, denn ein Jeder von uns hat schon von Natur aus für jedes einzelne Haar eine Anzahl von Haarölfläschchen in Gestalt der das Haar umgebenden Talgdrüsen. Diese kleinen, bauchigen Flaschen ähnelnden Gebilde finden sich stets nur in der Nähe des Haares bis zu vier Exemplaren und fetten mit ihren Ausscheidungen die Haarröhre ein. Ist unter solchen Umständen das Einfetten schon unnöthig, so wird es sogar schädlich, wenn es in dem bekannten Uebermaße ausgeübt wird, daß die Haare förmlich aneinander kleben und zu glänzen scheinen. Derartig behandelte Haare sind nicht nur vor Allem geeignet, Staub und Pilzkeime aufzunehmen und festzuhalten, sondern das Fett, welches nicht vom Haar aufgesaugt wird und auf der Kopfhaut sitzen bleibt, geht auch überaus leicht in eine Zersetzung über und wird, wie man sich ausdrückt, ranzig. Bei diesem Prozeß aber entstehen fette Säuren, welche die Haut reizen und auf die Talg- und Schweißdrüsen einwirken. Das Haar soll daher nie eingefettet

werden, außer wenn es trocken ist. Aber auch dann darf die Einfettung nur in bestimmten Grenzen verbleiben. Bei der natürlichen Funktion der Talgdrüsen sehen wir das Haar niemals fettglänzend, sondern es erscheint uns nur beim Anfassen weich und fetthaltig, genau so müssen aber auch wir bei der künstlichen Einfettung verfahren. In der Regel wird auch von Personen, die mit der Einfettung sparsam umgehen, noch zuviel Fett verbraucht, so daß auch ihre Haare nach der Einreibung blinken und straff anliegen. Eine solche Beschaffenheit des Haares ist stets ein untrügliches Zeichen dafür, daß noch immer zuviel Fettstoff verwendet wird. Schließlich ist die Einreibung nicht in bestimmten Zwischenpausen, gleichviel ob das Haar noch fettig ist oder nicht, vorzunehmen, sondern immer nur, wenn es selbst durch sein Aussehen das Bedürfniß dafür zeigt.

Als eines der dem Haarwuchs am meisten förderlichen Mittel wird das Abschneiden angesehen. Namentlich ist man in neuerer Zeit noch weiter darin gegangen, als früher, wo man zwar auch die Haare verkürzen ließ, aber doch nicht eine solche „Zuchthäuslerfrisur" liebte, wie heutzutage. Bei irgend einer Haarerkrankung, beim Ausfallen, Ergrauen oder Brüchigwerden ist die erste und meist einzige Hilfe das Abschneiden. Warum? Weil es der Barbier anräth, der doch immer mit Haaren zu thun hat und deshalb auch ihre Krankheiten kennen muß. Diese landläufige Meinung ist höchst einfältig. Wird ein Biertrinker, weil er zehn Jahre hindurch täglich zehn Glas Bier der verschiedensten Sorten trinkt, deshalb auch sagen können, wie ein Bier gebraut werden muß, damit es gut werde? Sicherlich nicht. Wir werden ihm zugestehen, daß er einen entwickelten Biergeschmack besitzt, aber deshalb kennt er noch lange nicht die Geheimnisse des Bierbrauens. Genau so verhält es sich mit dem Barbier. Da er Jahr-

zehnte hindurch verschiedenes Haar unter die Finger bekommt, so wird er gutes Haar zu würdigen wissen und auch erkennen können, wenn krankes Haar leidet, aber deshalb weiß er noch lange nicht, woran und warum es leidet. Noch viel weniger wird ihm gegen unbekannte Ursachen das richtige Gegenmittel zur Verfügung stehen. Wenn der Barbier gegen alle Haarkrankheiten Abschneiden anräth, so thut er es eben, weil er nichts Anderes weiß, und weil ihm — die Scheere am nächsten liegt. Hören wir, was Doktor Clasen in seinem vortrefflichen Werke „Haut und Haar" in dieser Angelegenheit äußert.

„Dies Abschneiden der Spitzen ist das A und O des Barbiers, der sofort mit dem Rath bei der Hand ist, recht häufig die Spitzen abschneiden zu lassen, wenn ihm Jemand seine Noth klagt hinsichtlich seines Haares. In dieser vielfachen und bei jeder Gelegenheit beharrlich wiederholten Empfehlung des Haarschneidens von Seiten der Barbiere und auch der Friseure darf man wohl einen Hauptgrund erblicken für seine Popularität. Eine große Rolle spielt bei dem Gedanken an die Nützlichkeit des häufigen Haarschneidens die Vorstellung von der Aehnlichkeit des Haares mit der Pflanze; man meint eben, in derselben Weise und aus demselben Grunde wie eine Weißdornhecke nach dem Beschneiden stärkere und zahlreichere Triebe bekomme, so daß die ganze Hecke dichter wird, ebenso müsse nach dem Schneiden auch das Haar an Stärke der einzelnen Haare und an Dichtigkeit des ganzen Wuchses zunehmen. Man läßt dabei ganz außer Acht, daß das Haar mit der Pflanze nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Die Pflanze ist ein lebender Organismus für sich, in deren ganzem Körper Lebenssäfte zirkuliren und der Stoffwechsel an jedem Punkte thätig ist und seine Wirkungen geltend macht; das Haar ist aber nichts als ein Anhängsel des Organismus, nichts als ein todter

Hornfaden, das Endprodukt des Stoffwechsels, welches sich, sobald es einmal auf die Hautoberfläche hervorgekommen ist, nicht weiter verändert."

Einen indirekten Beweis für die Unrichtigkeit des Beschneidens könnte man in dem Verhalten des Frauenhaares zu dem Männerhaar erblicken. Man wird wohl ohne Widerrede zugeben, daß die Frauen im Allgemeinen volleres Haar als die Männer besitzen und viel seltener an Haarschwund leiden. Die Glatze kommt nur in Ausnahmefällen vor. Und doch lassen die Frauen ihre Haare nur äußerst selten verkürzen, während es bei den Männern während des ganzen Lebens womöglich alle Monate geschieht. Wäre also das Beschneiden wirklich so dienlich, dann müßte das Verhältniß gerade umgekehrt sein.

Wie falsch übrigens der Vergleich des Haares mit der Pflanze ist, geht schon aus den Wachsthumsverhältnissen beider hervor. Die Pflanze schreitet an der Spitze in der Entwickelung fort, das Haar aber an seiner Wurzel. So verständlich es deshalb ist, daß bei der Pflanze Verschneiden das Wachsthum anregt, so wenig ist es zu verstehen, welchen Einfluß ein Abschneiden der Haarspitze auf die Haarwurzel ausüben soll. „Wenn nicht das Haar," wollen wir noch einmal E. Clasen das Wort geben, „ein lebloser Hornfaden wäre, sondern ein Gebilde von den Eigenschaften der Pflanze, mit der es so oft verglichen wird, so wäre man längst über diesen Punkt in's Reine gekommen, denn von den Pflanzen, von denen auch nicht alle das Beschneiden, namentlich nicht das Abschneiden über der Wurzel vertragen, weiß man längst durch die Erfahrung, wie jede einzelne Art beschnitten sein will. Jedenfalls, das liegt klar auf der Hand: das Beschneiden kann nur auf diejenigen Haare hinderlich oder förderlich wirken, welche von der Scheere oder dem Rasirmesser getroffen werden; es kann also die Zahl der Haare unmöglich durch

das Schneiden vermehrt werden, und man kann deshalb nie und nimmer erwarten, durch das Beschneiden einen dichteren Stand des ganzen Wuchses zu erzielen."

Ja, vielleicht ist das übliche kurze Abschneiden des männlichen Haupthaares zum Theil für das Ueberhandnehmen der Glatzen verantwortlich zu machen, insofern als die Haarpapille in der Erzeugung ihres Bildungsstoffes zu schnell erschöpft wird. Wenn es trotzdem manchmal den Anschein hat, als würde das Haar durch häufiges Abschneiden wieder dichter und kräftiger, so liegt der Grund dafür nicht an dem Abschneiden, sondern an anderen Vornahmen, die gewöhnlich dabei nebenher laufen.

Aber das Haar muß doch — so mögen wohl nicht Wenige sagen — auf irgend eine Weise gestärkt werden. Diese Ansicht ist allerdings fast allgemein verbreitet, und aus dieser Anschauung heraus hat man dann zu den vielerlei stärkenden Haarmitteln gegriffen, die mit dem Franzbranntwein beginnen und der Chinapomade enden. Aber alle diese Stärkungsmittel gehen immer wieder von der falschen Voraussetzung aus, daß das Haar eine Art Pflanze sei, welche die stärkenden Flüssigkeiten aufsaugen und zu ihrem Aufbau verwenden könne. Daß diese Meinung falsch, ist schon zur Genüge dargethan worden, und daraus ergibt sich denn auch als einfache Folge die Nutzlosigkeit der haarstärkenden Mittel. Vielmehr ist es der Nährboden des Haares, die Kopfhaut, welche gestärkt werden muß. Die beste Stärkung der Kopfhaut aber ist Reinlichkeit, die einzig und allein erzielt wird durch das Waschen des Kopfes.

So einfach es klingt, so wahr ist es: das Kopfwaschen ist das einzige und beste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit der Haare. Sonderbarer Weise erscheint vielen Menschen das Kopfwaschen als eine Ungehörigkeit, eine Naturwidrigkeit. Man wäscht sich zwar Gesicht und Hände, aber den Kopf mit Wasser und Seife zu reinigen, wird

nicht nur für unpassend, sondern auch oft sogar für ungesund gehalten. Man glaubt für die Kopfhaut genügend gesorgt zu haben, wenn man den Kopf kräftig mit Kamm und Bürste bearbeitet, bedenkt aber gar nicht, daß beide Geräthe viel mehr für die Säuberung des Haares, als des Haarbodens geeignet sind. Ja, man gesteht selbst durch die Anwendung der sogenannten stärkenden Mittel ein, daß die tägliche Pflege des Haares nicht genüge, und doch geht man den einen Schritt nicht weiter und reinigt die Kopfhaut ebenso wie die übrigen Theile des Körpers. Die Waschung des Kopfes belebt den Blutumlauf und führt dadurch den Haarpapillen Nahrungsstoffe zu, die zur regeren Thätigkeit Veranlassung geben. Hierin liegt die gesundheitsförderliche Bedeutung des Kopfwaschens. Das Waschen ist ganz und gar nicht, wie des Oefteren behauptet wird, die Ursache von rheumatischen Erkrankungen aller Art, sondern höchstens die dabei bewiesene Unvorsichtigkeit. Wer plötzlich eiskaltes Wasser auf den Kopf bringt oder, nicht völlig abgetrocknet, in den Zug geht, braucht sich durchaus nicht zu wundern, wenn er sich erkältet; aber die Schuld an der Erkältung trägt nicht die Waschung, sondern die eigene Unachtsamkeit.

Daher ist die Kopfwäsche, namentlich anfangs, stets nur mit warmem oder lauwarmem Wasser vorzunehmen und höchstens in den heißesten Monaten kaltes Wasser zu verwenden.

Für das Waschen bedarf es bei Männern keiner besonderen Vorschrift, die Kürze des Haares läßt sowohl leicht eine eindringende Einseifung als auch eine kräftige Ausspülung zu. Anders bei dem weiblichen Geschlecht, hier nöthigt die Länge des Haares zu einigen Vorbereitungen. Zunächst muß das aufgelöste Haar über die Stirn gekämmt und mit einer Bürste sorgsam gesäubert werden. Dann scheitelt man das Haar in verschiedene

kleinere Parthien und läßt sich nun von einer Hilfsperson die einzelnen Stellen in der Weise waschen, daß die Kopfhaut mit einer langborstigen Bürste, die aber immer wieder eingeseift wird, in langen Strichen von hinten nach vorn gereinigt wird. Ist der ganze Kopf solchermaßen gewaschen, so bedarf er einer gründlichen Abspülung mit lauem Wasser, damit die anhaftenden Seifetheilchen entfernt werden. Nach der Waschung hat man das Haar kräftig mit einem groben Handtuch zu trocknen. Aber selbst bei den sorgfältigsten Abreibungen wird es zu einer vollständigen Abtrocknung erst nach längerer Zeit kommen, und deshalb ist das Haar noch einstweilen lose zu tragen. Die Waschung wird daher am besten des Abends vor dem Schlafengehen vorgenommen, wo man im erwärmten Zimmer ausreichende Muße hat, um die Abtrocknung abzuwarten. Auf alle Fälle hat man sich sorgsam vor Zug und einer plötzlichen Abkühlung zu bewahren.

Die Kopfwaschung ist aber nicht erst vorzunehmen, wenn die Kopfhaut vollständig eingeschmutzt ist, sondern sie ist von Zeit zu Zeit regelmäßig zu wiederholen, ehe sich eine Schmutzschicht auf dem Kopf ablagert. Deshalb ist wenigstens einmal in der Woche eine Kopfwäsche von Nöthen, und Personen, welche sich viel in staubiger Luft aufhalten oder viel Oel verwenden, dürfen sogar, ohne zu viel zu thun, zweimal zu Wasser und Seife greifen. Bei der zum Kopfwaschen gebrauchten Seife ist darauf zu achten, daß sie nicht scharf alkalisch ist, damit die Kopfhaut nicht angegriffen wird. Am besten thut man, wenn man sich aus der Apotheke Marseiller Seife holt, die zwar nicht allzu sehr schäumt und nicht besonders gut riecht, aber preiswerth ist und alle Anforderungen erfüllt.

Früher hießen die Barbierstuben auch noch Badestuben, weil thatsächlich in ihnen gebadet wurde. Davon führt der Barbier noch heutigen Tages in manchen Gegenden den

Namen Bader. Die Verhältnisse unserer Badeanstalten haben sich so geändert, daß an eine Wiedervereinigung der Barbierstube mit der Badestube nicht zu denken ist. Und doch sollte sich der Barbier befleißigen, wieder mehr Bader zu werden, nämlich Bader für den Kopf. Dadurch könnte er in der That erzielen, was er durch Abschneiden der Haare zu erreichen wähnt: eine Kräftigung der Kopfhaut und des Haares.

Es ist bisher immer nur die Rede von der Pflege des gesunden Haares gewesen, und es dürfte daher auch jetzt die Behandlung des kranken Haares zu berücksichtigen sein. In erster Linie wird uns hier der Haarausfall, der Haarschwund, interessiren, der zu der so unerwünschten Glatze führt. Man kennt jetzt als Ursache des Haarausfalles den Schinn, jene vielverbreitete Kopfhauterkrankung, welche die winzigen weißen Schüppchen absondert. Der Beginn des Leidens ist gewöhnlich ein ganz harmloser und führt anfänglich nur die Unannehmlichkeit mit sich, daß die Kleider durch die herabfallenden Schuppen verunreinigt werden. Aber bald ändert sich das Bild, nicht nur Schuppen, sondern auch die Haare fallen aus, die einzelnen Haarfäden werden kürzer und kürzer, schwächer und schwächer, und ehe man es ahnt, ist die Glatze da. Das vermehrte Ausfallen der Haare ist das erste Warnungszeichen, welches nirgends unbeachtet gelassen werden sollte.

Was ist nun gegen den Kopfschinn zu thun? Nichts Anderes, als was schon für die Pflege des gesunden Haares empfohlen wurde, Waschen der Kopfhaut. Nur muß hier die Waschung öfter, unter Umständen täglich, erfolgen und in derselben Weise Monate hindurch fortgesetzt werden. Man verwende auch hier wieder warmes Wasser und von den Seifen am besten die Theerseife. Gründliche Ausspülung und Abreibung muß ebenfalls angewandt werden. Zu warnen ist dagegen vor dem täglichen Gebrauch kalter

Brausen. Diese halten den Haarausfall nicht auf, sondern begünstigen ihn, indem niemals, auch durch noch so eifriges Frottiren nach der Brause, eine Erwärmung der Kopfhaut erreicht wird, die der vorangegangenen Abkühlung entspricht. Auch wenn nach Waschungen in einem größeren Zeitraum aller Schinn verschwunden zu sein scheint, ist die Krankheit noch lange nicht gehoben. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man mit den Fingern ein Büschel Haare ergreift und daran zieht. Man wird dann immer einige Haare in den Händen behalten. Ja, auch das Waschen wird eine Anzahl Haare zum Ausfall bringen, allein man braucht um diesen Verlust nicht allzu bekümmert zu sein, da er früher oder später doch eingetreten wäre. Aber schon nach acht Tagen wird der Ausfall nachlassen, und zugleich damit der Weg zur Besserung beschritten werden.

Eine Nachbehandlung ist jedoch nach jeder Waschung zu beachten: die Einölung des Haares zur Vermeidung des Brüchigwerdens. Als Oel benutzt man am besten reines Olivenöl.

Zur Pflege des Haares gehört auch die Pflege des Bartes, der noch viel mehr ein Stiefkind hinsichtlich der Reinigung ist, als das Kopfhaar. Und doch wird der Bart auch bei dem reinlichsten Menschen im Laufe des Tages durch anhangende Speisereste, Flüssigkeiten, Tabakssäfte und Staub außerordentlich verunreinigt. Dazu kommt noch, daß manche Personen beim Waschen wohl das Gesicht gründlich säubern, niemals aber daran denken, den Bart zu netzen, geschweige denn einzuseifen. Der Bart bedarf so gut einer Reinigung, wie jeder andere Theil des Gesichts, und zwar muß er nicht blos täglich mit Wasser gewaschen werden, sondern wöchentlich mindestens einmal geseift werden. Dann erst wird er jene zarte Weichheit erhalten, die zu seinen schönsten Eigenschaften zählt. Eine Gefahr für den Bart, die je nach der Ausbreitung ver-

ſchieden groß ſein kann, iſt die Raſirflechte, die ſich namentlich am Halſe ſolcher Perſonen einfindet, die hohe anſchließende Kragen tragen. Man gewahrt dabei rothe Knötchen, die ein einzelnes Haar umſchließen. Die Krankheitsurſache iſt ein Pilz, der durch das Raſirmeſſer übertragen wird und deſſen Verbreitung durch ſchlechtes Raſiren mit ſtumpfem Meſſer gefördert wird. Der beſte Schutz gegen das Uebel iſt eigenes Raſirzeug und bei ſchon beſtehendem Vorhandenſein fortgeſetztes Waſchen mit Ichthyolſeife.

Bei der Pflege des Haares wird faſt immer nur als auf eine hervorragende Zierde Rückſicht genommen, und hauptſächlich deshalb alle Sorgfalt auf ſeine Erhaltung verwandt. Das Haar iſt aber nicht nur ein Schmuck, ſondern es erfüllt auch noch einen bedeutungsvolleren Zweck, indem es eine ſchützende Hülle des Kopfes gegen plötzliche Temperaturſchwankungen abgibt. Je empfindlicher ein Organ iſt, deſto mehr wird es eines ſolchen Schutzes bedürfen, und deshalb iſt es kein Zufall, wenn gerade der Kopf, das Gefäß für das Gehirn, ſich des Haarüberzuges erfreut. Der Fürſorge, welche die Natur für ihr edelſtes Gebilde, das Menſchenhirn, an den Tag legte, ſollen wir uns werth machen, indem wir eine größere Sorgfalt auf die Erhaltung und Pflege des Haares verwenden.

Kompaß und Log.

Nautiſche Skizze

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Der Binnenländer, welcher nie ein großes Seeſchiff anders als im Bilde geſehen hat, vermag ſich ſelten eine richtige Vorſtellung davon zu machen, mit welchen Schwierigkeiten der Seemann bei der richtigen Führung ſeines Schiffes zu kämpfen hat, und wie ſehr, abgeſehen von Sturm und Klippen, ſein Geſchick beeinflußt wird von Dingen und Verhältniſſen, von deren bloßem Vorhandenſein die „Landratte“ keine Ahnung hat, und die doch, ſo geringfügig ſie auf den erſten Blick erſcheinen, die gefährlichſten Unfälle herbeiführen können. Sie verſchulden es in erſter Linie, daß Schiffe, die von bewährten Seeleuten geführt werden, doch auf den Strand oder auf Klippen laufen und ſcheitern.

Man theilt die Steuermannskunſt ein in eine geographiſche und in eine aſtronomiſche. Die geographiſche Steuermannskunſt wird ausgeübt mit dem Kompaß und dem Log, die aſtronomiſche vermittelſt des Chronometers und des Sextanten. Wir wollen uns nur an die Inſtrumente der geographiſchen Steuermannskunſt halten, da eine Beſchreibung der Operationen mit Sextant und Chronometer ein zu bedeutendes mathematiſches Wiſſen bei dem Leſer vorausſetzen würde.

Der Seemann, der mit seinem Schiffe sich mitten auf dem Meere befindet, muß täglich feststellen, wo es ist, um zu wissen, wie er zu steuern hat, um zu berechnen, ob Land in der Nähe ist. Es wird deshalb auf jedem, auch dem kleinsten Schiffe Mittags das sogenannte „Besteck gemacht". Ist stürmisches Wetter, und der Himmel bedeckt, so daß man weder Sonne noch Mond beobachten kann, so muß man sich begnügen, ein „gegißtes Besteck" zu machen, d. h. mit Kompaß und Log die Stelle zu berechnen, an der man sich ungefähr befindet. Diese Berechnung ist aber durchaus unsicher, und sobald sich irgend eine Gelegenheit bietet, muß das „rechte Besteck" gemacht werden, d. h. eine Aufnahme der Sonnenhöhe.

Es ist dem Leser aus der Schule bekannt, daß der Kompaß der treue Führer des Seemanns ist, er wird sich vielleicht wundern, wenn ihm hier erklärt wird, daß der Kompaß ein höchst unzuverlässiger Führer ist, ein derartig unzuverlässiger Geleiter, daß viele Schiffe jährlich durch die eigenthümlichen Schwankungen des Kompasses zu Grunde gehen. Diese Gefahr der Kompaßschwankungen — der Seemann nennt sie Mißweisungen — ist in den letzten Jahrzehnten in kolossaler Weise gewachsen, seitdem man immer mehr Eisen beim Schiffsbau verwendet. Nur die sorgfältigsten Beobachtungen, nur unablässige Versuche mit dem Kompaß, können den Seemann befähigen, sicher seinen Weg durch die weite Wasserwüste zu nehmen.

Wer zum ersten Male einen Schiffskompaß sieht, ist gewöhnlich sehr erstaunt über seine Einrichtung. Die Kompasse, die wir an Land besitzen, und die Jeder wohl einmal in der Hand gehabt hat, bestehen aus einer runden Metallbüchse, die einen Glasdeckel hat und innerhalb welcher eine Magnetnadel sich auf einer Stahlspitze frei bewegt. Auf dem Boden der Metallbüchse ist die sogenannte

„Windrose" angebracht, das heißt die 32 Richtungen von Nord nach Ost, Süd und West.

Ganz anders sieht der Schiffskompaß aus, der Seemann theilt jetzt nicht mehr den Kompaß in 32 einzelne Striche ein, auch wählt man nicht mehr die zu Irrthümern führende einzelne Bezeichnung der Striche, wie z. B. Nordost gen Ost oder Nord-Nord-Ost, sondern man hat eine einfache Nummerirung erfunden, welche fast jeden Irrthum ausschließt. Die sogenannten vier Kardinalpunkte Nord, Süd, Ost und West hat man natürlich beibehalten, man hat aber von Norden rechts bis nach Osten und links bis Westen den Zwischenraum in sieben Theile getheilt, ebenso den Raum von Süden links nach Westen, rechts nach Osten, und die Bezeichnung N. 4 O., d. h. vier Striche von Nord nach Ost gerechnet, ist viel deutlicher, als die frühere verwickelte Angabe.

Sehr überraschend für den Laien nun aber ist es, daß diese „Kompaßrose" nicht unter der Magnetnadel sich befindet, sondern daß der Magnet vielmehr unter der Rose, die man auch gewißermaßen ein Zifferblatt nennen könnte, angebracht ist, und daß die ganze Scheibe gezwungen ist, sich zu bewegen. Wir werden gleich sehen, wie man auf den Gedanken kam, diese eigenthümliche Einrichtung zu schaffen. Die Bewegung einer Magnetnadel zu beobachten, ist schon bei sehr ruhigem Wetter und auf dem Lande schwierig, weil die in der Mitte frei aufgehängte Magnetnadel beständig zittert. Macht man die Magnetnadel sehr lang, so daß der Unterschied, den sie anzeigt, größer wird, so schwächt man ihre Kraft, und sie zeigt nicht mehr richtig. Um vieles schwieriger ist natürlich die Beobachtung einer solchen Nadel bei stürmischem Wetter. Man kam daher auf den Gedanken, eine möglichst große, aber sehr leichte Scheibe zu konstruiren, zu der man Papier oder das sogenannte Marienglas ver-

wendete. Man setzte in die Mitte der Scheibe unterhalb derselben die Magnetnadel, welche nun die Scheibe hin und her treibt und es ermöglicht, die starken Striche der Scheibe abzulesen. Man setzte die Scheibe mit der Magnetnadel unter ihr auf einen Stahlstift und dann den ganzen Apparat in ein kupfernes Gehäuse. Dasselbe hat ungefähr die Form einer Kugel, welche an der einen Seite schräg abgeschnitten ist, so daß man deutlich hineinsehen kann. Der Kompaß hängt in doppelten Ringen, so daß er die Schwankungen des Schiffes nicht mitzumachen braucht. Es sind außerdem an dem Kompaß Vorrichtungen zur seitlichen inneren Beleuchtung angebracht, damit auch bei Nacht die Kompaßscheibe genau abgelesen werden kann. In dem feststehenden Theil des Kompasses ist ein dicker schwarzer Strich angebracht, welcher genau in der Mittellinie des Schiffes liegt, d. h. in der Linie, die man vom Bug hinten nach dem Steuer zieht. Man nennt diesen dicken Strich den „Steuerstrich", und es ist für den Steuermann der maßgebende Punkt, auf den er sein Augenmerk zu richten hat.

Der Navigationsoffizier, auf den Handelsschiffen gewöhnlich der erste Steuermann, auf den Kriegsschiffen ein besonders dafür angestellter Offizier, gibt den Leuten am Steuerruder genau den Strich an, der zu steuern ist. Er gibt z. B. an: N. 5 W., d. h. 5 Strich nordwestlich. Der Mann am Steuer wird nun das Rad so drehen, daß der 5. Strich von Nord nach Westen gerechnet auf der Kompaßrose sich in dieselbe Linie mit dem Steuerstrich stellt, und in dieser Stellung wird er ihn durch Drehung des Steuerrades trotz aller Schwankungen des Schiffes festzuhalten suchen, unverrückt bleiben die Augen des Steuernden auf den Kompaß, der unmittelbar vor ihm steht, gerichtet. Wird das Wasser stürmisch, so müssen zwei, drei, ja sechs Mann in die Speichen des Steuerrades greifen,

um das Schiff in dem Kurse zu erhalten. Bei den Riesendampfern der Handels- und Kriegsmarine hilft man sich mit Dampfsteuerung, welche die Menschenkraft ersetzt.

Wenn der Steuermann oder Navigationsoffizier nun aber den Kurs mit N. 5. W. angegeben hat, so weiß er, daß das Schiff keineswegs in dieser Richtung seinen Weg nimmt; er hat bei der Angabe vielmehr schon mit Hilfe von Tabellen und der Erfahrungen der letzten Tage die sogenannten Mißweisungen des Kompasses herausgerechnet und bei Angabe des Kurses sorgfältig in Betracht gezogen.

Es wird dem Leser bekannt sein, daß die Magnetnadel sich nicht an allen Orten der Erde gleichmäßig verhält, also nicht immer genau nach Norden zeigt, daß sie vielmehr beständig das Bestreben hat, von dieser Linie nach rechts oder links abzuweichen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Abweichungen geringer sind, wenn man nach Nord oder Süd fährt, daß sie aber sehr bedeutend werden, wenn man nach Ost oder West segelt. Man hat daher Karten hergestellt, auf denen man diejenigen Punkte der Erdkugel, welche eine gleiche Schwankung der Magnetnadel verursachen, durch Linien verband, die man Isogonen nannte. Aus diesem Beobachtungsmaterial hat man nun Tabellen hergestellt, welche der Steuermann beständig zu Rathe ziehen muß, wenn er den Kurs angibt, nach dem gesteuert werden soll.

In der letzten Zeit, seit die Dampfschiffe vollständig aus Eisen gebaut werden, ist die Sache noch schwieriger geworden. Wie Jedem bekannt, übt Eisen oder Stahl einen außerordentlichen Einfluß auf die Magnetnadel aus, veranlaßt sie, von der genauen Richtung abzuweichen. Man denke sich nun, wie groß dieser Einfluß auf einem Schiffe sein muß, das vom Kiel bis zum Deck aus Eisen hergestellt ist, ja dessen Untermasten selbst aus eisernen

Röhren bestehen. Bringt man einen zuverlässigen Kompaß auf ein solches Schiff, so wird er binnen kurzem unsicher, weil das Eisen eine unfehlbare Anziehungskraft von allen Seiten auf ihn ausübt.

Um nun einen Anhalt zu haben, der ja nicht vollständig zuverlässig ist, aber doch einigermaßen genau genannt werden kann, hat man jetzt auf jedem Schiff einen sogenannten „Normalkompaß" angebracht. Dieser Kompaß ist in einem Gehäuse zwischen den Masten in bedeutender Höhe über dem Deck angebracht. Man hat ihn deshalb dort oben aufgehängt, damit das Eisen des Schiffes nicht mehr so viel Anziehungskraft auf die Magnetnadel ausüben kann, und dieser Kompaß wird stündlich, ja viertelstündlich, wenn es sein muß, beobachtet. Man hat außerdem an verschiedenen Stellen des Schiffes Kompasse aufgestellt, die man theils auf feste Untergestelle gesetzt hat, theils frei aufhing, um verschiedene Beobachtungsmöglichkeiten an ihnen zu haben. Aus allen diesen Angaben der verschiedenen Kompasse, welche niemals gleichmäßig zeigen, sucht der Steuermann das wahre Mittel zu berechnen und kann ja dann allerdings sicher sein, nicht gar zu große Irrthümer in seiner Berechnung zu begehen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln ist der Steuermann aber immer noch gezwungen, andere Hilfsmittel herbeizuziehen, insbesondere hat er, wenn Land in Sicht kommt, zahlreiche „Peilungen" vorzunehmen. „Peilen" heißt in der Seemannssprache messen. Man spricht z. B. von einer Peilung der Wassertiefe, d. h. von einem Messen der Wassertiefe; man spricht aber auch davon, einen Leuchtthurm oder einen Kirchthurm zu peilen, d. h. ihn vermittelst des Peilkompasses anzuvisiren, um eine Kontrole über die Kompasse, die man an Bord hat, auszuüben. Der Peilkompaß ist in der Mitte des Schiffes angebracht, ist ebenso sorgfältig gearbeitet, wie der Normalkompaß,

aber nur in einem beweglichen Ringe aufgehängt und so eingerichtet, daß man ihn um seine Horizontalachse vollständig drehen kann. Senkrecht an diesem Peilkompaß und zwar genau in der Nord-Südlinie, sind an den beiden Punkten Nord und Süd eiserne Lineale angebracht, von denen das am Nordpunkte einen feinen Einschnitt zeigt, welcher von oben nach unten geht, während in dem Lineal am Südpunkt ein ebenso feiner Einschnitt sich befindet, der quer, also horizontal durch dieses eiserne Lineal geht. Blickt man nun durch den Quereinschnitt und den Längseinschnitt auf irgend einen festen Punkt am Lande, so kann man sicher sein, die genaue Richtung zu haben und sich bei diesem Visiren nicht zu irren. Die Seekarten, die jedes Schiff an Bord hat, sind außerordentlich zuverlässig, insbesondere ist auf ihnen die Himmelsrichtung mit großer Genauigkeit angegeben. Kommt Land in Sicht und auf diesem ein erhöhter Punkt, also ein Kirchthurm, oder ein Leuchtthurm, so wird der Steuermann augenblicklich an den Peilkompaß treten und diesen Gegenstand peilen, d. h. anvisiren. Hat er die Visirlinie genau eingerichtet, so kann er am Kompaß ablesen, in welcher Himmelsrichtung sich der Gegenstand befindet; er vergleicht dann die Lage des Gegenstandes auf der Karte und wird gewöhnlich finden, daß der Peilkompaß nicht mit der wirklichen Lage des Ortes übereinstimmt. Dieser Unterschied ist der Fehler, den der Kompaß und mithin auch die anderen Kompasse an Bord machen.

Der Seemann begnügt sich aber nicht mit einer solchen Peilung. So lange die Küste in Sicht ist, wird er immer wieder den Peilkompaß benutzen und zwanzig, dreißig, vierzig verschiedene Beobachtungen machen, deren Ergebniß er sorgfältig aufzeichnet.

Geht das Schiff vor Anker oder kommt es in einen größeren Hafen, so muß der Steuermann sich an Land

begeben und seinen Peilkompaß oder Normalkompaß mit einem an Land befindlichen sicheren Kompaß vergleichen. Er findet solche zuverlässigen Kompasse gewöhnlich auf dem Hafen- oder Seeamt, wo er auch in der Lage ist, seine Uhren, die sogenannten Chronometer, selbst auf die Bruchtheile von Sekunden zu reguliren.

Unterläßt der Steuermann die beständige Beobachtung des Kompasses, macht er nicht unablässig Beobachtungen an den Kompassen, peilt er nicht fleißig, sobald Land in Sicht ist, so ist es unvermeidlich, daß die Mißweisungen der Kompasse, nach denen man steuert, allmälig so groß werden, daß das Schiff einen ganz anderen Weg nimmt, als man glaubt, und während der Steuermann nach seiner Berechnung noch weit von der Küste entfernt ist, stößt er dann in finsterer Nacht plötzlich bei ruhigem, klarem Wetter mit dem Schiff in voller Fahrt auf unterseeische Klippen oder Sandbänke, und das Schiff geht mit Mann und Maus unter.

Aber auf der weiten, unendlichen Wasserfläche, die das Segelschiff wochenlang durchfährt, würde der Steuermann sich trotz der Beobachtung der Sterne und der Sonne und trotz der Kompasse doch nicht zurechtfinden, wenn er nicht täglich, ja stündlich ausrechnen könnte, wie rasch sein Schiff läuft.

Die einfachste Art und Weise, zu ermitteln, wie geschwind ein Schiff durch die Wogen eilt, besteht darin, daß man an der Spitze des Schiffes einen Gegenstand über Bord wirft und zusieht, wie lange es dauert, bis das Schiff an ihm vorübergefahren ist, oder, was ja dasselbe ist, bis der Gegenstand am hinteren Ende des Schiffes angelangt ist.

Diese Messung ist aber nur eine sehr unzuverlässige, sie ist gewissermaßen nur ein Schätzen, nicht ein Messen. Seit Jahrhunderten benützt man daher ein Instrument,

welches in seiner Einfachheit bis heute unerreicht ist, trotzdem sich Hunderte von Mechanikern und Seeleuten schon den Kopf über Verbesserungen desselben zerbrochen haben. Dieses Meßinstrument ist das Log.

Der Leser denke sich eine hölzerne kreisrunde Scheibe von etwa 10 bis 15 Centimeter Durchmesser, aus welcher ein Viertel herausgeschnitten wird. Dieser Kreisausschnitt ist das Logbrett. Der Bogenrand wird so stark mit Blei beschwert, daß das Logbrett im Wasser aufrecht, d. h. mit der Spitze nach oben schwimmt. Vermittelst eines sogenannten „Hahnepoot", d. h. drei kurzen, in einem Punkte vereinigten Leinen, wird nun eine lange Leine an dem Log befestigt, welche dazu dienen soll, die Geschwindigkeit des Schiffes zu messen. Man wirft das Logbrett am hinteren Ende des Schiffes über Bord, worauf es sich im Wasser senkrecht aufstellt. Man läßt nun ein Stück Leine auslaufen, welches den Namen „Vorläufer" führt und welches so lang ist, wie das Schiff. Dieser Vorläufer ist in der Logleine durch einen Knoten markirt, der mit Oelfarbe angestrichen ist, so daß er dem loggenden Steuermann auffällt. Die Leine des Logs ist auf einer einfachen Rolle aufgewickelt, die sehr leicht in Zapfen läuft. Diese Rolle nimmt ein Matrose in beide Hände und hält sie möglichst ohne zu schwanken und zu wackeln, so daß sich die Leine sauber und glatt abwickeln kann. Ein zweiter Matrose hat eine Sanduhr in der Hand, welche gewöhnlich so eingerichtet ist, daß ihr Inhalt innerhalb vierzehn oder achtundzwanzig Sekunden aus dem oberen in den unteren Trichter abläuft.

Nachdem das Log ausgeworfen ist, beginnt die Leine sich abzuwickeln, und der Steuermann gibt Acht, bis der durch Farbe markirte Karton des Vorläufers den hinteren Rand des Schiffes passirt hat; in diesem Augenblicke gibt er das Kommando „Los!", und der Matrose, der die

Sanduhr hält, dreht dieſelbe um, ſo daß die mit Sand gefüllte Hälfte nach oben kommt, worauf der Sand natürlich ſofort in die untere Hälfte der Uhr zu fallen beginnt. In beſtimmten Zwiſchenräumen ſind in der Leine Knoten angebracht, welche für den beobachtenden Steuermann das Zeichen ſind, wie viel von der Leine ſich bereits abgewickelt hat. Dieſe Knoten ſind auch verſchiedenfarbig, man unterſcheidet Haupt- und Nebenknoten. Der Steuermann zählt ſorgfältig, wie viel ſolcher Haupt- und Nebenknoten den hinteren Rand des Schiffes paſſirt haben, bis der Matroſe, der die Sanduhr hält, den kurzen Ruf „Fertig!“ ausſtößt. In dieſem Augenblicke hält der Matroſe, der die Rolle trägt, die Leine an, und man kann nun genau nachmeſſen, wie viel Knoten von der Leine abgelaufen ſind. Da nun jeder abgelaufene Knoten der Logleine dem Fortgang einer Seemeile in der Stunde entſpricht, ſo wird dem Leſer jetzt auch verſtändlich ſein, wenn der Seemann von einem Schiffe nicht ſagt, es laufe in der Stunde ſo und ſo viel Meilen, ſondern ſo und ſo viel Knoten.

Die Angaben des Logs ſind nicht durchaus zuverläſſig. Das Log bleibt gewöhnlich nicht vollſtändig im Waſſer ſtill ſtehen, ſondern es wird ein wenig dem Schiffe nachgezogen; eine etwaige Strömung treibt es auch bei Seite, ſo daß die Entfernung nicht ganz genau ſtimmt, welche die Logleine angegeben hat. Immerhin iſt die Berechnung eine ziemlich richtige, und der Seemann kann das Loggen unter keinen Umſtänden entbehren.

Man hat verſucht, das Log noch ſorgfältiger zu konſtruiren, man hat „Patentlogs“ erfunden, welche ein Räderwerk enthalten, das in einer Blechbüchſe eingeſchloſſen iſt. Wirft man dieſe Blechbüchſe über Bord, ſo beginnen Schraubenflügel, die außerhalb angebracht ſind, ſich zu drehen und übertragen ihre Bewegung auf die Räder, dieſe wiederum

auf Zeiger. Zieht man dann nach einer bestimmten, genau abgemessenen Frist das Patentlog wieder an Bord, so braucht man nur das Gehäuse zu öffnen, um nachzusehen, wie viel Umdrehungen die Schraube gemacht hat, was man auf den Zifferblättern der Räder genau ablesen kann. Diese Patentlogs kann man aber nur anwenden, wenn das Schiff mit einer bestimmten Geschwindigkeit, nämlich von mindestens drei Knoten innerhalb einer Stunde läuft; geht es langsamer, dann versagt das Patentlog, und der Seemann muß immer wieder zu dem gewöhnlichen Log greifen. Wo das Wasser verunreinigt ist, in der Nähe der Küste, da wo viel Tang im Meere wächst, nimmt das Patentlog sehr leicht Unreinlichkeiten auf, verstopft sich und wird gänzlich unbrauchbar. Daher muß der Seemann immer wieder zu dem alten, seit Jahrhunderten gebräuchlichen Log greifen.

Das Log und der Kompaß sind überhaupt wie die einfachsten, so die unentbehrlichsten Hilfsmittel der Steuermannskunst, und wo sie versagen, da ist der Seemann völlig hilflos auf weitem Ocean. Darum beruht unsere ganze überseeische Schifffahrt im Grunde auf Kompaß und Log.

Die Haube.

Ein Beitrag zur Geschichte der Kopfbedeckungen.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt gewiß keinen anmuthigeren, herzerquickenderen Anblick, als ein frisches, rosiges, von einem zierlichen weißen Häubchen umrahmtes Frauenangesicht. Wer es so des Morgens am offenen Fenster, oder sonst wo erblickt,

der fühlt sich, wenn schon nicht hinan-, so doch mächtig angezogen und möchte darauf schwören, daß das Häubchen das Weib am besten kleide und all' den sonderbaren, den Namen Hut führenden Schöpfungen der Mode entschieden vorzuziehen wäre.

Die Damenwelt ist jedoch anderer Meinung, sie behauptet, sich des Häubchens keineswegs, wie allgemein angenommen wird, zur Verschönerung ihres Ichs, sondern blos zum Schutze gegen den bei häuslichen Verrichtungen an allen Ecken und Enden aufwirbelnden Staub, oder als Deckmantel der noch ungeordneten Frisur zu bedienen, und erklärt fest und bestimmt, diese Kopfbedeckung nie und nimmer dem Hute vorziehen zu wollen.

Allerdings will auch heute noch jedes Weib „unter die Haube" kommen, allein das ist denn doch nur bildlich gesprochen. Die Haube ist ja längst nicht mehr das Attribut und, in einer gewissen Form natürlich, das ausschließliche Vorrecht verheiratheter Frauen. Nur ein einziges, zudem sehr kleines Volk, das der Esthen, kann sich eine Frau ohne Haube nicht denken; dort wird eine solche jeder Neuvermählten unter entsprechenden Feierlichkeiten verliehen.

Man nennt dies die „Haubung". Die junge Frau muß dabei auf den Knieen ihres Bruders, oder in Ermangelung dessen, eines anderen männlichen Anverwandten sitzen und ein Kind im Schoße halten. Mehrere Männer tanzen eine Weile um die Gruppe herum, dann aber treten die Weiber vor, und nun setzt die vornehmste von ihnen der Braut beim Klange der Hochzeitslieder die sogenannte „lange Haube" auf. Sie ist hochroth und erinnert ihrer Gestalt nach an jene Zipfelmütze oder Schlafhaube, welche dem deutschen Michel seinerzeit als besonderes Kennzeichen verliehen wurde. Noch vor fünfundzwanzig Jahren neckten sich die Deutschen mit dieser Kopfbedeckung.

Einer eignete sie dem Anderen zu, und wie damals, so pflegt man noch heute einen phlegmatischen, wenig beweglichen, theilnahmslosen Menschen eine Schlafhaube zu nennen.

Hierdurch darf sich indessen Niemand verleiten lassen, die Zipfelmütze als Urbild der Haube zu betrachten. Das ist sie nicht. Sie kam erst im 13. Jahrhundert zu einer Zeit auf, als man bereits längst Hauben trug, und wie so vieles Andere, hat auch sie ein dringendes Bedürfniß, d. h. die Noth, geboren. Es war nämlich damals die Mode entstanden, die Haare in Locken zu wickeln, und da dies — das Brenneisen war noch nicht erfunden — immer schon einige Tage vor Bedarf des „Lockenwaldes" geschehen mußte, war ein Schutzmittel gegen die während des Schlafes unvermeidliche Beschädigung des „Gewickels" dringend nöthig. Als das beste der zu diesem Zwecke ersonnenen Mittel wurde nun die enganliegende, aus Seide oder Leinwand verfertigte oder gesponnene Haube erkannt und allgemein gebräuchlich.

Wer sie erfunden hat, ist nicht bekannt, doch steht fest, daß es entweder ein Deutscher oder eine Deutsche war. Ueberhaupt ist die Haube, die zuerst von beiden Geschlechtern getragen wurde, deutschen Ursprunges und, wie die altrömischen Schriftsteller berichten, von den Germanen zunächst zu den Galliern gekommen. Wie sie anfangs hieß, weiß jedoch Niemand zu sagen. Erst im frühen Mittelalter wird die männliche und weibliche Kopfbedeckung ausdrücklich Haube genannt. Und zwar offenbar deshalb, weil sie jener besonderen Gattung „Dach" nachgebildet war, welche die Baumeister „Helm" oder „welsche Haube" nannten und übrigens noch immer nennen.

Da nun dieses Dach kugelförmig ist, erhielt die Haube auch die Bezeichnung „Gugel" (Kugel), diese jedoch zumeist jedoch nur dann, wenn sie auch die Ohren bedeckte, was naturgemäß nur im Winter nöthig war. Die Gugel

mag also wohl das Urbild der noch existirenden Pelz- oder Pudelhaube sein. Jede andere Kopfbedeckung hieß Haube schlechtweg und war für verheirathete Männer und Frauen aus dunklem, für Junggesellen und Mädchen aus verschiedenfarbigem Tuch hergestellt. Für die Krieger gab es auch eiserne Hauben. Bis zu den Kreuzzügen blieb sich die Gestalt der Hauben und Gugeln für beide Geschlechter stets gleich, dann aber wurden auch sie in den Bereich der Mode gezogen und deren Wandlungen unterworfen.

Bereits am Ende des 13. Jahrhunderts nahmen die Weiberhauben infolge der aus Paris, der Modenstadt, in alle Welt verschickten Modelle mannigfache Formen an. Auch das hierzu verwendete Material wurde verschiedenartiger und kostbarer. So trug man im Winter nicht nur pelzgefütterte Tuch- und Wollhauben, sondern auch solche, die ganz aus „Medrein"- (Marder), „Pibrein"- (Biber) und sonstigen theueren Fellen bestanden, im Sommer aber Hauben aus allerlei leichten Stoffen und Gespinnsten, aus Spitzen und Pfauenfedern. Zu den sogenannten „reichen Hauben" wurde aber auch dickes, schweres Seidenzeug mit Gold- oder Silbergrund und eingewebten Blumen, Brokat, genommen. Im 15. Jahrhundert spann man sie bereits aus reinen Gold- und Silberfäden und schmückte die Goldhauben sogar mit Edelsteinen. Auch waren die Hauben sehr hoch geworden. Ein kegelförmiger oder thurmartiger Aufsatz überragte sehr häufig die eigentliche Haube, oder sie hatte gar Flügel, ähnlich jenen, die wir auf den Helmen alter Krieger sehen. Manche, und zwar zumeist die Goldhauben, liefen in einen „Stoß" aus, und andere wieder waren von einem ungeheueren Rüschenrundbogen umgeben.

Ueberdies ahmten die Haubenhefterinnen — so hießen die Modistinnen der damaligen Zeit, und eines ihrer Handwerkszeuge, der Haubenstock, ist gleichfalls sprichwörtlich geworden — in ihren Fabrikaten die verschiedenen

Formen des Daches, das Sattel-, Zelt-, ja sogar das in einen mehrfach geschweiften Knauf auslaufende Zwiebeldach nach, und wußten auch andere Dinge, z. B. die Janitscharenhaube, eine hohe cylindrische Kopfbedeckung aus Sammet, für ihre Zwecke so glücklich zu verwerthen, daß es neben der französischen bald auch eine deutsche Haubenmode gab.

Der Luxus und die Ausschweifung der Phantasie auf diesem Gebiete ging aber zuletzt so weit, daß viele deutsche Bürgersfrauen es müde wurden, der jährlich viermal wechselnden Mode zu fröhnen, und ihren Kopf lieber mit einem Tuche bedeckten. Solches hatten die Männer nicht nöthig, auch brauchten sie nicht, wie einst die Römer und Griechen, ihre Köpfe mit einem Mantelzipfel gegen Sonnengluth und Kälte zu schützen, denn sie trugen zu jener Zeit bereits den aus Frankreich stammenden Hut oder, seit Anfang des 16. Jahrhunderts, das Barett. Dieses gefiel übrigens manchen Frauen so gut, daß sie damit die Haube zu krönen liebten und so eine neue, allerdings sehr kurzlebige Mode schufen.

Bis weit in's 17. Jahrhundert hinein hinderte sie Niemand in solchem Beginnen. Dann aber ging die Obrigkeit der ausgearteten Haube zu Leibe und verbot verschiedene Formen derselben. Die Kleiderordnung von 1698 zumal untersagte das Tragen der Gold- und Silberhauben im ganzen deutschen Reiche. Einige Jahre später wieder besteuerte König Friedrich I. von Preußen die aus Frankreich eingeführten „Fontangen", hohe, reich und phantastisch aufgeputzte Hauben, welche den Unwillen aller gescheidten Leute erregten, mit je einem Thaler. Diese Haubensteuer war allerdings nicht sonderlich hoch, aber wie strenge sie eingetrieben wurde, geht daraus hervor, daß an allen Thoren Berlins Visitatoren lauerten und jede in die Stadt gebrachte Kiste, jeden Waarenballen nach

etwa einzuschmuggelnden Fontangen durchsuchten. Fanden sie welche, dann wurden dieselben, wie überhaupt alle französischen Hauben, nach der Stempelkammer gebracht und dort mit einem Siegel versehen, zum Zeichen, daß sie versteuert seien. Und wer es wagte, eine Fontange zu verheimlichen, der riskirte viel. Ihre Feinde schnüffelten überall umher, und hatten sie herausgebracht oder auch nur begründeten Verdacht, daß da und dort eine unversteuerte Haube verborgen sei, so verriethen sie deren Besitzerin, und die Folge davon war eine nächtliche Visitation. Häufig wurde aber auch denunzirten Damen die angeblich unversteuerte Haube auf offener Straße von Accisebeamten vom Kopfe gerissen. Und dabei hatte es keineswegs sein Bewenden. Die Schmugglerinnen mußten auch noch eine hohe Geldbuße erlegen.

Ein schlimmes Loos war aber auch jenen Hauben beschieden, welche über dem Scheitel so gestaltet waren, daß sie einem Fischkopfe glichen. Die Frauenwelt wollte nämlich von solchen Ungeheuern nichts wissen, und diese hätten ungetragen vom Schauplatze verschwinden müssen, wenn sich ihrer die Fischweiber nicht erbarmt und sie als charakteristische Kopfbedeckung angenommen hätten. Als solche erhielt diese Haube den Namen „Heringskopf" und wurde erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts vom Kopftuche verdrängt.

Inzwischen hatte aber auch die Haube überhaupt eine schwere Zeit durchgemacht. Sie war nach dem Zeitalter der Fontange zwar sehr einfach und, zur Sühne jahrhundertelangen Uebermuths, bescheiden geworden, aber was nützte das? Die immer höher werdenden Frisuren ließen sie bereits 1720 in weiteren Kreisen überflüssig erscheinen, und als dann die Mode auch den Frauen vorschrieb, Hüte verschiedener Art zu tragen, da sank sie vollends vom unentbehrlichen Kopfschmucke und -Schutze der Damen auf der Straße zur Haus- und Schlafhaube herab. Daran

hat sich seither nichts mehr geändert. Die Haube wird von der eigentlichen Damenwelt nur noch zu Hause getragen. Allerdings nicht überall. Die echte Spanierin z. B. trägt, sofern sie nicht in der Mantilla, dem nationalen Kopfschmucke, erscheint, noch immer die Cofia, eine mit Spitzen und goldenen oder silbernen Fransen besetzte dunkle Seidenhaube. Auch in Antwerpen sieht man auf der Straße getragene Hauben, die aus Spitzen und Bändern gar kunst- und geschmackvoll hergestellt werden und von denen es heißt, daß ein reizenderer Kopfputz erst erfunden werden müsse. Die auf der holländischen Insel Walchern (vor der Schelde) üblichen Häubchen bestehen ebenfalls aus Spitzen oder feinen weißen Stoffen; sie werden mit einer Bandschleife unter dem Kinn zusammengebunden und mit einer goldenen Nadel an der Frisur befestigt. In den „Landes", einem sumpfigen Küstengebiet in Südfrankreich, trägt man Häubchen, die gar zierlich aus Stroh geflochten sind.

Die Hauben sind aber nicht nur unseren civilisirten Schönen eigenthümlich, sondern auch ihre „wilden Schwestern" tragen solche. Obenan stehen die aus weißen Kakadu- und anderen Federn mit bewundernswerthem Geschick und Geschmack zusammengesetzten Häubchen der Papuaweiber in Neuguinea, und die Basthäubchen der sehr kunstfertigen weiblichen (papuanischen) Bevölkerung der bekanntlich unter deutschem Schutze stehenden Solomo-Inseln, des Bismarck-Archipels und von Finschhafen.

Im schreiendsten Gegensatze zu all' diesen Hauben stehen aber jene der isländischen Frauen. Sie scheinen überhaupt die ungeheuerlichsten Hauben der Welt zu sein, denn sie bestehen aus nichts weniger denn zwei großen weißen Tüchern, einem groben und einem feinen, welche übereinander gelegt und derart um den Kopf gewunden werden, daß die Enden am Hinterhaupte zusammentreffen. Hier-

aus wird ein meterhoher, krummgebogener Kegel, oder ein nach vorne ſich neigendes Horn gebildet und mit einem bunten Seiden- oder Kattuntuche umwickelt. Auch die Frauen der beiden deutſchen Nordſeeinſeln Sylt und Föhr bilden ihre Hauben aus Tüchern. Und zwar wird hier ein weißes, dort ein ſchwarzes Tuch derart um den Kopf gewunden, daß nur Augen und Naſe zu ſehen ſind. —

Für unſchön nach unſeren Begriffen gelten ferner die Hauben der Landmädchen aus dem Bezirke von Languedoc in Frankreich. Denn nicht nur, daß ſie von grober Leinwand ſind, ſondern es werden auch noch die beiden unter dem Kinn kreuzweis geſteckten Streifen aus demſelben Material über den Kopf geſchlagen und hängen zu deſſen beiden Seiten herab. Zu alledem wird über ſolch' eine Haube ein runder ſchwarzer Filzhut aufgeſetzt, deſſen Hintertheil ſich hoch erhebt und von Spöttern ſchon häufig mit einem aus den Fluthen emporragenden Schiffsſchnabel verglichen worden iſt.

Eine derartige vom Hute bedeckte Haube nennt man „Bonnet", d. i. Haube ſchlechtweg, in Steiermark aber wurde derſelben die ſehr charakteriſtiſche Bezeichnung „Bodenhaube" gegeben. Doch während dieſe „Bodenhauben" in Steiermark und Kärnten nur von Frauen getragen werden, gibt es in der Camargue, einer großen Inſel im Rhonedelta, keinen einzigen Mann, der unter dem Hute nicht eine ſeidene Haube trüge. Genau ſo hielten es früher die deutſchen Bauern, und thun es hier und da ſogar heute noch, nur daß ihre „Unterhuthauben", gleich den dieſelbe Beſtimmung erfüllenden „Redecillas" der ſpaniſchen und den „Cuffas" der italieniſchen Landleute, geſtrickte, gewirkte oder genetzte Zipfelmützen ſind.

Die Haube, und zwar ausdrücklich bemerkt die Frauenhaube, in Mützenform iſt überhaupt nicht ſelten. Wir finden ſie zunächſt in der Bretagne, wo ſie aus Ziegen-

oder Wolfsfell verfertigt und kugelrund ist, dann bei den in Frankreich wohnenden Basken, die sie aus weißem oder rothem Flanell in der spitz zulaufenden Form der persischen Lammfellmütze herstellen, ferner in Lothringen, wo sie weiß, und bei den Kassuben in Pommern, wo sie schwarz und, jedes Schmuckes entbehrend, einer gewöhnlichen Mütze ähnlich sieht. Die Frauen der im Zuyderse liegenden Insel Marken wieder tragen eine Haube, welche der Mitra der alten Bischöfe gleicht, wohingegen die Haube der Friesinnen blos die Gestalt des Vordertheils solch einer Mitra hat, die Weiberhaube bei den am Weißen Meere wohnenden Lappen aber die Form einer Bischofsmütze der Neuzeit besitzt. Sie besteht aus hochrothem Tuche und ist mit Perlenstickereien, sowie mit Goldborten reich geziert.

Demgemäß wird sie nur von wohlhabenden Frauen getragen; die ärmere Klasse bedeckt ihr Haupt mit einer Mütze aus buntem Kattun, zu deren Herstellung man jedoch solch' eine Unmasse dieses Stoffes verwendet, daß die Haube furchtbar schwer und nur mit größter Mühe auf dem Kopfe erhalten wird.

Die Lappen haben übrigens auch noch andere Haubenmoden. Bei den in Norwegen am Malanger Fjord lebenden Stämmen stoßen wir sogar auf eine Filzhaube in Form der phrygischen Mütze, ein Unding, das im Sommer gar zierlichen weißen Häubchen aus Stoff oder Spitzen weicht.

Machen wir nun aus Norwegen einen Sprung zu den Wenden im Spreewalde, so finden wir auch da verschiedene Hauben sehr einfacher Façon. An Sonn- und Festtagen tauchen aber auch Hauben von Pappendeckel in Form eines quer aufgesetzten, oben abgeflachten Dreispitzes auf, welcher mit einem weißen Tuche derart umschlungen wird, daß dasselbe als Dreieck rückwärts in den Nacken herabfällt. Die wendische Haube, welche übrigens schon von den kleinsten Mädchen getragen wird, ist also recht komplizirt,

indeß immerhin noch einfach im Vergleiche mit den Hauben der Bäuerinnen des Lechfeldes. Dort hat faſt jedes Dorf ſeine eigene — zumeiſt ſehr alte — Mode, und es gibt, um nur Einiges zu ſagen, eine Haube, die einem Papierkorbe, eine andere, die nach rückwärts einem ausgebreiteten Pfauenſchweife gleicht, und eine dritte endlich, die ſich wie ein aus Gold- und Silberſchuppen zuſammengeſetzter Helm der Minerva oder der Jungfrau von Orleans ausnimmt.

Da wir gerade von Goldhauben ſprechen, ſo möge ſofort konſtatirt werden, daß dieſe nur noch im Elſaß, und zwar in der Gegend von Zabern, Brumath und Pfaffenhofen vorkommen. Sie ſind ſchwarz, reich mit Gold geſtickt und mit breiten fliegenden dunkeln Bändern verſehen. Ein Unterſchied zwiſchen den Hauben verheiratheter und lediger Frauen iſt indeſſen weder hier noch ſonſtwo zu bemerken. Im Mittelalter jedoch beſtand derſelbe, wie bereits hervorgehoben wurde, thatſächlich, und die Redensart: „Unter die Haube kommen“ hatte inſofern ihre Berechtigung, als Mädchen, die als ſolche das Haar frei herabfallend trugen, vom Tage ihrer Vermählung an nur noch die für ihren Stand jeweilig übliche Haube aufſetzen durften. Verloren ſie aber den Gatten durch den Tod, ſchrieb ihnen Sitte und Brauch wieder eine andere, und zwar die ſchmuckloſe ſchwarze Wittwenhaube vor, die auch heute ja noch vielfach in Gebrauch iſt.

Ueberhaupt bildet die Haube ein Stück der Tracht, das von den älteſten Zeiten an, wie wir gezeigt haben, die mannigfaltigſten Veränderungen und Wandlungen durchgemacht hat. An ſolchen wird es wohl auch in Zukunft nicht fehlen, da ſie ſich gewiß nie ganz verdrängen laſſen wird, wenngleich ſie ſich in neuerer Zeit auch mehr und mehr auf den ausſchließlichen Gebrauch Seitens der „ſchöneren Hälfte“ der Menſchheit beſchränkt ſieht.

Mannigfaltiges.

Professor und Schustergeselle. — Nachdem Immanuel Kant, 71 Jahre alt, 1795 die Amtsgeschäfte von sich abgewälzt hatte und keine öffentlichen Universitätsvorlesungen mehr hielt, entfaltete er eine um so emsigere literarische Thätigkeit. Im Jahre 1798 erschien seine „Anthropologie". Darin findet man unter so vielen anderen schönen und tiefsinnigen, allerdings zuweilen etwas schwer verständlichen Sätzen auch den folgenden merkwürdigen Satz: „Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an Anderen ist, auch unwillkürlich seine Aufmerksamkeit zu heften: seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegenüber am Rock fehlenden Knopf zu richten und den Anderen dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben." Als der große Königsberger Weltweise diese Zeilen schrieb, dachte er jedenfalls zurück an einen seltsamen Hospitanten seiner Vorlesungen.

Einst machte er seinen gewöhnlichen Spaziergang in's Freie, um sich durch den erfrischenden Anblick grüner Bäume und Wiesen zu erholen. Da rief ihn Jemand schüchtern an.

Er blieb stehen, schaute sich um und gewahrte einen jungen Menschen, der verlegen seinen Hut in den Händen drehte.

„Was wollt Ihr?"

„Ich bitte — ich möchte —"

„Schämt Euch, junger Mensch! Arbeitet — dazu seid Ihr wohl im Stande, wie mir scheint — dann braucht Ihr nicht zu betteln!"

„Ich arbeite jeden Tag viel angestrengter, als viele Andere."

„Und doch bettelt Ihr?"

„Nicht um Geld!"

„Um was denn?“

„Um Ihr Wohlwollen.“

„Wer seid Ihr denn eigentlich?“ fragte Kant erstaunt.

„Ein armer Geselle bin ich. Ich arbeite bei meinem Vater, der Schuhmacher ist. Aber ich strebe nach Höherem. Ich habe viele gute Bücher gelesen, auch etwas Lateinisch gelernt. Wenn Sie es gütigst gestatten, so möchte ich gerne als Hospitant Ihre Vorlesungen hören.“

„Darüber würdet Ihr ja Eure Arbeit versäumen.“

„Bei Nacht werde ich nachholen, was ich bei Tag versäume. Mein Vater ist damit einverstanden.“

„Ich sehe nur nicht ein, wozu Euch das nützen soll.“

„Das weiß ich auch selbst noch nicht, Herr Professor. Aber ich bin vom eifrigsten Wissensdurste beseelt. Bitte, verachten Sie mich nicht, weil mein Vater nur ein armer Schuster ist!“

Der alte Gelehrte heftete seinen klaren Blick auf den Bittsteller und dessen schwarzen Rock, an welchem oben links ein Knopf fehlte. Man sah nur noch ein kurzes Endchen Zwirn da hängen, wo einst der Knopf gesessen hatte.

Anstatt nun zu sagen: „Geht nach Hause, träumt nicht von so hohen Dingen, laßt lieber Euren Rock ausbessern, der es sehr nöthig hat!“ — sagte er gutherzig: „Es geschehe nach Eurem Wunsche, junger Wißbegieriger! Kommt in meine Vorlesungen, ganz nach Eurem Belieben, in welche immer Ihr wollt. Meinem Diener werde ich Bescheid sagen, und so wird er Euch ungehindert in den Hörsaal eintreten lassen.“

Der Schustergeselle erschöpfte sich in überschwänglichen Dankesworten. Kant nickte ihm noch einmal freundlich zu und schritt dann weiter, der von schattigen Bäumen umgebenen Pregelwiese zu, welche schöne Promenade noch heute ihm zu Ehren „Philosophengang“ genannt wird. —

Der berühmte Professor hatte ein sehr großes Auditorium; seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten der Universität Königsberg. Uebrigens ist der Ausdruck „Vorlesungen“ nicht ganz zutreffend. Er pflegte nicht aus einem Heft abzulesen, sondern frei aus dem Gedächtniß zu doziren, wobei er sich häufig den geistreichsten Eingebungen des Augenblicks überließ.

Die vier- bis fünfhundert im großen Hörsaal versammelten Studenten waren eines Vormittags nicht wenig verwundert, als der alte Diener des Professors einen etwas schäbig gekleideten jungen Menschen einführte und ihm einen guten Platz dicht am Katheder anwies. Bald aber hatten sie es heraus, daß der Eindringling ein philosophischer Schustergeselle sei. Kurz darauf erschien der Weltweise. Er trug Anthropologie vor.

Und während seines gehaltvollen Vortrags heftete er, wie allgemein bemerkt wurde, seinen klaren Blick auf den Schustergesellen, oder vielmehr auf die Stelle an dessen Rock, wo ein Knopf hätte sein sollen und wo nur noch ein Fädchen Zwirn zu sehen war. Seinerseits schaute auch der wißbegierige Schustergeselle mit leuchtenden Augen unverwandt den großen Philosophen an.

Und genau dasselbe ereignete sich während vieler Vorlesungen im Verlaufe des Semesters.

Dann trat plötzlich eine Veränderung ein.

Nicht mehr im schäbigen schwarzen Rock mit fehlendem Knopf erschien eines Vormittags der seltsame Hospitant, sondern in einem ganz neuen und höchst eleganten Kostüm. Und auch sonst schien sein Wesen ein ganz anderes geworden zu sein. Nicht mehr furchtsam und schüchtern war er, sondern heiter und sorglos. Die Studenten waren darüber höchlich erstaunt. Noch viel erstaunter aber war Kant, als er auf's Katheder stieg und, wie gewöhnlich, seinen Blick auf den Schustergesellen heftete. Er begann seinen Vortrag, stockte aber sogleich und gerieth in auffallende Verwirrung.

„Meine Herren," sagte er nach einer kleinen Pause, „zum ersten Male in meiner akademischen Laufbahn passirt mir's: ich habe den gedanklichen Faden meines Vortrags verloren, werde ihn aber hoffentlich gleich wieder finden. Doch zuvor muß ich mich nothwendig mit meinem jungen Freunde dort auseinandersetzen. Ich bin so sehr an die Nichtexistenz eines Knopfes an seinem Rocke gewöhnt, daß es mich jetzt völlig in Verwirrung bringt, da einen Knopf zu sehen, wo sonst keiner gewesen ist."

Die Studenten lachten.

„Welche glückliche Veränderung ist mit Ihnen vorgegangen,

junger Mann?" fragte der Professor. Er redete den Schustergesellen also nicht mehr mit „Ihr" an. Soviel vermag das Aeußerliche selbst über einen Weltweisen!

„Meinem Vater ist ganz unerwartet eine bedeutende Erbschaft zugefallen, so daß wir jetzt reich geworden sind," versetzte der philosophische Schustergeselle.

„Nun, dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Glück!"

Dann fuhr Kant fort: „Da ich nun über diese merkwürdige Veränderung im Klaren bin, so kann sie nicht mehr meine Gedanken stören. Ich fahre also in meinem Vortrage fort!"

Und klar floß ihm nun wieder die tiefdurchdachte Rede von den Lippen. Die Verwirrung war gänzlich von ihm gewichen.

Zu der nächsten Vorlesung erschienen sämmtliche vier- bis fünfhundert Studenten mit je einem, links oben fehlenden Rockknopf, also, um die Sache richtig auszudrücken, ohne den betreffenden Rockknopf. Der Weltweise lächelte ironisch und sagte: „Lassen Sie die Knöpfe nur wieder annähen, meine Herren! Jetzt ist's nicht mehr nöthig. Ich habe mich mit dem fehlenden Rockknopf ein- für allemal abgefunden!"

Dieser Vorfall gab ihm die Veranlassung zu dem oben mitgetheilten Satz in seiner „Anthropologie".

Der philosophische Schustergeselle verheirathete sich sehr glücklich. Es ist anzunehmen, daß seine Frau ihm stets die etwa fehlenden Knöpfe pünktlich annähte. Hätte vordem eine liebende Hand und sorgliche Nähnadel mit jenem verhängnißvollen Rockknopfe das gethan, so wäre diese Geschichte gar nicht passirt.

F. L.

Ueber das Unsichtbare. — Kann wohl wirklich etwas unsichtbar werden? Wird es überhaupt jemals gelingen, Gegenstände unsichtbar zu machen? Ueber solche Fragen, die sich gewiß so Mancher schon einmal vorgelegt hat, ist man geneigt, überlegen zu lächeln, und der Frager läuft Gefahr, für einen Spiritisten gehalten zu werden. Wir wollen uns aber hierdurch nicht abschrecken lassen, einmal zu hören, welche Auskunft die Wissenschaft hierüber gibt.

Da erfahren wir denn, daß immer eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein muß, wenn ein Körper gesehen werden soll. Sobald

eine derselben aufgehoben wird, ist der Körper unsichtbar. Vor Allem ist erforderlich, daß der Lichtstrahl bei seinem Wege vom Gegenstand zum Auge nur auf Körper treffe, die das Licht durchlassen. Das heißt mit anderen Worten: es genügt, einen undurchsichtigen Körper zwischen Auge und Objekt einzuschalten, um letzteres unsichtbar zu machen. Ein solches Mittel ist allerdings zu einfach, als daß wir uns darauf etwas zugute thun könnten. Der Theatervorhang zeigt uns die alltägliche Anwendung desselben. Und doch vermag uns solch' einfacher Vorgang, wie das Dazwischentreten eines undurchsichtigen Körpers zwischen Objekt und Auge, zu imponiren, sobald er uns nur in ungewohnter Gestalt begegnet. Die Sonnenfinsterniß war jahrhundertelang der unwissenden Menschheit ein Wunder und Schrecken, bis bevorzugte Geister das Wesen dieses Naturereignisses erkannten.

Eine zweite Bedingung für die Sichtbarkeit eines Körpers ist, daß der Sehwinkel nicht zu klein ist. Das Letztere aber ist der Fall, wenn der Gegenstand sehr klein oder sehr entfernt ist. Alles, was uns das Mikroskop und das Fernrohr enthüllt, hat für das unbewaffnete Auge einen zu geringen Sehwinkel, und die ganze Wirkung der genannten Instrumente beruht darauf, den Sehwinkel zu vergrößern. Durch Verkleinerung des Sehwinkels einen Gegenstand unsichtbar machen, heißt also nichts Anderes, als ihn in möglichst große Entfernung bringen. Die Lerche, die höher und höher emporsteigt, wird auch bei völlig wolkenlosem Himmel schließlich unsichtbar. Der aufsteigende Luftballon schrumpft mehr und mehr zusammen. Aber ein Mittel, Gegenstände nach Belieben unsichtbar zu machen und wieder erscheinen zu lassen, wie es unseren Erwartungen entspräche, ist uns damit freilich nicht gegeben.

Die dritte Bedingung ist, daß die Einwirkung des Lichtstrahls eine gewisse Dauer haben muß. Ist dieselbe zu kurz, so entsteht keine Wahrnehmung; der Körper bleibt unsichtbar. So verschwinden bei rascher Umdrehung eines Rades die Speichen, so ist die Flintenkugel und selbst die Kanonenkugel während ihres Fluges durch die Luft unsichtbar. Und so könnte jeder Gegenstand unsichtbar werden, wenn man ihn in hinreichend schnelle Bewegung zu versetzen vermöchte. Damit ein Körper gesehen werden kann,

muß er sich endlich auch von seiner Umgebung in seinem Verhalten gegen Lichtstrahlen unterscheiden, insbesondere in der Farbe oder im Brechungsvermögen. Im Allgemeinen wird nun zwar höchst selten der Fall eintreten, daß ein Körper ganz genau die Farbe seiner Umgebung hat, und auch dann wird die Wahrnehmung noch dadurch ermöglicht, daß der Gegenstand einen Schatten wirft. Wie sehr aber immerhin die Auffindung eines Gegenstandes schon erschwert wird, wenn der Hintergrund auch nur annähernd dieselbe Farbe hat, wird dem Leser gewiß schon aus eigenen Erfahrungen bekannt sein. Und für eine große Anzahl von Thieren besteht gerade darin ein wesentliches Schutzmittel. Die Heuschrecke, der Laubfrosch, die Feldmaus und unzählige andere Thiere, denen die Waffen zu einem erfolgreichen Kampfe mit ihren Feinden fehlen, entgehen vermöge ihrer Farbe, die der Umgebung genau angepaßt ist, ihren Verfolgern.

Obschon auch der hier angedeutete Weg keineswegs ein Mittel bietet, einen beliebigen Gegenstand an einem beliebigen Orte der Wahrnehmung durch das Auge zu entziehen, so gibt er doch zur Erzielung schöner taschenspielerischer Effekte Gelegenheit. Natürlich ist man bei den unbestimmten und lichtschwachen Farben seines Erfolges sicherer, als bei lebhaften und hellen Farben, da in letzterem Falle der Schatten leicht zum Verräther wird. Aber einen schwarzen Gegenstand auf schwarzem Hintergrund wahrzunehmen, ist bei geeignetem Arrangement ganz unmöglich. Hat jedoch ein durchsichtiger Gegenstand dieselbe Farbe, wie das ihn umgebende Medium, so ist er trotzdem im Allgemeinen deutlich zu erkennen, da er ein anderes Lichtbrechungsvermögen hat, als jenes. Wenn z. B. eine Wasser enthaltende Glasflasche vor uns steht, so können wir das Glas, das Wasser und den umgebenden Luftraum sehr gut voneinander unterscheiden, obgleich alle drei farblos sind. Sie brechen nämlich das Licht verschieden stark. Daß thatsächlich nur das verschiedene Brechungsvermögen die Unterscheidung ermöglicht, läßt sich durch einen hübschen Versuch zeigen. Löst man in Wasser gewisse Metallsalze, z. B. salpetersaures Quecksilberoxyd auf, so kann man leicht die Menge ausprobiren, welche nöthig ist, damit die Lösung dasselbe Lichtbrechungsvermögen erhält, wie irgend ein Stück Glas. In einer

ſolchen Löſung, welche vollkommen farblos und durchſichtig iſt, iſt dann eine hineingeworfene farbloſe Glaskugel oder ein eingetauchter Glasſtab nicht mehr zu ſehen, dieſe Gegenſtände werden alſo im vollen Sinne des Wortes unſichtbar.

Aus allem Mitgetheilten geht aber zur Genüge hervor, daß man die eingangs aufgeſtellte Frage keineswegs ſo unbedingt verneinen darf, wie man im Allgemeinen geneigt iſt, obſchon uns keine Hoffnung auf Siegfried's Tarnkappe bleibt. Denn die Mittel und Wege, um Gegenſtände der Wahrnehmung durch das Auge zu entziehen, ſind hiermit erſchöpft. Zugleich wird es aber dem nachdenkenden Leſer nicht entgehen, daß in der aufgeſtellten Forderung eine gewiſſe Unklarheit ſteckt. Etwas unſichtbar machen kann von Rechts wegen nichts Anderes bedeuten, als eine der Sehbedingungen aufheben, und dieſe Forderung iſt thatſächlich erfüllbar. Gewöhnlich meint man aber, daß Gegenſtände unſichtbar ſein und bleiben ſollen, auch wenn alle Sehbedingungen erfüllt ſind. Ein ſolcher Wunſch iſt aber nun und nimmermehr erfüllbar. Dr. H. Sachſe.

Wißmann und ſein Eſel. — Auf dem Wege von der Sanſibarküſte nach dem Tanganjikaſee ziehen die Karawanen auch durch ein ödes Land, Ugogo, welches von einem räuberiſchen Stamme, den Wagogo, bewohnt wird. Das Land zeichnet ſich unvortheilhaft durch Mangel an Waſſer aus, der namentlich in der trockenen Jahreszeit empfindlich wird. Während derſelben halten die Wagogo die Brunnen, Tümpel und Waſſerlöcher längs der Karawanenſtraße beſetzt, und verkaufen theuer jeden Schluck an die Reiſenden. Im Jahre 1883 zog Wißmann, ſeine erſte Durchquerung Afrika's abſchließend, durch jene unwirthliche Gegend nach der Küſte von Sanſibar. In der Ebene von Debua wurden die Waſſerlöcher noch ſtrenger bewacht als je.

Wißmann's Reiteſel hatte ſeit zwei Tagen nichts getrunken und die Wagogo verlangten den unverſchämten Preis von 6 Ellen Zeug für einen Trunk des armen, vom Durſt gequälten Thieres. Wißmann weigerte ſich, dieſen lächerlichen Preis zu zahlen. Da wurde ein Mittel gefunden, den Eſel zu tränken. Wißmann's Träger, welche die Verhandlungen mit angehört hatten, begannen mit einigen Wagogo in der Nähe Streit; nun rannten die Wächter

des Brunnens auch dorthin, um ihren Landsleuten beizustehen. Jetzt wurde der Esel schnell losgelassen, war mit einigen Sprüngen an dem Wasserloch und labte sich mit tiefen Zügen. Sofort kamen die Wächter zurück und trieben mit Stockhieben das Thier, das unterdeß seinen Durst gestillt hatte, von der Wasserstelle fort. Nun verlangten die Wagogo von Wißmann noch höhere Zahlung; dieser aber verwies die Unverschämten mit ihrer Forderung an seinen Esel, da durch ihre Unvorsichtigkeit und nicht die Wißmann's der Wasserdiebstahl begangen sei.

Der Häuptling der Wagogo wurde als Schiedsrichter in diesem Streit angerufen und er entschied sinnreich, daß das Thier zu seinem Besitzer in demselben Verhältniß stehe, wie ein unmündiges Kind zu seinem Vater, und Wißmann daher zahlen müsse.

Wißmann überlegte eine Weile; dann erklärte er dem schlauen Häuptling, seine Leute hätten einige von den Unterthanen des Häuptlings geschlagen, und er, Wißmann, möchte auch diese Streitigkeit erledigen, was wohl der Häuptling dafür verlange. Diese Geschichte war erdichtet, der Häuptling aber that, als ob er schon davon wüßte, und verlangte 160 Ellen Zeug als Buße, erklärte sich aber schließlich mit 80 Ellen zufrieden, falls Wißmann sofort zahlen würde. Wißmann erklärte sich hierzu bereit, bemerkte aber dem Häuptling, daß er auch von ihm eine Buße von 80 Ellen zu fordern habe, da ja die Wagogo Wißmann's Esel geschlagen hätten und dieser nach der eigenen Aussage des Häuptlings zu Wißmann in demselben Verhältniß stünde, wie des Häuptlings Untergebene zu diesem.

Bevor der dunkle Mann sich noch von seinem Staunen erholte, rief Wißmann einen seiner Träger heran und sprach mit ihm leise einige Zeit. Plötzlich wandte er sich wieder an den Häuptling und erklärte ihm: „Lieber Freund, soeben erfahre ich, daß die von meinen Leuten Geprügelten gar nicht Deine Untergebenen, sondern Sklaven eines Arabers von der Karawane waren. Ich muß also die Buße von 80 Ellen Zeug nicht an Dich, sondern an den Araber bezahlen. Du schuldest mir also für die Züchtigung meines Esels 80 Ellen Zeug; ich aber habe Dir 6 Ellen für die Tränke des Esels zu bezahlen. Habe also die Güte und gib mir die 74 Ellen Zeug, die ich von Dir zu fordern habe."

Der in seiner Schlinge Gefangene war kolossal verblüfft und wurde von den Zeugen der Unterhandlung verspottet. Wißmann erließ ihm die Schuld unter der Bedingung, daß der Häuptling ihm versprach, nie wieder einen Weißen übervortheilen zu wollen, und bezahlte ihm auch für die Tränke des Esels den üblichen Preis von einigen Glasperlen.

Der Häuptling versprach Alles und entfernte sich wie ein begossener Pudel. C. F.

Allerlei Kritiker. — Wenige sind im Stande, sich über ihre Wahrnehmungen an Menschen und Dingen ein richtiges Urtheil zu bilden, Alle aber glauben ein solches zu haben und versäumen es nicht, dasselbe zum Ausdrucke zu bringen. Dieser Ausdruck wird vornehmlich dann, wenn er Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur betrifft, Kritik genannt und ist etwas Nothwendiges und Natürliches. Jeder Mensch übt Kritik, allerdings nur selten nach den Gesetzen objektiven und ästhetischen Urtheilens, sondern nach persönlichen Anschauungen, Empfindungen und Neigungen, daher denn auch die Kritiken über ein und dasselbe Ding oft grundverschieden ausfallen. Sogar große Geister können sich darin nicht einigen. So war Goethe von dem berühmten Schauspieler Talma, den er gelegentlich der Fürstenversammlung zu Erfurt vor einem Parterre von Königen spielen sah, so entzückt, daß er ihn göttlich nannte; Wieland aber lief davon, weil er die Monotonie im Vortrage des Schauspielers nicht ertragen konnte. Napoleon III. nannte einen Schauspieler, an dem die Kritik wenig zu loben fand, erhaben.

Uebrigens lauschte Napoleon selbst sehr aufmerksam den Stimmen der Kritik, besonders, nachdem er sein historisches Werk „Das Leben Julius Cäsars", mit dem er sich so gerne verglichen sah, geschrieben hatte. Insbesondere wünschte er, und zwar sehr lebhaft, zu erfahren, welchen kritischen Standpunkt der berühmte Historiker Mommsen dem „Leben Julius Cäsars" gegenüber einnehme, und so kam es, daß man sich an diesen Gelehrten mit dem Anerbieten wandte, ihm für eine Kritik des Buches ein sehr hohes Honorar zu zahlen. Allein Mommsen lehnte ab und wollte auch seinen Freunden gegenüber nicht Farbe bekennen. Endlich aber that er es doch und zwar in folgender Weise. Einer seiner

Freunde bat ihn nämlich, ihm ein gutes historisches Werk als Weihnachtsgeschenk für seinen Sohn zu empfehlen und stellte gleichzeitig die Frage, ob sich zu diesem Zwecke etwa Napoleon's Leben des Julius Cäsar eignen würde. „Wie alt ist der Junge?" erkundigte sich Mommsen. — „Vierzehn Jahre." — „Dann geben Sie ihm das Buch nicht mehr in die Hand," erwiederte der Gelehrte und hatte mit diesen wenigen Worten eine vernichtende Kritik geliefert. — Die gesprochene Kritik ist bekanntlich die am unmittelbarsten wirkende und darum verletzendste, wenn sie absprechend lautet. Mozart z. B. hat sich dadurch, daß er eine ihm von seinem Freunde Gebauer zur Beurtheilung eingehändigte Komposition mit den scherzhaft gemeinten Worten: „Geh' — Bauer!" zurückgab, diesen Freund entfremdet. Und selbst jener Musikkritiker, der einem Komponisten auf die Frage: „Nun, was halten Sie von meiner neuesten Oper?" erwiederte: „Den Mund!" büßte dieses gewiß schonende Urtheil mit dem Verluste der Freundschaft des „hoffnungsvollen Künstlers". Dagegen hat Einer dieser Art, und zwar der unsterbliche Joseph Haydn, in seinen jungen Jahren dem gestrengen Kontrapunktisten und Singmeister Porpora die Stiefel geputzt, nur um einer kritischen Würdigung seiner Kompositionen Seitens dieses berühmten Künstlers theilhaftig zu werden. Und trotzdem Porpora seine Kritik der Erstlingswerke Haydn's gewöhnlich in die Worte: „Asino" (Esel), „Birbante" (Landstreicher), ja sogar „Bestia" (Unthier) zusammen zu fassen pflegte, ließ sich Haydn von fernerem Streben doch nicht abschrecken. Dagegen konnte der berühmte Schauspieler Ludwig Devrient in Berserkerwuth gerathen, wenn sich sein Freund und strengster Kritiker Hoffmann über sein Spiel absprechend äußerte. Und als derselbe einmal nach der Vorstellung von Shakespeare's Heinrich IV., in welchem Stücke Devrient den Falstaff dargestellt hatte, seine Kritik in der berühmten Berliner Weinstube von Lutter und Wegener in die drastischen Worte: „Du hast gespielt wie ein Schwein!" kleidete, da packte Devrient den Kritiker an der Brust und schrie: „Satan, ich zerreiße Dich!" Doch ging er nicht so weit, wie ein anderer Schauspieler, der die Frechheit hatte, den Kritiker zu prügeln, der von ihm gesagt hatte, er habe als Wilhelm Tell nichts Anderes als den Apfel getroffen.

Leider hat es auch von jeher Kunstrichter gegeben, die an einem Dinge oder einer Leistung nur das Schlechte sahen und darauf ihr Urtheil gründeten, oder gar solche, die aus Neid oder Feindschaft böswillig rezensirten. Und solche Kritik ist nicht nur verwerflich, sondern auch höchst schädlich. So hat sich, um nur einen von den großen Poeten zu nennen, Racine durch böswillige Kritiken in seinem dichterischen Schaffen oft behindern lassen. Ein unbekannter Kritiker des 19. Jahrhunderts aber hat den tüchtigen, zu großen Hoffnungen berechtigenden ruthenischen Dichter Alexander Groza durch das über dessen Epos „Der Staroſt von Kaniow" in die Worte:

„Lieber Groza
Schreib lieber Prosa"

zusammengefaßte und veröffentlichte Urtheil von weiterem Schaffen völlig abgeschreckt, also literarisch gemordet. Allerdings lag der Grund nicht so sehr in der Schärfe dieser Kritik, sondern vielmehr darin, daß dieselbe von Vielen originell gefunden und bei den verschiedensten Anlässen citirt wurde. In England geschah noch Schlimmeres, denn der begabte Dichter John Keats (geb. 1795) ist durch die von Parteihaß diktirten Kritiken über seine Werke verrückt geworden.

Trotz alledem hat Goethe Recht, zu behaupten, daß die vernichtende Kritik in der Poesie nicht absolut schädlich sei. Es gibt Beispiele genug hierfür, vor allen Goethe selbst, der sich durch die abfälligsten Kritiken in seinem Schaffen nicht beirren ließ. Auch an der Brust einer Wiener Dame, Namens Kemeter, prallten die schärfsten kritischen Pfeile ab, insofern sie deren „Poesien" galten. Sie dichtete weiter und beschloß endlich, Kaiser Joseph II. selbst um eine Kritik ihrer Werke anzuflehen, indem sie ihm bei der öffentlichen Audienz einen Band ihrer Gedichte überreichte. Joseph II. nahm, las und sprach nach einer Weile die historisch gewordene Kritik:

„Meine liebe Kemeter,
Näh' Sie lieber Hemeter (Hemden)!"

Und die Dichterin muß sich diesen wohlgemeinten Rath zu Herzen genommen haben, denn von ihr sind keinerlei Gedichte auf die Nachwelt gekommen. — Der Wiener Dichter Anton Meisl da-

gegen ſandte nicht dem Kaiſer, ſondern ſeinem Bruder in Apoll, Johann v. Alxinger, ein Trauerſpiel in Verſen mit der Bitte um Beurtheilung. Und als er hierauf die Antwort erhielt:

„Du ſendeſt mir Dein Stück und willſt mein Urtheil wiſſen,
Den erſten Theil, mein Freund, den hätt' ich gern zerriſſen,
Den zweiten — ja, ich muß es Dir bekennen,
Den zweiten mußt Du ſelbſt auf jeden Fall verbrennen,"

ſtarb er nicht, ſondern ging in ſich und fand, daß er nicht zum Tragödien-, ſondern zum Poſſendichter geboren ſei, eine Erkenntniß, welche ſehr bald durch glänzende Erfolge beſtätigt wurde. Schlimmer erging es einem anderen Poeten, der den franzöſiſchen Dichter und Kritiker Piron bat, ein Heft ſeiner Gedichte durchzuſehen und überall, wo etwas zu tadeln ſei, ein Kreuz hinzuzuſetzen. Als er nun nach einiger Zeit wiederkam und in ſeinem Manuſkripte gar keinen Tadel entdeckte, rief er freudig erſtaunt aus: „Wie? Auch nicht ein einziges Kreuz?" — „Allerdings," verſetzte Piron ruhig, „ich konnte es nicht über's Herz bringen, aus Ihrem Manuſkripte einen Gottesacker zu machen." — Das war eine witzige Kritik, wie denn überhaupt jeder Kritiker witzig ſein will. Selbſtverſtändlich glaubte dies auch Jener zu ſein, der eine mit den Worten: „Mein Vater hatte eine Kuh —" beginnende Sammlung von Kindergeſchichten eines jungen deutſchen Schriftſtellers mit der Bemerkung abthat, der Vater ſcheine auch ein Kalb gehabt zu haben. Dieſes äſthetiſche Urtheil blieb übrigens nicht ohne Folgen; der Schriftſteller verklagte den Kritikaſter — ſo werden unberufene, unverſtändige und ſolche Rezenſenten genannt, die immer nur zu tadeln finden — und da er nach des Richters Befunde das Jedermann zuſtehende Recht der Kritik thatſächlich und in grober Weiſe verletzt hatte, ſo wurde demſelben eine empfindliche Geldbuße auferlegt. —

Der Wiener Humoriſt Saphir gerieth in Wuth, wenn über ſeine Arbeiten abſprechend geurtheilt wurde; ſein Durſt nach Lob war überhaupt ſo groß, daß er in helles Entzücken gerathen konnte, wenn ihm die Lehrlinge der Druckerei, in welcher ſeine Zeitſchrift hergeſtellt wurde, den Zoll ihrer Bewunderung darbrachten. Dabei kannte er jedoch ſelbſt als Kunſtrichter keine Schonung und ſchrieb faſt nur vernichtende Kritiken. Dies iſt natürlich das

Zeichen eines niedrigen Charakters, ebenſo aber auch das heutzutage nur allzu verbreitete Lobhudeln. Solcher gefälliger Lobſpender, die ſelbſt das elendeſte Machwerk noch herausſtreichen, gibt es im Reiche der Kritik die ſchwere Menge. Und mehr noch, es ſind ſogar Verſicherungsanſtalten zu gegenſeitigem Lobe entſtanden. So waren, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die beiden bekannten franzöſiſchen Schriftſteller Zola und Claretie einmal Freunde; ſie bildeten eine ſogenannte „Clique" und lobten ihre Werke gegenſeitig in den ihnen zur Verfügung ſtehenden Journalen. Jules Claretie erhielt ſogar eines Tages einen Brief, in welchem ihm Zola ſchrieb: „Thun Sie für mein Buch, was Sie können. Sie wiſſen ja, eine Hand wäſcht die andere." — Trotzdem ſich Claretie dies geſagt ſein ließ, zog er ſich doch durch irgend ein Zola nicht genehmes kritiſches Wort deſſen Gegnerſchaft zu, und eines Tages erſchien in einem Journal ein gegen Claretie gerichteter Artikel Zola's. Der Angegriffene war wüthend, heuchelte aber Ruhe und veröffentlichte in ſeinem Journal obigen Brief Zola's und darunter deſſen Angriff. Er ſelbſt ſchrieb nichts dazu als: „Es ſcheint demnach, daß ich Herrn Zola's Hände nicht genügend gewaſchen habe." Allerdings kann unter Umſtänden auch ein ehrlicher Mann ein Lobredner des Schlechten werden. Als man z. B. den berühmteten Bildhauer Thorwaldſen einſt fragte, warum er Alles, ſelbſt das Mittelmäßige lobe, erwiederte er, ſich dies in Italien angewöhnt zu haben, weil er kein Stilet in den Leib kriegen wollte. Daß dagegen eine abfällige Kritik zum Zweck der Reklame veröffentlicht wird, dürfte nicht gar zu oft vorkommen, iſt aber ſchon durch den franzöſiſchen Dichter Beaumarchais geſchehen. Dieſer ließ eine vernichtende Kritik über ſein noch heute auf dem Repertoire befindliches Luſtſpiel „Die Hochzeit des Figaro," die mit den Worten ſchloß, jede Perſon dieſes Stückes vertrete irgend ein Laſter, und um die Laſter alle vereinigt zu ſehen, habe das Publikum am Schluſſe auch noch den Verfaſſer herausgerufen — durch den Druck vervielfältigen und in der wohlerwogenen Abſicht öffentlich vertheilen, dadurch Leute in's Theater zu locken, was denn auch vollſtändig gelang. Trotz allen Mißbrauches und aller Nachtheile der Kritik iſt dieſelbe doch unentbehrlich, und Berthold Auerbach nennt die ſachgemäße

Kritik nicht mit Unrecht das Gesundheitsamt im Reiche des Geistes. Und was von der ästhetisch-literarischen Kritik gilt, das gilt auch von jener, die wir Alle bei den verschiedenen Anlässen des täglichen Lebens üben. Auch sie soll nur gegen das Schlechte und Lächerliche gerichtet sein; ist sie das nicht, ist sie bestrebt, durch liebloſen Hohn, ja, um einen größeren Effekt zu erzielen, sogar durch Entstellung der Thatsachen zu wirken, dann heißt sie Klatsch und ist verächtlich über alle Maßen. R. M.

Wie man Sultanin wird. — Sultan Soliman der Prächtige, auch der Große genannt (1496—1566), der kühnste Eroberer unter den Herrschern des osmanischen Reiches, der seine Waffen bis vor die Mauern Wiens trug, hatte seine Lieblingsgattin verloren und ließ sich, nachdem er sie lange Zeit aufrichtig betrauert, eine Anzahl der vornehmsten und schönsten Töchter seines Reiches vorstellen, um aus ihnen sich eine neue Gattin zu wählen. Zu seiner Ueberraschung fand er aber so viel Schönheit und Anmuth, daß er zu keiner Entscheidung gelangen konnte. Da kam ihm ein lustiger Einfall. Er bemerkte unter den anwesenden Dienerinnen ein hübsches junges Mädchen, rief sie zu sich und sprach: „Nimm diesen Turban hier, tritt in die Mitte der versammelten Frauen, drehe Dich mit geschlossenen Augen dreimal im Kreise und dann setze der nächsten besten den Turban auf, diese soll dann Sultanin werden."

Das junge Mädchen war eine Russin, die Tochter eines griechischen Pfarrers, welche von Tataren geraubt und als Sklavin nach Stambul verkauft worden war. Klug und muthwillig fand sie sich rasch in die Situation. Sie empfing den Turban aus den Händen des Sultans, trat in die Mitte der schönen Mädchen, welche sich langsam im Kreise um sie drehten, während sie selbst mit geschlossenen Augen sich dreimal anmuthig auf dem Absatz ihres zierlichen Pantoffels herumdrehte.

Dann blieb sie stehen und ohne die Augen zu öffnen setzte sie lächelnd — sich selbst den Turban auf den hübschen Kopf. Während die anderen Mädchen enttäuscht aufschrien, lachte der Sultan, durch den geistreichen Einfall gewonnen, und ließ die Russin, welche Anastasia Bissoski hieß, auf der Stelle durch die Oberhofmeisterin des Serails feierlich mit dem Zobelpelz einer Sultanin bekleiden.

Anastasia bekam den Namen Kasseki-Kurem, wurde aber noch häufiger Roxelane genannt. Sie gewann rasch die Gunst des Sultans, und heute noch zeugt eines der herrlichsten Monumente Konstantinopels von der Liebe Soliman's zu der schönen Roxelane, welche ihn und somit das türkische Reich Jahre hindurch fast unumschränkt beherrschte. H. v. S.-M.

Unterirdische Städte. — Vor einigen Jahrzehnten kümmerte man sich um den Untergrund der großen Städte noch wenig oder gar nicht; er hatte nur insofern Interesse, als er wasserführende Schichten enthielt, aus denen man durch Brunnen das nothwendige Wasser zum Trinken und für Wirthschaftszwecke entnehmen konnte. Erst als man Wasserleitungen einrichtete, beschäftigte man sich mit dem Untergrunde, der die Röhren aufnehmen sollte, näher. Nach der Wasserleitung kam die Gasleitung, und seit ungefähr 20—30 Jahren hat sich die Zahl der unterirdischen Leitungen derartig vermehrt, daß man z. B. in Berlin jetzt ernstlich daran denken muß, wenigstens die Hauptstraßen zu unterkellern und so gewissermaßen unterirdische Straßen herzustellen. Wenn wir heute den unterirdischen Querschnitt einer Berliner Straße betrachten, so finden wir so zahlreiche verschiedene Einrichtungen nebeneinander, daß selbst der Laie sich wundert, daß man nicht an Stelle des ewigen Aufreißens der Straßen, der Wiederzuschüttung und des Pflasterns und des wiederum in einigen Tagen folgenden Aufreißens die Straßen unterkellert und hübsch nebeneinander und stets zugänglich alle die Leitungen einrichtet, die man nun heute in einer Großstadt nicht mehr entbehren kann. Auch die Ingenieure sind sich über die Anlage unterirdischer Straßen längst klar, nur handelt es sich vorläufig um die großen Kosten und auch um die Störung des Verkehrs in den oberirdischen Straßen während des Baues. Man steht aber unmittelbar davor, neue Straßenzüge so zu bauen, daß stets eine unterirdische und eine oberirdische Straße vorhanden ist.

Wir finden also in dem unterirdischen Querschnitt einer Berliner Straße die mächtigen eisernen Röhren der Wasserleitung, daneben die Röhren der Gasleitung, dann Röhren oder mehr als mannshohe, gemauerte Kanäle für die Kanalisation, durch

welche die Abfallwässer, alle Unreinlichkeiten und die Verbrauchswasser aus Fabriken unterirdisch abgeführt werden, dann die Röhren der Rohrpost, endlich eine ganze Reihe von Kabeln für Telephone, für elektrisches Licht, für elektrische Kraftübertragung. Gerade die Elektrizität wird Veranlassung werden, daß man unterirdische Straßen anlegt und zwar deshalb, weil sie erlaubt, immer wieder neue Centralbetriebe einzurichten, an die man früher nicht dachte.

In den Großstädten werden vielleicht schon in einem Jahrzehnt in jedem Hause kleine elektrische Kraftmaschinen aufgestellt sein, die zu allerlei Verrichtungen und Leistungen im Haushalt dienen, die Zahl der Kabel wird sich also kolossal vermehren, und es wird kaum möglich sein, sie unterzubringen, wenn man nicht die Straßen direkt unterkellert. Dazu kommen die Leitungen für Gas, welche vermehrt werden müssen, da man vielleicht schon in zehn Jahren zum großen Vortheil aller Großstädte nicht mehr mit Steinkohle, Coaks oder Torf, sondern mit Gas heizen wird. Es kommen dazu noch die Leitungen für Druckluft, die allerdings nicht in alle Häuser abzweigen, aber doch in diejenigen, in denen kleine Gewerbe und kleine Handwerke betrieben werden. Da alle diese Leitungen hin und wieder schadhaft werden, ausgebessert und vermehrt werden müssen, so hört in einer solchen großen Stadt das Aufreißen des Pflasters und der Straßen nicht mehr auf. Wie bequem wäre es daher, wenn man alle diese Leitungen in unterirdischen Gewölben nebeneinander hätte, wenn sie stets zugänglich wären und zu jeder Zeit revidirt oder ausgebessert werden könnten, ohne daß man überirdisch etwas davon merkte.

Schon dieser eine Grund, die Zugänglichkeit der unterirdischen Leitungen, wäre Veranlassung, unterirdische Straßen anzulegen; ein zweiter, viel wichtigerer Grund kommt aber noch hinzu, das ist der beständig steigende Verkehr.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in den großen Städten in den Hauptstraßen bereits ein derartiger Verkehr herrscht, daß eine Vermehrung desselben mit den größten Gefahren verbunden sein muß. In New-York hat man Abhilfe geschaffen, indem man eine mit Dampf betriebene Hochbahn errichtete, die auf eisernen Säulen

in den Straßen läuft. Diese Hochbahn hat sich außerordentlich bewährt, aber sie ist nicht überall durchzuführen; man kann sie nur dort anbringen, wo sehr breite und sehr lange Straßenzüge vorhanden sind. In den inneren Bezirken aller großen Städte aber, wo sich Handel und Verkehr konzentriren, wo jedes Haus, vom Keller bis zum Dach, nur Handels- und Geschäftszwecken dient, sind die Straßen meist so eng, daß an eine Durchführung der Hochbahn nicht gedacht werden kann. Man hat daher die wunderlichsten Projekte ausgearbeitet, hat an überirdische, auf Masten zu führende Seilbahnen gedacht, an elektrische Bahnen, die über die Dächer hinwegzuführen seien. In London scheint man aber die Frage endgiltig durch Anlegung einer elektrischen Untergrundbahn gelöst zu haben, die sich auf das Vortrefflichste bewährt.

Ebenso wie die erste oberirdische Eisenbahn der Anfang einer neuen Verkehrszeit wurde, so dürfte diese Londoner Bahn, die unterirdische South Kensington-Linie, das Muster für die unterirdischen Verkehrssysteme in den Großstädten bilden. London hatte bisher schon eine unterirdische Eisenbahn, die mit Dampf betrieben wurde, durch den Ruß ergaben sich aber so viele Nachtheile, daß kein Mensch die Bahn benutzte, wenn er dazu nicht absolut gezwungen war. Die unterirdische elektrische Eisenbahn ist aber außerordentlich angenehm; sie ist bequem, es findet keine Belästigung durch Rauch und Ruß statt, und die Bahn ist gefahrlos, da man sie so anlegte, daß die Wagen den Querschnitt des unterirdischen Tunnels fast ganz ausfüllen.

Trotzdem die Londoner Bahn erst seit einem Jahr im Betriebe ist, haben sich unsere Verkehrstechniker fast ausnahmslos schon zu der Ansicht bequemt, daß eine Erleichterung des großstädtischen Verkehrs nur durch die Einrichtung unterirdischer Eisenbahnen möglich ist. Von den oberirdischen Eingängen an den Hauptverkehrspunkten steigt man auf bequemen Treppen in die elektrisch erleuchteten Bahnhofsräume hinab. Rasch und sicher vollzieht sich hier der Verkehr, und auf der nächsten Station, die man mit großer Geschwindigkeit erreicht, steigt man auf bequemen Treppen wieder an das Tageslicht. Es handelt sich aber nicht allein um den Personenverkehr, sondern auch um die

Beförderung von Waaren und Lasten. Gerade die langsam fahrenden Lastwagen hindern am meisten den Verkehr in den Großstädten; sie geben viel mehr als andere Wagen Veranlassung zu Verkehrsstockungen und Hindernissen, und man wird sich veranlaßt sehen, vielleicht auch einen großen Theil des Lastverkehrs unterirdisch einzurichten. Natürlich läßt sich die Einrichtung dieser Bahnen ebenso wie die von Centralleitungen nur in unterirdischen Straßen anbringen, und so werden naturgemäß, wenigstens unter den Hauptstraßen der großen Städte, unterirdische, höchst sauber gehaltene Straßennetze mit elektrischer Beleuchtung entstehen, in denen der Verkehr ebenso gewaltig fluthen wird, wie in den oberirdischen Straßen.

Daß durch die Anlage der unterirdischen Straßen, die gleichzeitig mit den oberirdischen benutzt werden, ein höchst eigenthümliches Leben sich in den Großstädten entwickeln wird, ist wohl selbstverständlich, und diejenigen, welche die nächsten Jahrzehnte noch erleben werden, können sich in dieser Beziehung auf manche Ueberraschung, auf manche Neuigkeit und Neuerung gefaßt machen.

A. O. Kl.

Eine Aushebung in Masse. — Bekanntlich hatte im Jahre 1848 Venedig die Herrschaft Oesterreichs abgeschüttelt und eine provisorische Regierung, an deren Spitze der Advokat Manin stand, eingerichtet. Aber die Oesterreicher belagerten die Stadt, und es kam in Venedig zu verschiedenen aufgeregten Scenen. Eine davon ist die folgende. Am 7. August, kurz vor der Kapitulation, kam es zu einer Demonstration unter den Fenstern Manin's. Der Markusplatz bot den beängstigenden Anblick einer leidenschaftlich erregten Volksmenge. Es wurde „Fuori Manin!“ (Manin heraus!) gerufen, bis dieser endlich an einem Fenster erschien. „Was will das Volk?“ war seine Frage. Da rief eine Stimme vom Platze herauf: „Das Volk von St. Markus fühlt das Bedürfniß, sich zu bewaffnen, und verlangt von der Regierung Aushebung in Masse!“ — „Aushebung in Masse! Aushebung in Masse!“ brüllte das Volk. Hierauf antwortete Manin: „Wohlan, ihr sollt kämpfen, laßt euch aber anwerben, es gibt keinen anderen Ausweg! Sogleich komme ich zu euch herunter und lege die Listen auf!“ In der That wurde ein Tisch

auf den Platz heruntergebracht, Manin setzte sich an denselben und rief mit lauter Stimme: „Wer mitkämpfen will, lasse sich bei mir einschreiben!"

Man hätte nun glauben sollen, es wäre darauf ein großes Gedränge, ein gewaltiger Zulauf entstanden, aber das Gegentheil geschah: die ärgsten Schreier gaben sich als bloße Maulhelden zu erkennen, nach allen Seiten schlichen sie sich fort und bald hatte sich die ganze Menge nach Hause verlaufen. Der patriotischen und ebenso klug berechneten Aufforderung Manin's waren nur 18 Männer gefolgt, und von diesen wurden 15 als vollkommen dienstunfähig abgewiesen. D.

Dampfkanonen. — Die beiden Dampfgebrauchsarten, das Dampfgeschütz und die Dampfkochkunst, stehen trotz ihres ganz abweichenden Zweckes insofern miteinander in Verbindung, als Denis Papin (1647—1710) zu der einen wie zu der anderen die ersten Grundideen angegeben, doch hat trotz seiner traurigen Bestimmung das Dampfgeschütz in neueren Zeiten schon des großen Lärmes wegen, den es erregt, weit mehr Beachtung gefunden, als die weit nützlichere, jedoch ganz im Stillen operirende Dampfkochkunst.

Der berühmte Vauban (1633—1707) war der Erste, welcher die Vorschläge Papin's über die Herstellung von Dampfgeschützen einer praktischen Prüfung unterwarf. Er erklärte, gefunden zu haben, daß 70 Kilogramm Wasser, in Dampf verwandelt, eine Kraft ausübten, welche ein Gewicht von 38,500 Kilogramm zu bewegen vermöchte, während durch 70 Kilogramm Schießpulver nur 15,000 Kilogramm Gewicht in Bewegung gesetzt würden. Da ihm jedoch von einigen Seiten widersprochen wurde, so blieb die Sache eine lange Zeit hindurch liegen und war schon fast ganz wieder in Vergessenheit gerathen, als um das Jahr 1813 der französische General Chasseloup sie von Neuem aufgriff und durch Berechnungen zu beweisen suchte, daß es sehr wohl möglich sein werde, Festungen mit Dampfkanonen zu bewaffnen. Nach seinen Angaben wurden daher auch von einem französischen Ingenieuroffizier 1814 die ersten Dampfkanonen hergestellt. Der Dampfkessel, welcher sechs Geschütze zugleich mit Wasserdampf zu bedienen vermochte, hatte eine Art von Lafette zur

Unterlage und war so eingerichtet, daß alle sechs Geschütze so oft, als man einen dabei angebrachten Hahn umdrehte, mit Dampf und Kugeln frisch geladen werden konnte.

Da jedoch das Kriegsereigniß der Einnahme von Paris durch die Verbündeten dazwischen trat, ehe die neue Erfindung an irgend einer Festung in Gang gesetzt war, so wurde auch jetzt wieder die Realisirung verschoben, bis endlich der Amerikaner Perkins, der wahrscheinlich von Chasseloup's Dampfkanonen Kenntniß erlangt hatte, 1824 von Neuem mit dem Vorschlage hervortrat, Kugelgeschosse verschiedener Art herzustellen, bei welchen die Entladung nicht durch Schießpulver, sondern durch Wasserdampf bewirkt würde. Mit einer von ihm zur Probe verfertigten Dampfflinte vermochte er in einer Minute so viele Kugeln abzufeuern, daß „Alles damit besäet ward", obgleich dieselben nur hintereinander und nicht gleichzeitig ausgeworfen wurden, und als er hierauf eine wirkliche Dampfkanone hergestellt hatte, gelang es ihm nach wiederholten Versuchen, die Geschwindigkeit des Abfeuerns so zu erhöhen, daß sein Geschütz dreißigmal schneller sich selbst bediente, als die gewandtesten Kanoniere eine gewöhnliche Pulverkanone in Thätigkeit zu erhalten vermochten.

Trotzdem sind diese Geschütze nicht eingeführt worden, wenn auch von Zeit zu Zeit, besonders in Nordamerika, die Idee immer wieder auftaucht und angeblich bedeutende Verbesserungen an diesen Kanonen angebracht sein sollen. Dr. A. B.

Moderne Magie. — Die Welt will betrogen sein! Dieses Wort findet wohl nirgends eine unschuldigere Anwendung, als in jenen Abendunterhaltungen, in welchen unsere „modernen Magier", die Taschenspieler, auftreten. Heutzutage, wo der Spiritismus so viele Leute beschäftigt, verlegen sich unsere Taschenspieler mit Vorliebe auf Kunststücke, welche unter dem Namen spiritistischer und antispiritistischer Experimente, des Gedankenlesens, Hellsehens u. s. w. vorgeführt werden, obwohl sie damit gar nichts zu thun haben, sondern bloße Taschenspielerkünste sind.

So beginnt z. B. Signor Torini, einer der bedeutendsten „Magier" der Gegenwart, eines seiner erstaunlichsten Kunststücke folgendermaßen:

„Meine verehrten Herrschaften, seit der Entlarvung Bastian's durch Erzherzog Johann von Oesterreich hat sich das Interesse der gesammten gebildeten Welt mit großem Eifer dem so unbegreiflichen Gebiete des Spiritismus zugewendet, und man muß zugeben, daß dort Dinge ausgeführt wurden, für die man eine natürliche Erklärung nicht hat. Ich persönlich habe es mir zur Aufgabe gemacht, möglichst die Experimente der Spiritisten auf natürliche Weise zu lösen. Sie sehen hier eine gewöhnliche Schreibtafel und zwei Stücke Zeitungspapier, in welche ich die Tafel hineinwickele. Hier ist ein rothes Seidenband, womit Sie, mein Fräulein, gefälligst dieses Packet ganz verschnüren wollen. Sodann wollen Sie, mein Herr, diesen Siegellack zur Herstellung eines Siegels benutzen, wobei Sie, um jede Möglichkeit der Erbrechung auszuschließen, gütigst Ihren Siegelring verwenden wollen. — So, ich danke! —

Ferner habe ich herbeigebracht ein Spiel Karten und zwei Würfel. Ich bitte nun um einen Cylinderhut: danke verbindlichst! — Gnädige Frau, dürfte ich Sie vielleicht ganz gehorsamst bitten, mit den beiden Würfeln einen Wurf in den Hut zu thun, während jenes kleine Fräulein so liebenswürdig ist, eine Karte zu ziehen. Danke gehorsamst allerseits. Darf ich nun höflichst bitten, mir zu sagen, wie viel Augen in dem Hute oben stehen?"

„Neun!"

„Ah, sehr gut; neun, und welche Karte zogen Sie soeben, mein Fräulein?"

„Pique Sieben."

„Sehr wohl, so bitte ich, mein Herr, daß Sie die Tafel, welche sich fortwährend in Ihren Händen befand, von ihrer Hülle befreien, und Sie werden sehen, daß die eine Seite deutlich die Karte Pique-Sieben zeigt, indessen auf der anderen Seite die neun geworfenen Augen zu sehen sind. Den freundlichst geliehenen Hut mit verbindlichstem Danke zurück. Sogleich kommt meine nächste Hauptnummer."

Donnernder Beifall folgt diesem Kunststücke, welches in der That verblüffend zu wirken pflegt. Zur Aufklärung sei mitgetheilt, daß der Taschenspieler im Stande ist, vorher zu be-

ſtimmen, welche Karte man zieht. Scheinbar ganz abſichtslos breitet er das Spiel fächerartig auseinander, und man nimmt ganz unwillkürlich jene Karte, die der Künſtler will. Dieſes Verfahren nennt man „eine Karte forciren“. Weiterhin ſei bemerkt, daß die gebrauchten Würfeln immer dieſelbe Zahl werfen, indem der eine nur an allen Seiten 3 Augen, der andere überall deren 6 zeigt. Mit Abſicht wurde beim Würfeln nicht etwa ein Tablett oder ein flacher Teller verwendet, ſondern ein Cylinder, da dieſer ſo hoch iſt, daß man die Seitenwände der Würfel nicht erkennen kann.

Infolge dieſer Erklärung wiſſen wir nun, daß der Taſchenſpieler die Reſultate von Würfel und Karte vorher genau kennt, und jetzt wäre noch die Frage zu löſen, wie die mit ſauber in Kreide bezeichneten Umriſſen vermerkte „Pique-Sieben“ und die neun Augen der Würfel auf die Tafel kamen.

Nun, der Taſchenſpieler benutzte eine Tafel, bei der die Schieferfläche auf beiden Seiten durch eine Pappe bedeckt iſt, welche mit ſchieferfarbigem Papier ſehr ſauber beklebt wurde. Wenn die Tafel von beiden Seiten gezeigt wird, drückt der Taſchenſpieler mit Daumen und Zeigefinger die Pappendeckelſtücke an die Tafelflächen an, unter denen, auf der wirklichen Schieferfläche, vorher ſchon Karte und Würfel ſorgſam aufgezeichnet wurde. Beim Einwickeln in die Zeitung läßt er die Pappen unbemerkt auf den Tiſch gleiten, und hat alſo nur noch die Tafel mit den Zeichnungen in der Hand, welche man beim Oeffnen des Packetes darauf findet. —

Ein anderes Kunſtſtück, bei welchem ſogar eine raffinirt zu nennende Vorbereitung zu Grunde liegt, kann man öfter von feineren Zauberkünſtlern ausgeführt ſehen.

Auf dem Mitteltiſche ſteht ein Vogelkäfig mit ſechs recht ſchön gelben Kanarienvögelchen. Der „Magier“ bringt einen kleinen Tiſch, deſſen Hauptſäule in drei Füße endigt, hebt zum Zeichen, daß derſelbe keinerlei Vorrichtungen enthalte, die geſtickte Decke, die übrigens nur eine Handbreite herabhängt, hoch, und erklärt, den Käfig öffnend, daß die darin befindlichen Sänger eine Konzertreiſe antreten würden. Während deſſen hat er die kleinen Vögel einzeln aus dem Käfig genommen, und in ein Glaskäſtchen von

der Größe einer Cigarrenkiste gesetzt. Dieses stellt er auf das erwähnte kleine Tischchen und deckt ein seidenes Tuch darüber. Gegenüber diesem Tischchen, auf der andern Seite der Bühne, hängen zwei Schnüre, wie Klingelzüge, von oben herab, an deren Enden sich kleine Drahthäkchen befinden. Hieran wird der Käfig aufgehängt, und derselbe schwebt also nun frei in der Luft.

Plötzlich feuert der Künstler ein rasch hervorgezogenes Terzerol gegen den Käfig ab, und sämmtliche sechs Vögel befinden sich wieder darin, während das Glaskästchen sich beim Abnehmen des Seidentuches leer zeigt.

Um die Ausführung dieses hübschen Kunststückes zu begreifen, muß zuerst erklärt werden, daß jener kleine Tisch durchaus nicht so unschuldig ist, wie es scheint, sondern daß derselbe eine Klappe in seiner Platte hat. Sobald die gestickte Tischdecke niederfällt, öffnete sich durch einen Druck eine Art von Falle in dem Tische, wodurch ein Raum gebildet wird, der dem Umfang jenes Glaskästchens genau entspricht. Das Letztere ist doppelt, und der innere Kasten mit den darin befindlichen Vögeln läßt sich ganz nach Belieben unten herausnehmen. Sobald der Künstler nun ein Tuch über den Glasbehälter deckt, berührt er eine Feder, und der innere Glaskasten versinkt sanft und geräuschlos in der Tischfalle.

Der Vogelkäfig wiederum hat eine ganz besondere Einrichtung. Unten um den Käfig ist ein etwa zwei Finger breiter, aufrechter Rand angebracht, scheinbar zur Verzierung. Darüber spannt sich, der ganzen Länge des Käfigs nach, eine Art von Rouleaux von sandfarbigem Zeugstoff; die Rolle, um die es sich wickelt, ist in eine Spiralfeder eingehängt. Nun werden sechs Vögel in den untern Käfigraum gesetzt, das Rouleaux darübergezogen und auf der anderen Seite festgehakt; so sind also die Vögel auf einem ganz kleinen Raum im untern Theil des Käfigs untergebracht. Dann werden weitere sechs Vögel in den eigentlichen Käfig gesetzt, und die Vorstellung kann beginnen. Der Käfig enthält also zuerst zwölf Vögel, von denen jedoch sechs nicht sichtbar sind. Die Schnüre, an denen der Käfig hängt, sind innen mit Drahtleitungen versehen, durch welche ein elektrischer Funken geht, sobald der hinter einer Kulisse stehende Gehilfe den Kontakt her-

stellt. In dem Käfig ist ein ganz kleiner Elektromagnet verborgen angebracht, der, sobald der elektrische Funke ihn umkreist, einen Riegel wegzieht, wodurch das erwähnte Rouleaux frei wird und sich blitzschnell zusammenwickelt. Die Vögel flattern sofort auf, da sie plötzlich aus ihrer Gefangenschaft erlöst sind, und setzen sich auf die Käfigstangen. Daß der Gehilfe den Telegraphen genau in der Sekunde drücken muß, wo der Schuß fällt, ist wohl selbstverständlich.

Man sieht, welche ungemein verwickelten Vorbereitungen mitunter zur Ausführung einer einzigen Nummer gehören, und dennoch gibt es auf diesem interessanten Gebiete wieder andere Kunststücke, die durch ihre Einfachheit den Zuschauer momentan völlig verblüffen. Herr Torrini führt unter anderm folgendes Stückchen aus. Er nimmt ein Taschentuch von feiner Seide und läßt dasselbe der herkömmlichen Prüfung von Seiten der Zuschauer unterziehen. Auf die Bühne zurückgekehrt, hängt er es über eine Stuhllehne, damit das Publikum es fortwährend im Auge behalten kann. Nun nimmt er einen gewöhnlichen Porzellanteller und legt ihn umgekehrt auf einen Stuhl. Darauf ergreift er das auf der Stuhllehne hängende Tuch und reibt es mit ausgestreckten entblößten Armen fest zwischen den Händen, zwischen denen es allmälig verschwindet, um sich unter dem Teller wiederzufinden. Zur Ausführung sind zwei Tücher von ganz gleicher Beschaffenheit erforderlich. Das eine wird nicht gezeigt, sondern von dem Taschenspieler in zusammengeballtem Zustande beim Hinlegen des Tellers unter diesen gebracht. Das Publikum bemerkt diesen Vorgang nicht. Nun nimmt der Taschenspieler das auf der Lehne hängende Tuch und zugleich ein hinter der Stuhllehne befindliches kleines Etui, welches dem oberen Theile eines Brillenfutterales ähnelt. Dasselbe ist auf einer Seite mit einem sehr starken Klebestoffe bestrichen, wodurch es auch hinter dem Stuhle festgehalten wird. Der Taschenspieler erfaßt mit dem Tuche gleichzeitig das hinter der Stuhllehne angeklebte Lederfutteral und arbeitet, das Tuch langsam zwischen den Händen reibend, dieses in das Futteral gänzlich hinein. Durch eine geschickte Bewegung bringt er zuletzt das Lederetui nebst darin steckendem Tuch auf die Rückfläche der vom Publikum abgewendeten Hand, wo es

vermöge des daran haftenden Klebestoffes festsitzen bleibt. Nun kann er beide Hände leer zeigen; beim Aufheben des Tellers zeigt sich dann den erstaunten Blicken der Zuschauer scheinbar dasselbe Tuch, welches der Künstler soeben frei in den Händen verschwinden ließ. — In dieser Weise zaubern unsere modernen Magier ohne Zuhilfenahme von Geistern Verstorbener und der vierten Dimension. P. R.

Schiller und die Graubündner. — In der ersten Auflage der „Räuber" ließ Schiller seinen Spiegelberg sagen: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigens Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath' ich Dir: reis' in's Graubündner Land. Das ist das Athen der heutigen Gauner." Diese Worte griff, wie Palleske in seinem „Leben Schiller's" erzählt, ein junger Literat, Namens Wredow, der in Graubünden mehre Jahre als Hauslehrer gelebt hatte, auf und vertheidigte in dem Hamburger „Adreßcomptoir-Kalender" das Graubündner Land gegen diese Anklage in einem langen und hochtrabenden Artikel. Doktor Amstein in Chur ließ ferner in dem von ihm redigirten „Sammler" eine Anklageschrift erscheinen, und stellte Schiller als den schwarzen Verleumder eines ganzen Staates hin. Durch den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg wurde diese Anklage dem Herzog von Württemberg in die Hand gespielt und dieser war im höchsten Grade aufgebracht darüber. Er verbot sofort dem Regimentsmedicus Schiller alles weitere Indruckgeben aller nichtmedicinischen Schriften und jede Verbindung mit dem Auslande. So wurde jene Stelle die Ursache von Schiller's Flucht aus Stuttgart und ein bedeutender Wendepunkt in seinem Leben. D.

Aerzteeinkommen im 16. Jahrhundert. — Wie schwer es in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einem Arzte in einer kleineren Stadt wurde, sich von seiner Praxis zu ernähren, zeigt das Beispiel eines Arztes, der sich im Jahre 1538 in Ragnit (in Preußen) niederließ. Er kam, um sich erhalten zu können, bei dem Herzog mit der Bitte ein, ihm eine freie Wohnung einräumen zu lassen, auch zu gestatten, daß er einen Branntweinschank anlegen und sein Vieh mit dem des Herzogs auf freier Weide gehen lassen dürfe. Der Herzog ließ ihm

ein Häuschen anweisen und zwar zu erblichem Besitz, doch mit der Verpflichtung, dafür jährlich auf das Haus zu Ragnit eine Mark Zins zu entrichten. Den Branntweinschank und die freie Viehweide zu gestatten, trug der Herzog Bedenken, obgleich der Arzt sich erboten hatte, dafür das herzogliche Gesinde auf dem Schloß in vorkommenden Fällen umsonst kuriren zu wollen. Auch wurde dem Arzt ausdrücklich aufgegeben, er solle für seine Kuren nur „die gebührliche Vergleichung" nehmen und im Schlosse keine Handlung vornehmen ohne des Hauptmanns Wissen. Für die Erlaubniß der Praxis aber und um ihm zugleich seinen Unterhalt zu erleichtern, wurde ihm noch die Verpflichtung auferlegt, einen Tag in der Woche vor Ostern bis Michaelis das Korn auf dem Schlosse umstoßen zu helfen, wofür ihm an Kost und Getränk dasselbe gereicht werden sollte, was Andere bei dieser Arbeit erhielten. E. K.

Der Bart im Heere. — Die preußische Armee unter Friedrich Wilhelm I. und seinem großen Sohne hatte keine Bärte, nur wenige Regimenter, z. B. das des alten Dessauer's, trugen schön gewichste und regelrecht aufgestutzte Schnurrbärte. Das Färben des Bartes wurde durch einen Befehl vom 29. November 1751 verboten. Im Heere Napoleon's I. trugen nur die Husaren und die Lanciers Schnurrbärte. Als die Grenadiere der Garde zu Pferde einmal Lust dazu bekamen, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen und deshalb ein Gesuch einreichten, schrieb der Kaiser darunter: „Wenn die kaiserliche Garde zu Pferde glaubt einen Bart nöthig zu haben, um dem Feinde Furcht einzuflößen, so mag sie ihn tragen." Da verlor sich das Gelüste. Im Jahre 1813 wollten die Schnurrbärte bei den Deutschen wieder allgemein Mode werden, doch hielten sie sich nicht lange. Den Offizieren der österreichischen Armee von früher war ein kleiner halbmondförmiger Backenbart gestattet. Vollbärte gab es bis nach 1870 bei dem deutschen Heere nicht: das Kinn mußte ausrasirt sein, damit die Helmschuppenkette gut säße. Kaiser Friedrich als Kronprinz war der erste preußische Offizier, der einen vollen Bart trug. D.

Wohl begründet. — Als Navarez, Herzog von Valencia, auf seinem Todtenbette lag, stand der Erzbischof von Granada

neben seinem Lager, bemüht, den Sterbenden für den Himmel vorzubereiten.

„Denken Sie," sagte er, „auch an Ihre Feinde! Verzeihen Sie ihnen, auf daß auch Ihre Schuld vom Himmel Vergebung finde."

„Ich habe keine Feinde," erwiederte der Sterbende.

„Aber Excellenz, wenn man eine Stellung bekleidet hat, wie die Ihrige —"

„Ich sage Ihnen, daß ich keine Feinde habe."

„Aber Excellenz —"

Ungeduldig geworden, richtete Navarez nun mit letzter Kraft sich noch einmal auf und wendete sich gegen den Erzbischof: „Ich habe keine, sage ich Ihnen, denn ich habe sie alle erschießen lassen." —dn—

Kostbare Milch. — Zur Ernährung der Kinder verwenden wir Kuh- und Ziegenmilch. Aber auch, wenn diese Hausthiere einmal aussterben sollten, würden wir nicht rathlos sein, falls wir uns nur — Elephantenmilch in gehöriger Menge verschaffen könnten. Doktor Doremus macht über die Analyse derselben folgende Mittheilung: „Ich war nicht überrascht, daß die Elephanten so groß und stark werden, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Milch, mit der die jungen Thiere genährt werden, die reichhaltigste ist, die ich jemals zu untersuchen hatte. Sie enthält weniger Wasser und mehr Butter und Zucker als irgend eine andere, sie hat ein angenehmes Aussehen und einen köstlichen Geruch. Die daraus gewonnene Butter ist reichhaltiger und süßer, als die aller anderen Thiere." —dn—

Lotterie bei den Römern. — Staatslotterien in unserem Sinne waren den Griechen und Römern unbekannt. Doch findet sich etwas Aehnliches in der Kaiserzeit seit Augustus. Derselbe liebte es nämlich, bei Gastmählern äußerlich völlig gleiche Billets um gleichen Preis zu verkaufen. Oeffnete man sie, so ertheilten sie den Käufern Ansprüche auf Gegenstände von ganz verschiedenem Werthe, z. B. auf 100 Goldstücke, auf ein Purpurkleid, einen Zahnstocher, auf ein köstliches Gemälde eines berühmten Meisters oder auf die Pfuscherei eines Anfängers. Der Kaiser Heliogabal übertrieb die darin liegende Neckerei in dem Maße, daß der Eine 10 Kameele, der Andere 10 Fliegen, der Eine 10 Pfund

Gold, der Andere 10 Pfund Blei, der Eine 10 Strauße, der Andere 10 Hühnereier erhielt. D.

Erwünschte Strafe. — Um die Vermählung mit der Prinzessin Marie Luise von Oesterreich möglich zu machen, mußte Napoleon I. einen Vorwand finden, seine Ehe mit Josephine zu lösen. Er fand sich bald. Nach einer Bestimmung des Tridentiner Konzils fehlt jeder Ehe Giltigkeit, welche nicht in Gegenwart des Kirchspielpfarrers des einen oder des anderen Theils oder seines Vikars nebst zwei Zeugen geschlossen ist. Bei der Einsegnung der Ehe Napoleon's hatte nun Kardinal Fesch diese Förmlichkeit übersehen, und Napoleon I. ließ sich nun gern zu der darauf stehenden Strafe von 6 Franken zum Besten der Armen verurtheilen, um die Trennung von Josephine und die Verbindung mit Marie Luise durchzusetzen. D.

Schnell erbaute Festung. — Die Sucht der Kaiserin Katharina II. von Rußland, Vieles anzufangen und Weniges zu vollenden, veranlaßte den Kaiser Joseph II. zu einer witzigen Aeußerung. Während seines Aufenthaltes in Taurien lud ihn die Kaiserin ein, der Feier der Grundsteinlegung einer neuen Festung, die sie in jener Gegend erbauen wollte, beizuwohnen. Der Kaiser erschien auch und Katharina legte den ersten Stein, Kaiser Joseph den zweiten. Nach seiner Rückkehr erzählte er seinem Adjutanten: „Ich habe mit der Kaiserin von Rußland an einem Tage eine ganze Festung erbaut. Sie hat den *ersten* Stein dazu gelegt und ich den *letzten*." C. L.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin.

Ein außerordentlich praktisch angelegtes und nützliches Werk ist:

Stickmuster

für

Schule und Haus.

Entworfen und mit einer Anleitung zum Entwerfen versehen

von

Dr. A. Stuhlmann,

Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule zu Hamburg.

Mit 74 Tafeln und 260 Mustern für Leinenstickerei in Kreuzstich und Halbstich.

In eleganter Mappe Preis 6 Mark.

„Stickmuster für Schule und Haus" ist ein Werk, das bestens empfohlen zu werden verdient. Der Autor, eine mit den Erfordernissen auf dem Handarbeitsgebiete wohlvertraute Persönlichkeit, bürgt für die Brauchbarkeit und Gediegenheit dieser Sammlung. Die Muster können ebensogut als Vorlage für unmittelbare Nachbildung, wie als Motive für freie, weitere Komposition benützt werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein gediegenes Haus- und Familienbuch ist:

Illustrierte
Musikgeschichte.

Die Entwicklung der Tonkunst
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

Emil Naumann,

weil. Königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Groß-Oktav. Preis broschiert 15 Mark, elegant in Ganzleinwand gebunden 20 Mark.

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmonischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein weitumfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne im Zusammenhange kennen zu lernen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9840

Im Verla[illegible] [illegible]esellschaft
in **Stuttgart** [illegible] die **dritte**
Auflage v[illegible]

Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet und
bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Prof. Wilhelm Müller.

Das Werk gelangt zur Ausgabe in 66 Lieferungen à 40 Pf., in 12 broschierten Bänden à M. 2.20, und in 6 gebundenen Bänden à M. 6.— und enthält zahlreiche Illustrationen und Karten.

Eine Reihe von Lieferungen und Bänden sind bereits erschienen.

Beckers Weltgeschichte ist eines der ältesten Geschichtswerke. Ein Jahrhundert hindurch ist das Werk bekannt und hat sich stets einen guten Ruf zu bewahren gewußt. Denn so viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat. — Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilhelm Müller, sich gestellt und welche er glänzend gelöst hat.

Subskriptionen auf das Werk nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen.

Filmed by Preservation 1992